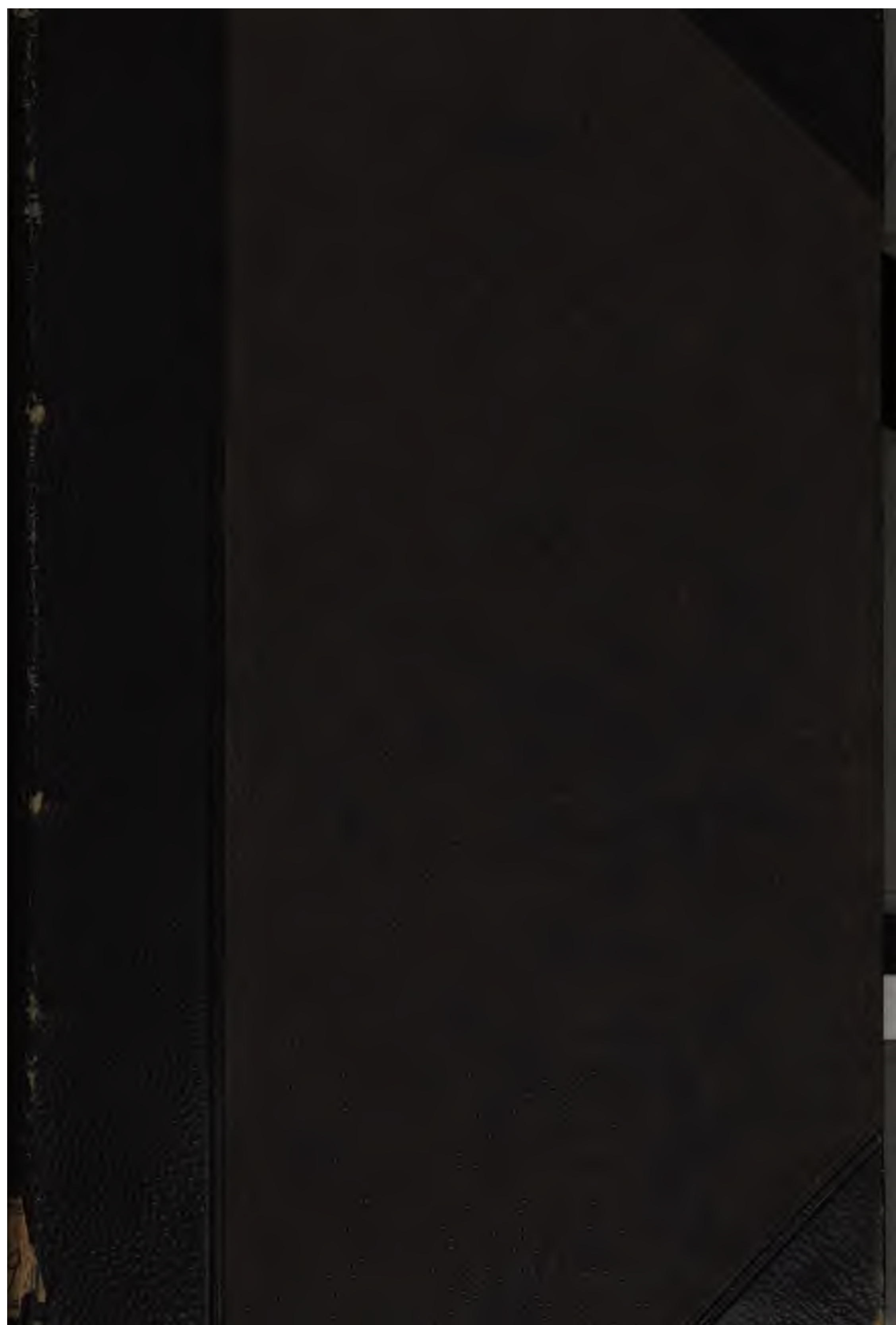



600092302M



93

Die erste Kontroverse

über den

Ursprung des apostolischen Glaubensbekenntnisses.

Laurentius Valla und das Konzil zu Florenz.

Von

Dr. theol. D. G. Monrad,

Bischof von Lolland und Falster.

Aus dem Dänischen

von

A. Michelsen.



Gotha.

Friedrich Andreas Perthes.

1881.

Die erste Kontroverse

über den

Ursprung des apostolischen Glaubensbekenntnisses.

Laurentius Valla

und das

Konzil zu Florenz.

Von

Dr. theol. D. G. Monrad,
Bischof von Lolland und Falster.

Aus dem Dänischen
von
A. Michelsen.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1881.

Inhaltsverzeichnis.

I.
Laurentius Valla.

Es war am 2. Juni 1442, als es endlich dem Könige Alfons gelang, in den Besitz der Stadt Neapel zu kommen, indem eine Abteilung seiner Truppen durch die Kanäle einer Wasserleitung in die Stadt hineinschlich*). Einundzwanzig Jahre früher hatte er ebendaselbst seinen Einzug gehalten, als Adoptivsohn der regierenden Königin Johanna II. Da er durch seine Schönheit die Eifersucht ihres Günstlings erregt und in dem hierdurch entbrannten Kampfe diesen gefangen genommen hatte, so erklärte die Königin ihre frühere Bestimmung für null und nichtig, und adoptierte Ludwig III. von Anjou. Sieben Jahre lang hatte zwischen König Alfons und dem Herzoge von Bar und Lothringen, René, Bruder Ludwigs III., welcher durch das Testament der Königin zum Thronerben eingesetzt war, die blutige Fehde gewütet. René wurde von Papst Eugen IV. unterstützt. Zuletzt siegte Alfons. Im folgenden Jahre 1443 den 14. Juli schloß auch Papst Eugen mit dem Könige Frieden.

Am Samstag-Nachmittag vor Ostern 1443 trafen zufällig außen vor den Thoren Neapels zwei Männer zusammen. Noch waren die Spuren sichtbar von den Verwüstungen des Krieges. Der eine der Männer zeigte dem anderen die Ruinen seines

*) Summonte, Istoria di Napoli, T. II, p. 650.

zerstörten Landeigentums. Hoch über die zusammengestürzten Mauern sah man ein Kloster emporragen. „Sollen wir denn hingehen und unsere Fragen an den Mönch richten?“ fragte der eine.

Was waren das für zwei Männer, und was wollten sie bei dem Mönche?

Der eine hieß Angelillus Campanus, einer der Sekretäre des König Alfons, ein gelehrter und ernster Mann. Von ihm wird unsere Erzählung bald schweigen. Der andere war Laurentius Valla, ebenfalls ein Sekretär des königlichen Kabinetts [1]). Dieser wird uns bis ans Ende der gegenwärtigen Geschichtsdarstellung begleiten. Er war geboren 1407 und in Rom erzogen. In seinem Unmute darüber, daß er nicht Sekretär beim Papste geworden war, verließ er Rom in der zweiten Hälfte des Jahres 1430, hielt später Vorlesungen an der Universität zu Pavia, zog unstät in Norditalien umher und ward zuletzt Sekretär beim König Alfons. Diesen begleitete er fortan in seinem unruhvollen Leben, während derselbe um den neapolitanischen Thron kämpfte; und wir müssen uns wundern, wie er während eines so bewegten Wanderlebens imstande gewesen war, sich unablässig mit wissenschaftlichen Studien zu beschäftigen. Jetzt war er zur Ruhe gekommen, nachdem der König den Sieg davongetragen hatte.

Laurentius Valla gehört zu den Männern, die in weltgeschichtliche Entscheidungen eingegriffen haben. Denn dies thun nicht allein diejenigen, die durch ihre Heldenthaten die äußere Gestalt der Welt ändern, sondern auch die, welche in der Gedankenwelt des Menschengeschlechtes einen Umschlag durchführen oder vorbereiten.

Aber war Laurentius Valla seinem Charakter nach ein großer Mann? — Zunächst war er in hohem Grade wohlberedt. Er gehört zu den Schriftstellern, von deren Lektüre man sich kaum losreißen kann, wenn man sie einmal begonnen hat. Er ist fein und scharfsinnig, so einschmeichelnd, daß man in Gefahr ist, sich von ihm bethören zu lassen, auch alsdann, wenn man die listige Berechnung durchschaut. Herrschenden

Anschauungen gegenüber ist seine Denkweise durchaus frei, und eine besondere Freude findet er darin, den Leser durch die Art und Weise zu überraschen und in Staunen zu setzen, wie er allgemein geltenden Meinungen Trotz bietet. Nach Ruhm dürstet er, was er auch selber eingesteht; er ist eitel, sieht scheel auf andere, die Auszeichnung finden, wird im Streite leidenschaftlich. Welche reiche Sammlung lateinischer Schimpfwörter läßt sich aus seinen Schriften und zugleich denen seiner Widersacher machen! Aber wie konnte er auch von begeisterter Bewunderung hingerissen werden über eines anderen Gelehrsamkeit und Begabung! Um sich hiervon zu überzeugen, braucht man nur einen Brief zu lesen, in welchem er dem König Alfons einen jungen Spanier zum Lehrer des königlichen Prinzen empfiehlt *). Zu seiner Mutter hatte er große Liebe, und sie liebte ihn. Unstreitig besaß er umfassende Kenntnisse in den klassischen Wissenschaften, war vollständig Herr über die lateinische Sprache [2]), auch der griechischen nicht unkundig; er war in der Philosophie bewandert, und obgleich er sich über juridische Dinge seine eigenen, absonderlichen Begriffe gebildet hatte, besaß er doch zugleich gute Kenntnisse in der Geschichte der alten Jura. Als einmal ein Bischof, welchen Laurentius Valla bei seinem eigentlichen Namen zu nennen Bedenken trägt, aber öfter als „Kaiphas" bezeichnet, in der Absicht ihn zu beschämen, ihm eine ungemein schwierige Stelle in dem Codex Justiniani vorgelegt hatte, so half unser Laurentius sich bei der Deutung derselben so vortrefflich, daß er seinerseits den Kaiphas beschämte. Da dieser nun die Jurisprudenz als die Königin der Wissenschaften und sich selbst als den Fürsten unter den Juristen betrachtete, so ward er infolge dieses Vorganges zum bitteren, unversöhnlichen Feinde Vallas **). Später haben Erasmus sowohl als Luther den Einfluß anerkannt, den Valla auf sie geübt, und ihn hochgestellt, jener wegen seiner

---

*) S. „Epistolae principum, rerum publicarum ac sapientium virorum" (Venetiis MDLXXII), p. 362.

**) Laur. Vallae Opera (Basileae MDXLIII), p. 355.

klassischen Gelehrsamkeit, dieser wegen seines Werkes, in welchem er den Beweis geführt hat, daß es eine erdichtete Fabel ist, wonach Konstantin das Abendland an den Papst geschenkt haben soll. Luther hat von ihm gesagt: „Laurentius Valla, ein leuchtender Überrest aus der alten Kirche, mußte sich für einen ungelehrten Mann erklären lassen von Leuten, die nicht wert waren ihm das Wasser zu reichen; und er ist doch ein Mann, dessengleichen weder Italien, noch die ganze Kirche viele Jahrhunderte lang gehabt hat." Aber trotz allem kann Laurentius Valla hinsichtlich seines Charakters schwerlich zu den großen Männern gezählt werden. Er hegte eine Liebe, die aufrichtig war, die Liebe zu der lateinischen Sprache und zu den Klassikern; er hegte einen Haß, der es nicht weniger war, den Haß gegen den scholastischen und juridischen Barbarismus. Aber hatte er Liebe zur Wahrheit? Ich rede nicht von der absoluten Wahrheit, sondern von dem, was ihm als Wahrheit galt. Weihte er ihr sein Leben, und war er bereit, Opfer für sie zu bringen? Wie große Eigenschaften ein Mann auch haben mag, können wir doch nicht sagen, er sei ein großer Charakter, wenn er sein Leben nicht der Durchführung eines Gedankens geweiht hat.

Wir fühlen, welche Schwierigkeit es hat, ein wahres Bild dieses Mannes zu entwerfen. Dieses in einigermaßen erschöpfender Weise zu thun, möchte ein sehr eingehendes und umfängliches Studium erfordern. Wir aber können ihm nur eine sehr begrenzte Aufmerksamkeit schenken, da er nur eine einzelne der vielen Personen ist, die handelnd in dem großen Schauspiele aufgetreten sind, welches heißt: die Geschichte des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Valla steht vor unseren Augen als eine Inkarnation des „freien Gedankens" mit allen seinen Licht- und Schattenseiten. Es hat für uns ein eigentümliches Interesse, eine Stimme aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zu hören, die so lautet, als wäre es die Sprache eines Kindes der Gegenwart. Es liegt darin eine gewisse Beruhigung, zu sehen, daß jene weit hinter uns liegende Zeit Anfechtungen kannte, die gewiß nicht geringer waren als die

von heute, und daß jene Zeit dennoch über sie hinweggekommen ist. Keck und unverhohlen tritt der freie Gedanke den herrschenden Anschauungen und autorisierten Meinungen gegenüber auf; so verbreitet er manches Licht und vernichtet manches Vorurteil. Aber außerordentlich schwer gelangt er dahin, sich zu einer bestimmten Überzeugung zu befestigen; denn was fest ist, erscheint ihm nicht frei, und so großes Geschick er besitzt, niederzureißen, so geringes zum Aufbauen: nur armselig und höchst hinfällig sind die Bauten, die er für den Menschengeist aufführt. Indem er das Zeugnis sowohl des Gewissens als des Gebetes gering achtet und verwirft, und angesichts der Gesetze, auf denen die menschliche Gemeinschaft auferbaut ist, sich auf seine Freiheit beruft und sie behauptet, so verfällt er häufig materialistischen Anschauungen und erhebt zuletzt das eigene, persönliche Wohlsein zum obersten Gesetz. Man fällt öfter über die eine oder andere geschichtliche Persönlichkeit das Urteil, sie habe ihre Überzeugung verkauft. In vielen Fällen mag es wohl so sein; aber in vielen anderen ist das Urteil zu strenge. Der Mann verkaufte seine Talente, seine Kenntnisse, seinen Einfluß, seine Feder oder Rede, aber nicht seine Überzeugung: denn eine solche hat er nicht, und wie kann er verkaufen, was er nicht hat? Steht nun ein solcher Mann zweien politischen Parteien gegenüber, die einander bekämpfen, so möchte er, seiner natürlichen Meinung folgend, beider Parteien spotten, ohne selbst irgendeine Ansicht geltend zu machen. Wo aber die Verhältnisse eine solche Stellung nicht zulassen, wo man einer der Parteien sich anschließen und in deren Dienste arbeiten muß: was bestimmt alsdann seinen Entschluß? Entscheidend wird alsdann die Rücksicht auf die eigene Stellung, das persönliche Bedürfnis. Ein solcher Mann ist jenem Spottvogel zu vergleichen, der keinen eigenen Ton hat, aber bewundernswürdig gut den Gesang aller anderen Vögel nachahmt. Hat er aber seinen Beschluß einmal gefaßt, dann kommen alle seine reichen Gaben in Bewegung: seine scharfe Denkkraft, sein umfassendes Wissen, reichen ihm willig die geschliffenen Pfeile, und seine lebhafte Phantasie versetzt ihn ohne Mühe

in die Stimmung, die seinem Ausdruck eine warme, bestechende Farbe verleiht. So entsteht dann ein Werk, welches in der Weltgeschichte eine Bedeutung bekommt; und der arglose Leser fragt verwundert: Sollte diese Arbeit nicht der Ausfluß einer tiefen und festen Überzeugung sein?

Ein solcher Mann war Laurentius Valla, und ein solches Werk seine Schrift über die Schenkung Konstantins. Heben wir aus dieser Schrift einige Äußerungen hervor, die seine Stellung sowohl zu Eugen IV., wie zu der weltlichen Papstmacht überhaupt kundgeben. „Die Päpste sagen, daß Rom ihnen gehöre, die Königreiche Sicilien und Neapel, Gallien, Spanien, die Briten, die Germanen, mit einem Worte: der Occident. Alle diese Länder findet man in Konstantins Schenkungsbrief aufgeführt. Also alle diese Länder sind dein eigen, o Papst! Du hast im Sinn, sie alle wiederzugewinnen? Deine Meinung geht dahin, alle Könige und Fürsten ihrer Städte zu berauben, oder sie zur Zahlung des jährlichen Tributs an dich zu zwingen? Ich dagegen meine, daß es mit besserem Rechte den Fürsten erlaubt sei, dich alles dessen zu berauben, was du besitzest." *) — Weiterhin ruft er aus: „Was würde wohl Papst Sylvester gesagt haben, wenn der Kaiser ihm diese Gabe wirklich geboten hätte? — Die Schenkung des Kaisers würde seine und seiner Nachfolger Ehre, Unschuld und Heiligkeit besudelt haben. Elisa, welcher den Syrer Naeman heilte, weigerte sich, Gaben zum Dank für seine Wohlthat anzunehmen: sollte denn der Papst, welcher Christum auf Erden darstellt, den Heiland besudeln? Es ist seliger zu geben, als zu nehmen. Der Heiland hatte den Aposteln geboten, sie sollten umsonst, ohne Lohn, die Kranken heilen, weil sie umsonst die Macht empfangen hatten, solches zu thun. Durfte Sylvester seine Würde dadurch verunreinigen, daß er einen Lohn annahm? Sollte er, der Priester Gottes, der Statthalter Christi, weltliche Macht auf sich nehmen? Wie würde bei Verrichtung von vielerlei bürgerlichen Geschäften die

*) L. Vallae Opera, p. 762.

priesterliche Reinheit bewahrt werden? Sollten die Geistlichen etwa dazu auf irdische Güter, als persönliches Eigentum, Verzicht leisten, daß sie es als Eigentum der Kirche in desto reichlicherem Maße zurückerhielten? Warum heißen sie denn Kleriker? Darum, weil ihr ‚Erbteil‘ kein irdisches ist, sondern ein himmlisches. Die Leviten bekamen keinen Teil an dem verheißenen Lande, als dieses unter den Stämmen Israels verteilt wurde. Und sie sollten sich in ihrer Brüder Eigentum setzen? Der Heiland hat gesagt, man solle nicht sorgen für den kommenden Tag, man solle sich keine Schätze sammeln auf Erden; es sei schwerer für einen Reichen, ins Himmelreich zu kommen, als für ein Kamel, durch ein Nadelöhr zu gehen. Daher wählte er zu seinen Aposteln arme Männer, welche alles verließen, um ihm nachzufolgen; daher lebte er selber in Armut. Nicht nur der Besitz und das Verfügungsrecht über Geld und Reichtümer, sondern die bloße Beschäftigung mit dem Gelde ist ein Feind der Unschuld. Judas, der das Geld unter Händen hatte, verriet den Herrn, seinen Meister, seinen Gott. Wollte denn der Kaiser ihn (den Papst) aus einem Petrus zu einem Judas machen? Paulus hat gesagt: ‚Geiz ist eine Wurzel alles Übels.‘ Wollte der Kaiser ihm gebieten, das anzunehmen, was er scheuen mußte, wie ein Gift? Welche Möglichkeit hätte er wohl gefunden, den Dienst der Kirche zu besorgen, wenn er mit weltlichen Verrichtungen sich plagen mußte? Die Apostel wollten nicht die Predigt des Wortes Gottes hintansetzen, um zu Tische zu dienen (die Armenpflege zu besorgen) und zu verhüten, daß keine Witwe zu kurz komme. Er aber sollte Steuern eintreiben, die Finanzen verwalten, den Soldaten ihren Sold bezahlen und sich mit tausend anderen solchen Dingen befassen? Paulus hat gesagt: ‚Kein Kriegsmann flicht sich in Händel der Nahrung‘ (1 Tim. 2, 4). Hat wohl Aaron, haben wohl die übrigen vom Geschlechte Levi sich mit etwas anderem abgegeben, als was zur Stiftshütte des Herrn gehörte? Die Söhne Aarons verzehrte ein Feuer, das vom Herrn ausfuhr, weil sie fremdes Feuer in ihre Räucherpfannen gethan hatten (3 Mos. 10, 1 f.); und du

gebeutst uns, das unheilige, verbotene Feuer weltlichen Reichtums in unsere Räucherpfannen zu thun, d. h. ihn (und die Sorge dafür) in unsere priesterliche Amtsthätigkeit mit aufzunehmen? — Wie groß und hoch ist des Papstes Amt! Was will das bedeuten, das Haupt der Kirche zu sein, zum Hirten gesetzt zu sein über eine so große Herde! Das Blut jedes verlorenen Schafes oder Lammes wird von der Hand des Hirten gefordert. Dreimal sprach der Herr zu Petrus und also auch zu seinen Nachfolgern: ‚Weide meine Schafe, meine Lämmer'; und nun geböte der Kaiser ihm, daneben auch Ziegen und Schweine zu weiden, welche nicht zusammen mit Schafen und Lämmern können geweidet werden! Unser Herr Jesus Christus, Gott und Mensch, König und Priester, von welchem Reich redete er, da er sprach: ‚Du sagst es, ich bin ein König?' Er spricht: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt; wäre mein Reich von dieser Welt, so würden meine Diener darob kämpfen.' Er hat uns ein Beispiel gegeben, daß wir ihm nachfolgen, ein Gebot, daß wir es befolgen. Als das Volk ihn fahen und mit Gewalt zum Könige machen wollte, da entwich er in die Einsamkeit der Berge. Er gebot: ‚Wer da will der erste unter euch sein, der sei euer Diener.' — Nahm der Papst die Schenkung des Kaisers entgegen, was mußte er alsdann nicht thun, um sie zu verteidigen! Er mußte Blut vergießen, Verbrecher bestrafen, Kriege führen, Städte plündern, ganze Landschaften mit Feuer und Schwert verheeren. Thäte ich das, würde ich alsdann noch Priester sein, Papst, Statthalter Christi? Würde ich nicht des Herrn Donnerstimme hören, wie er zu mir spräche: ‚Mein Haus ist ein Bethaus; du hast es zu einer Räuberhöhle gemacht.' — ‚Ich bin nicht gekommen', spricht der Herr, ‚die Welt zu richten, sondern die Welt selig zu machen'. Sollte ich, sein Nachfolger, Ursache sein zu dem Verderben anderer? Ich, welchem jenes Wort des Herrn galt, da er zu Petrus sprach: ‚Stecke dein Schwert in die Scheide, denn wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen.' Es ist auch uns selbst mit dem Schwerte zu verteidigen ver-

boten, während Petrus den Herrn verteidigen wollte, als er dem Knechte das Ohr abhieb. Und du gebeutst uns, das Schwert zu führen, um Reichtümer zu erwerben oder sie zu schützen. Unsere Macht ist die Schlüsselmacht; denn der Herr sprach: ‚Ich gebe dir die Schlüssel des Himmelreiches. Was du auf Erden bindest, das soll im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösest, das soll im Himmel gelöst sein; und die Pforten der Hölle sollen die Kirche nicht überwältigen.‘ Zu dieser Macht, dieser Würde, diesem Reiche kann nichts hinzugefügt werden. Wer hiermit nicht zufrieden ist, verlangt etwas anderes vom Teufel, welcher sich sogar vermaß zum Herrn zu sprechen: ‚Ich will dir geben alle Reiche der Welt, so du niederfällst und mich anbetest.‘ Daher, o Kaiser, zürne nicht über das, was ich sagen will: du darfst nicht zum Teufel an mir werden, also daß du Christo, das heißt mir gebeutst, die Reiche der Welt als eine Schenkung hinzunehmen. Ich will sie lieber verachten, als besitzen. — Der Heiland sprach: ‚Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist.‘ Darum, o Kaiser, darfst weder du aufgeben, was dein ist, noch aber ich annehmen, was einmal des Kaisers ist; und gebeutst du's mir auch tausendmal, niemals werde ich es annehmen" *).

Der Gedankengang und die Beweisführung ist, wie man sehen wird, durchaus protestantisch. Laurentius Valla stützt sich durchweg auf die heilige Schrift. Die politische Kunst und Feinheit dieser Rede, welche dem Papst Sylvester in den Mund gelegt wird, nämlich falls wirklich Kaiser Konstantin ihm den Occident als seine Schenkung geboten hätte, wird man erst alsdann recht würdigen, wenn man sich erinnert, daß Papst Eugen zu jener Zeit, als die Schrift erschien, sich mitten im Kriege mit König Alfons von Neapel befand, in dessen Diensten Valla stand.

Wir müssen noch ein paar andere merkwürdige Äußerungen anführen, die in derselben Schrift vorkommen. Valla teilt

---

*) L. Vallae Opera, p. 767—770.

persönlich durchaus die Ansichten, die er Sylvester in den Mund legt hinsichtlich der rein kirchlichen Stellung des Papstes. So sagt er: „Er (der Verfasser des Schenkungsbriefes) nennt die römischen Päpste Statthalter Petri, wie wenn Petrus noch lebte, oder als ständen die anderen Apostel dem Petrus an Würde nach“ [1]). — „Als wäre nicht Christus der Hauptecke-stein, auf welchen der Tempel der Kirche erbauet ist, sondern Petrus“ [2]). Andere Äußerungen werden später angeführt werden.

Ist der Angriff, den Laurentius Valla gegen Konstantins angebliche Schenkung richtete, aus der ernsten Überzeugung hervorgegangen, daß der Mißbrauch päpstlicher Macht und die Erfindungen, auf die derselbe sich stützt, bekämpft werden mußten? und hat er die Durchführung dieses Gedankens zu einer der großen, ernsten Aufgaben seines Lebens gemacht? Bei der Beantwortung dieser Frage muß ich von einer neueren Bearbeitung des Gegenstandes *) abweichen, wo sein Charakter nach meiner Ansicht zu hoch gestellt wird. Dort heißt es: „In neuester Zeit hat man bei Beurteilung dieser Schrift sich bemüht, ihre eigentliche Bedeutung ihr abzusprechen, indem man dafür hielt, sie sei nicht aus eigener Überzeugung hervorgegangen, sondern vielmehr als eine politische Schmähschrift zu betrachten, geschrieben infolge der Aufforderung des Alfons, des damaligen Feindes Eugens. So Dr. Voigt in seinem Buche: ‚Die Wiederbelebung des klassischen Altertums‘, S. 224: ‚Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß Valla nach der unmittelbaren Aufforderung des Königs schrieb; denn daß ihn nicht der heilige Ernst der Wissenschaft trieb, beweist der heftige Ton, in welchem er sogleich in der Einleitung auf die Päpste im allgemeinen losfährt, und darauf Papst Eugen als einen Tyrannen, und Kardinal Viteleschi als einen Bluthund verhöhnt. Die gelehrte Forschung war nicht der Zweck, sondern das Mittel.‘“ — „Wir erlauben uns“ — fährt Clausen fort —

---

*) Joh. Clausen P., Über das Leben des Laurentius Valla (Doktordisputation, Kopenhagen 1861, dänisch), S. 137 f. Anm.

„Hieran folgende Fragen zu knüpfen. Wenn der heftige Ton ein untrügliches Kennzeichen dafür sein soll, daß Valla nicht beseelt war von dem ernsten Geiste der Wissenschaft: kann man denn sagen, daß die Leidenschaft in unseren Tagen, vollends in jenen Tagen, sich von der Wissenschaft fernhält? Kann wohl der Mann, welcher späterhin bei seinen Berichtigungen der Vulgata sich genügend auswies als den, der einen klaren Blick für die Mängel der katholischen Kirche besaß, gerecht beurteilt werden, wenn man glattweg ohne Beweis voraussetzt, er habe ein Werk geschrieben nach direkter Ordre, und bloß im Auftrage eines Fürsten gehandelt, ohne einer inneren Überzeugung zu folgen? Und soll endlich der Beweis für Vallas parteiischen Standpunkt in dem allerdings oft leidenschaftlichen, darum aber nicht weniger berechtigten Angriff auf das Papsttum zu suchen sein: ist denn dieses der einzige Gegenstand seiner scharfen Pfeile? Trifft er nicht vielmehr auch manchen gleichzeitigen Fürsten, bei seiner lebhaften Schilderung der ‚cupiditas‘ der Fürsten, ihres ‚ardor‘ in Erweiterung ihrer Reiche, so daß sie, wäre es möglich, wohl auch den Himmel selbst stürmen möchten.“ — Da nun Valla nachher in die Dienste des Papstes trat und Domherr ward, so geriet er — nach Ansicht desselben Schriftstellers — mit seiner Überzeugung in Widerspruch, welchen er allein durch die Annahme zu lösen weiß, daß in Vallas Charakter ein Umschlag vor sich gegangen sei: „Valla ein Domherr!! Die Weltklugheit hatte im Lauf der Jahre ihn gelehrt, die hochfliegenden Schwingen zu stutzen und die Welt durch andere, mehr materielle Brillen zu betrachten. Er, welcher s. Z. als ein kirchenstürmender Titane die Pfeiler der Kirche erschüttern wollte, welcher gedroht hatte, den Herrscher des Vatikans von seinem weltlichen Hochsitze zu stürzen, hatte nun die Kunst gelernt, mit seinem Gewissen zu accordieren, vor den Gebrechen der Kirche sein scharfes Auge zu schließen und mit der freigebigen Kurie Frieden zu schließen, welche auf die menschliche Eitelkeit vertraute und ihre Kinder dadurch zu fesseln und hübsch gehorsam zu erhalten wußte, daß sie zur rechten

und linken milde Gaben und fette Pfründen austeilen ließ!" —

Allein es ist gar nichts so Verwunderliches, Valla als Domherrn zu erblicken, auch keine eigentliche Veranlassung vorhanden, einen erst in seinem Mannesalter vorgegangenen Umschlag in seinem Charakter zu statuieren. Hatte es doch seit seiner Jugend ihm im Sinne gelegen, in den geistlichen Stand einzutreten, so daß er aus diesem Grunde sich nicht verheiratete. Dies sagt er ausdrücklich. Erst in späteren Jahren erfüllte sich ihm dieser Wunsch. Als Jüngling hatte er gewünscht, in den päpstlichen Dienst zu treten. Als Mann erlebte er auch die Erfüllung dieses Wunsches. Seine Schrift über die Konstantinsche Schenkung mußte ihn freilich von dem, was Gegenstand seiner Jugendliebe war, entfernen. Und doch war diese ihm so getreu, daß sie ihn zuletzt zum Ziele führte. Da liegt die Annahme in der That nahe, daß diese Schrift — in der Mitte liegend zwischen zwei Jugendwünschen und ihrer Erfüllung — die Frucht eines äußeren Druckes, oder jedenfalls einer äußeren Veranlassung, und die gelehrte Forschung hier nicht sowohl Zweck, als vielmehr Mittel, wenn auch ein eigentümliches gewesen ist. — Was die Bemerkung über seinen Angriff auf die Fürsten betrifft, so fühlte sich König Alfons, in dessen Dienste er damals stand, ohne Zweifel von diesem Angriffe nicht getroffen; er glaubte sich in seinem guten Rechte. Überdies sind solche Angriffe auf ganze Klassen in der Regel ziemlich gefahrlos. Valla sagt selbst: „Wer niemandes schont, tritt keinem Einzelnen zu nahe"*). — Sein Interesse bei den Aufzeichnungen zum Neuen Testament muß man freilich als ein rein wissenschaftliches gelten lassen und ihnen keinen politischen Zweck unterlegen; und auch hier ließ er einen von den Vorurteilen des Mittelalters freigewordenen Geist durchblicken. Jedoch läßt sich seine vieljährige Beschäftigung mit diesem Gegenstande unmöglich als Beweis anführen für bürgerlichen

*) „Epistolae" etc., p. 349: „Qui enim nemini parcit, nullum laedit."

Mut. Sehr richtig bemerkt der citierte Biograph Vallas*): „In Rom griff er die Arbeit wieder an, und zwar mit erneuten Kräften; denn wiewohl dieses Unternehmen einen direkten Angriff auf die kirchlich autorisierte Übersetzung bedeutete und also vom hierarchischen Standpunkte als vorwitzige Auflehnung gegen die Autorität der Kirche erscheinen mußte, so kamen ihm dennoch die höchsten Geistlichen der Kurie mit Wohlwollen entgegen und leisteten ihm Beistand mit Rat und That, so daß in der Vatikan-Stadt das Werk durchaus nicht gehindert wurde, vielmehr Förderung fand, ja, daß er hier die letzte Hand daran legte. In diesem Phänomen dürfen wir eine Frucht des Humanismus sehen, welcher selbst in die stillestehenden Gewässer der Kurie einige Bewegung gebracht, und verstanden hatte, Interessen zu erwecken, durch welche die streng kirchlichen in gewissem Maße neutralisiert wurden."

Übrigens wird man für Vallas bürgerlichen Mut auch schwerlich einen Beweis daraus entnehmen können, daß er in der autorisierten Übersetzung des Neuen Testaments Fehler berichtigt hat, eher das Gegenteil, wenn anders Zumpts Darstellung der Sache Glauben verdient**): „Poggius von Florenz macht Valla wiederholt Vorwürfe, daß er über des Kirchenvaters Hieronymus Fehler in der Bibelübersetzung ein Buch geschrieben habe, und es viele Leute sehen lasse. Er fordert ihn auf, es herauszugeben, und fragt, ob er vielleicht den Scheiterhaufen fürchte. Valla befolgte diese Aufforderung nicht. Fortwährend hielt er seine Arbeit geheim, und zeigte es nur solchen, auf die er sich verlassen durfte. Sie blieb fünfzig Jahre unbekannt. Erst im Jahre 1504 entdeckte Erasmus sie beim Durchstöbern einer alten belgischen Bibliothek. Unstreitig genoß damals die deutsche Nation einen höheren Grad bürgerlicher und religiöser Freiheit, als andere Nationen. Erasmus wagte

---

*) J. Clausen a. a. O., S. 235 f.

**) Schmidt, Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Bd. IV, S. 432.

es, Vallas Annotationes in Novum Testamentum in Basel 1505 drucken zu lassen."

Der mehrfach genannte J. Clausen steht indes in seinem Urteil über Vallas Schrift von der Schenkung Konstantins nicht allein, daß es nämlich eine rein wissenschaftliche Studie gewesen sei. Ebenso Zumpt (a. a. O., S. 416 f.). Nachdem er erwähnt hat, daß das Baseler Konzil Eugen abgesetzt und Felix V. zum Papst ernannt, und daß König Alfons sich letzterem angeschlossen hatte, da er mit Eugen auf dem Kriegsfuße stand, so fährt er fort: „Hiernach könnte es scheinen, als habe Valla für eine politische Partei, und auf König Alfons' Aufforderung, geschrieben. Jedoch findet sich davon keine Spur, und man darf nicht bezweifeln, daß Valla seine eigenen Ansichten ausspricht, womit sein späterer reformatorischer Versuch inbetreff des Textes der Vulgata in Zusammenhang steht." —

Nach unserer Auffassung ist Vallas Schrift über Konstantins Schenkung ihrer Entstehung und Bestimmung nach eine bestellte Flugschrift. Sie zeichnet sich durch scharfsinnige Gedanken, umfassende Gelehrsamkeit, leidenschaftliche Glut der Darstellung aus. Es ist die feinste, vorzüglichste Flugschrift, die je geschrieben wurde; ja, man darf sie als ein Unikum bezeichnen, da weder früher noch später die Litteratur etwas Derartiges erzeugt hat, und ihr eine weltgeschichtliche Bedeutung beilegen. Bei alledem bleibt sie doch eine bestellte Flugschrift. Ehe wir zu der Beweisführung für diesen Ausspruch übergehen, müssen wir in die Denk- und Sinnesweise des Mannes etwas tiefer eindringen.

Vallas Schrift ist im Jahre 1440 abgefaßt [3]). Drei bis vier Jahre waren verlaufen, und die politische Welt, in der Valla lebte, hatte eine völlig veränderte Gestalt angenommen. König Alfons hatte mit Papst Eugen Frieden geschlossen, und jetzt bestand zwischen beiden ein Bündnis. Die Macht des Baseler Konzils war geschwächt. Jedem Weiterblickenden mußte es einleuchten, daß Eugens Klugheit aus dem Kampfe, in dem er von Feinden rings umgeben war, siegreich hervorgehen

werde. Als nun Valla aus Gründen, die wir dieses Ortes nicht näher erörtern dürfen, des Lebens an Alfons' Hofe überdrüssig war, als der Wunsch seiner jüngeren Jahre, in päpstlichen Dienst zu treten, sich mit ganzer Stärke geltend machte, so fühlte er sich in hohem Grade durch die Erinnerung an seine früheren Angriffe auf die weltliche Herrschaft eben jener Macht und auf den regierenden Papst innerlich bedrängt. Er wußte, daß seine Schrift in Rom einen schlechten Eindruck gemacht, und daß er mächtige Feinde daselbst hatte. Er durfte nicht einmal seinen in Rom ansässigen Anverwandten einen Besuch abstatten, aus Furcht, man werde ihn ergreifen und sich an ihm rächen. Sehen wir, wie er sich aus der Verlegenheit zog. Unter dem Datum: Neapel, den 19. November (entweder 1543 oder 1544)*), wandte er sich an Kardinal Scarampus [4]). Da er jetzt nach Verlauf von vierzehn Jahren lebhaft wünsche, in seine Vaterstadt zurückzukehren und seine Mutter, Schwester und anderen Verwandten wieder zu sehen, so hätten ihm viele geraten, er solle Empfehlungsbriefe von König Alfons mitnehmen, dessen Sekretär er ganze achtzehn Jahre gewesen sei [5]). Er habe indes beschlossen, einen anderen Weg zu gehen. Er wolle sich selbst an ihn (den Kardinal) wenden; denn wenn er zu ihm rede, so komme es ihm vor, als rede er zu dem ganzen Kardinal-Kollegium, ja zu dem Papste selbst. „So wie du ihm der nächste bist, sowohl an Tugend als an Macht, so bist du in dieser Angelegenheit der erste. Denn was du als notwendig erkennst, daß es geschehe, das wird er bestätigen. Bevor ich aber auf die gegen mich erhobenen Beschuldigungen antworte, muß ich einige Worte sagen, um dein Wohlwollen zu gewinnen. Wenn ich sage: d e i n Wohlwollen, so ist das des Papstes gemeint, zu welchem ich rede, indem ich zu dir rede." Hierbei hat man Grund, vorauszusetzen, daß Valla in der That an Papst

---

*) „Reverendissimo Patri, domino Ludovico, Sanctae Romanae Ecclesiae Cardinali Camerarioque Sedis Apostolicae Laurentius Valla S. P. D." S. „Epistolae" etc., p. 346 sq.

Eugens wohlwollende Gesinnung gegen ihn glaubte, so wie er seine eigene Liebe zu ihm als aufrichtig bezeichnet. „Er habe ihn geliebt, ehe derselbe Papst ward, da er, als sein Günstling, bei demselben Lehrer wie dieser das Griechische erlernte. Diese Anhänglichkeit habe zugenommen, als Eugen eine von ihm abgefaßte Arbeit rühmte. Wie lebhaft habe er gewünscht, den Feierlichkeiten beizuwohnen, als dieser zum Papst gekrönt wurde! wie bedauerte er damals, in Pavia zu sein. Dennoch habe Eugen ihm, auf Verwendung seines Schwagers, „duo beneficia“ erteilt.“ Und daß seine so lange Zeit gehegte Ehrfurcht und Liebe auch die Probe bestanden habe, das will er hervorheben, wenn er weiter an den Kardinal schreibt: „Viele Andere liefen hierher [nach Rom] und dorthin [nach Basel], um von den Feinden zu erlangen, was sie hier nicht bekommen konnten; Viele haben gegen euch geschrieben, obgleich sie in dieser Hinsicht nicht viel vermochten. Ich begab mich nicht dahin, so viele Leute auch da waren, die mir nicht geringe Versprechungen machten. Und ich habe nicht gegen den Papst geschrieben, obschon ich, offen gesagt, sowohl in der Kunst zu schreiben, wie in aller Gelehrsamkeit ebenso viel bedeute, als irgendeiner von allen in Basel gewesenen Leuten. Allein — warum habe ich über die Schenkung Konstantins geschrieben? — Ich habe dies so wenig aus irgendeinem bösen Willen gethan, daß ich vielmehr ernstlich gewünscht hätte, unter irgendeinem anderen Papste es thun zu müssen, nicht unter Eugen. Aber zu dieser Zeit geht es füglich nicht an (neque vero hoc tempore attinet), die Sache meines Buches anders zu führen, als mit den Worten Gamaliels: „Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird's untergehen; ist's aber aus Gott, so könnet ihr's nicht dämpfen.“ Meine Arbeit ist nun einmal geschrieben und veröffentlicht. Es ist ein Werk, welches ich weder verbessern könnte, noch es unterdrücken, wenn ich's sollte, und gesetzt, daß ich es sollte, dazu imstande wäre. Die Richtigkeit der Sache wird sich selbst verteidigen, oder ihre Unrichtigkeit sich selbst widerlegen. Hierüber sind jetzt andere, nicht ich, Schiedsmänner und Richter. Aber laßt,

darum bitte ich, jenes Werk durch sich selbst stehen oder fallen (quiescere in sua causa). Nur dieses eine wünsche ich, du wollest nämlich bedenken, daß ich mich nicht von einer gehässigen Gesinnung gegen den Papst leiten ließ, sondern gedrungen wurde durch die Rücksicht auf die Wahrheit, die Religion, auch auf einigen Ruhm; daß ich zu wissen schiene, was kein anderer wüßte. Ich hätte auch viel schaden können, falls ich eine feindselige Gesinnung gehabt hätte, und zwar in solchen Dingen, dadurch Seelen und Gemüter noch weit mehr in Bewegung gesetzt werden. Was ich geschrieben habe, dient dazu, nicht nur Jetztlebende, sondern auch Tote und selbst künftig Lebende erröten zu machen (non modo ad pudorem praesentium, sed mortuorum ac et futurorum pertinet). Der, welcher niemand verschont, beleidigt keinen Einzelnen. Ich aber werde in Zukunft nicht weniger nützen können, als ich durch ein einziges kleines Buch Anstoß gegeben habe." — Nachdem er darauf den Kardinal Scarampus gebeten hat, wenigstens klaren Bescheid ihm erteilen zu wollen, fährt er fort: „Ich bitte, vergieb mir, wenn ich gestehe: ich fürchte mich — die Gefahr nötigt mich, anders zu reden, als ich zu reden wünsche —, ja, ich fürchte mich, du werdest mir vielleicht sicheres Geleite gewähren zur Reise nach Rom, damit du dich desto bequemer an mir rächen könnest, wenn ich am Orte bin. Scheint es dir zu wenig, daß ich für eine so geringe Verschuldung das Exil erdulde? Darfst du noch weitere Rache begehren? Wenn du empfänglich bist für die Regung des Mitleids (quodsi miserationis respectus te tangit): wisse, alle meine Verwandten, welche dort sind, bitten für mich, weil sie mich zurückzubekommen wünschen. Oder für die Rücksicht auf Leben und Wandel des anderen? Meine Unschuld legt Fürsprache für mich ein. Oder für die Freude am Wohlthun? Deine eigene Güte beschwört dich. Oder für das Verlangen, dir Klienten zu erwerben, die dir zugethan seien? Ich versichere dir, du wirst es erfahren, daß Laurentius, wenn erst in deiner Nähe, nicht der letzte ist in Erweisung von Diensten, Fürsorge, Ehrfurcht."

Dieser Brief zeichnet sich ebenso sehr durch Aufrichtigkeit aus, wie durch feine, berechnende Klugheit. Er hatte das Buch über die Konstantinische Schenkung geschrieben, weil er hierzu genötigt war. Denn das liegt deutlich in seinen Worten, daß es ihm schmerzlich war, gerade unter einem Eugen diese Nötigung erfahren zu haben. Der Sekretär des Königs Alfons durfte schicklicherweise nicht ausdrücklich sagen: ich habe es gethan auf des Königs Befehl. Dabei räumt er ein, das Buch geschrieben zu haben, weil er wünschte, als derjenige zu erscheinen, der da wisse, was kein anderer wußte. Aber überdies habe er nur geschrieben, was seiner Überzeugung nach Wahrheit sei; und durch die Wahrheit könne auch die Religion nur gewinnen. Also haben des Königs Befehl, litterarischer Ruhm, die Wahrheit und Religion zusammengewirkt, Vallas Entschluß zur Herausgabe der Schrift hervorzurufen. Merkwürdig ist hierbei die Klarheit über sich selbst, welche Valla kundgiebt. Nur durch die schärfste Selbstprüfung pflegt einer die wunderliche Verschlingung der Gedanken, die häufig einem wichtigen Entschlusse vorausgeht, zu entdecken. Valla selbst war also weit entfernt, sich als einen Titanen zu betrachten. „Es ist nur ein ganz kleines Buch!" — ist es ein Unrecht, es geschrieben zu haben, so ist das Unrecht jedenfalls kein großes. Nachdem er Jugenderinnerungen aufgefrischt hat, die ihm gemeinsam mit dem Papst waren — und Jugenderinnerungen stimmen fast immer zur Milde —, ja nachdem er an die von Eugen empfangenen Wohlthaten erinnert hat — und solche nicht vergessen zu haben, macht einen guten Eindruck —: so rekognosciert er das Terrain. Er wünschte, in den Dienst des Papstes einzutreten; aber wie leise ist dieser Wunsch angedeutet! „Er möchte nur in der Zukunft mehr nützen, als er zuvor Anstoß gegeben." Ganz unverhüllt tritt bloß das Verlangen, Mutter, Schwester, andere Verwandte zu begrüßen, als Motiv der beabsichtigten Reise hervor. Man dürfe indes in Rom nicht denken, er wolle jenes Büchlein widerrufen, nein, daran denke er nicht. „Könnte ich's unterdrücken, so dürfte ich's doch nicht." Er bietet seine wohlgemeinte Unterstützung

an; weist man sein Anerbieten zurück, so möge man sich erinnern, daß „er durch seine Gelehrsamkeit und Gaben mehr vermag, als alle, die in Basel sind, oder gewesen sind. Wäre er von feindlicher Gesinnung gewesen, hätte er viel schaden können in Dingen, die Gemüt und Sinn in stärkere Bewegung setzen.“ Durch den Ausdruck des Selbstgefühls gewinnt die Bitte an Aplomb.

Übrigens scheint Valla um jene Zeit viele Hoffnung gehabt zu haben, nach Rom zu kommen. Am 31. Dezember **1444** schreibt er an Aurispa: „Falls du, so wie du schreibst, im nächsten Februar nach Rom kommst, so fliege ich dahin, um dich zu sehen“ [6]). Indessen war ein solcher Flug kein so leichtes Ding, wie Valla sich gedacht hatte. Am 20. Januar **1445** schrieb ihm sein Schwager über die mancherlei Schwierigkeiten, die sich den Bemühungen für seine Rückkehr in den Weg stellten. Auf dessen Rat schrieb er schon tags darauf an den Kardinal Gerardus Landrianus*). Aus diesem Briefe ersieht man, daß die Situation in Rom ihm keineswegs klar war. Er begriff, daß die Erbitterung daselbst besonders über seine vielerwähnte Schrift recht groß war. „Wäre nicht seine Mutter in Rom, so würde er weder an den Kardinal schreiben, noch sonst jemand bitten, sondern auch ferner der edlen Freiheit genießen, sagen zu dürfen, was er denke, zufrieden mit seinem guten Gewissen und beglückt durch das Bewußtsein gemachter Entdeckungen. Aber die mütterliche Liebe rufe ihn zu sich; und gleichwie ein Wind dazu zwinge, anderswohin zu steuern, ja, umzukehren, so legten ihm Liebe sowohl als Vernunft die Notwendigkeit auf, jene zu sehen, damit er die Sehnsucht beider, die ihrige und seine eigene, befriedige, und um persönlich vielleicht ins Rechte zu bringen, was ihm aus der Ferne kaum möglich wäre (fortasse emendaturus praesens, quod absenti emendare difficile est). Er bitte daher, ihm

---

*) Reverendissimo Patri, Domino Gerardo sanctae Romanae ecclesiae Cardinali Vallae S. P. D. S. „Epistolae“, p. 352.

einen Geleitsbrief zu verschaffen." Der Ton ist hier merklich herabgestimmt. Ohne Zweifel ist sein Verlangen nach der Mutter ein aufrichtiges; aber er verschweigt seine Verlegenheiten in Neapel, seinen Wunsch, eine Stellung beim Papste zu bekommen, wobei er zu verstehen giebt, daß er Macht habe, zu schaden oder zu nützen; und er deutet die Möglichkeit an, daß er widerrufen werde, was er geschrieben (nämlich mit den angeführten Worten: „emendaturus praesens etc."). Und daß dies wirklich so gemeint war, geht aus dem Briefe hervor, den er am 11. März an den Papst selbst richtete. Er beginnt damit, seine alte, uneigennützige Liebe zu dem Papste hervorzuheben. „Eine Freude ist es, auch ohne Hoffnung dem zu dienen, den du lieb hast" (dulce enim, etiam citra spem ei inservire, quem diligas). „Wer sei berühmter, als Papst Eugen, welcher von der ganzen einstimmigen Kirche zum Papst erwählt worden sei, gemäß gewissen Weissagungen. Er habe zwei Kaiser, den griechischen und den lateinischen, einander genähert: denn sonst uneinig, seien sie doch darin einig, seine (Eugens) Weisheit anzuerkennen. Er habe die lateinische und die griechische Kirche versöhnt, und in die Wahrheit des katholischen Glaubens die Armenier [7]) verpflanzt, ein Volk, das bisher sich niemals recht zum katholischen Glauben gehalten habe. Es gebe zwei Arten Tugenden: die eine Fleiß, Ehrfurcht, die andere Liebe; der Papst vereinige sie beide. Er besitze Würde, Ernst, Einsicht, Klugheit, Seelengröße, Tapferkeit, Geduld, Talente, Gelehrsamkeit, Beredsamkeit und was dazu gehört, zugleich mit Humanität, Milde, Herablassung, Bescheidenheit, Wohlwollen, Nachsicht, Freigebigkeit u. s. w. Auch an leiblichen Vorzügen besitze niemand so viele noch so große. Komme hierzu nun, wie beim Papste, die höchste Macht: was könne man hierin anderes erblicken, als gleichsam ein Abbild Gottes auf Erden (quid nisi in terris simulacrum dei quoddam existimabitur)? Und diese Größe habe er in der Schule des Unglücks erreicht. Über die schäumenden Wogen, unter dem Geheul des Sturmes, den Blitzen und Donnerschlägen des Himmels, habe er das Schiff mit zer-

rissenen Segeln und gebrochenen Masten in den sicheren Hafen geführt."

Freilich sind das hohe und starke Worte, in denen er den Papst lobpreist. Aber die Zeit vertrug starke Worte, sowohl im Lobe als Tadel; und Valla wußte am besten, welcher Art der Schlüssel sein müsse, der ihm eine Thür öffne. Indes war Valla viel zu weltklug, als daß er gewagt hätte, mit einer solchen Ruhmrede aufzutreten, wenn nicht etwas in Eugens Wesen war, das ihn hierzu berechtigte. Im entgegengesetzten Falle hätte der Papst darin einen Spott gesehen. Vergleichen wir daher die Schilderung, die ein Zeitgenosse von Eugen entwirft, ein hochgebildeter Buchhändler in Italien, von welchem A. v. Reumont sagt: er sei zwar in höherem Grade zum Rühmen als zum Tadeln geneigt gewesen; er habe aber Personen und Verhältnisse so gut gekannt, und offenbare auch eine so redliche Gesinnung, daß wir ihm wohl unser Zutrauen schenken dürften. Dieser Buchhändler sagt von Eugen: „Er war von hoher und magerer Gestalt, von ernstem Aussehen, schönem Äußeren, welches Ehrerbietung einflößte. Er machte auf die Leute, die mit ihm redeten, einen so imponierenden Eindruck, daß sie gar nicht zu ihm aufzublicken wagten. Als er eines Tages mit seinen Kardinälen auf einer Tribüne stand, am Eingange des Klosters St. Maria Novella, und nun zu reden anhub, während das Volk nicht allein jenen Platz, sondern auch die anstoßenden Straßen füllte: so hörte man überall Geschluchze; in solchem Grade wurden alle überwältigt von der Majestät des Statthalters Christi; er erschien in Wahrheit als der, welchen er vorstellte. Eugens Lebensweise war sehr einfach; sein Getränk war Wasser mit Zucker und Kanel. Seine Mahlzeit bestand aus einem einzigen Gerichte, Fleisch mit Gemüse und Obst. Er gewährte leicht Audienzen, und teilte so reichliche Almosen aus, daß er fast immer in Schulden war. Seinen Anverwandten dagegen schenkte er nichts von den Gütern der Kirche, da er glaubte, nicht weggeben zu dürfen, was ihm nicht gehörte. Er führte in jeder Hinsicht ein streng sittliches Leben.

Seine Seelenstärke verließ ihn auch im Todeskampfe nicht. Als der Erzbischof von Florenz ihm die letzte Ölung spenden wollte, rief er aus: „Was ist das? Du willst mich salben? Glaubst du nicht, daß ich meine Stunde kenne? Noch fühle ich mich kräftig. Wenn die Stunde kommt, werde ich dich rufen lassen." „Ist es ein Wunder" — sagte König Alfons, als er hörte, wie tapfer Eugen bis zuletzt ausgehalten hatte —, „daß er auch wider den Tod zu kämpfen gewagt und seinen Rücken nicht so leicht vor ihm gebeugt hat, er, der wider die Colonnas, die Sforzas, mich und ganz Italien Krieg geführt hat?" [8]) Es war in Eugens Charakter etwas Großartiges, Männlich-Kühnes, Fest-Beharrliches; daß er aber dennoch nachzugeben verstand, wenn's absolut nötig erschien, beweist seine Nachgiebigkeit gegenüber dem Baseler Konzil (1433). Vielleicht hat er sich einige der Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, selbst bereitet; aber sicherlich beruhten die meisten auf den verworrenen politischen Zuständen Italiens, der in den Städten des Kirchenstaates weit verbreiteten republikanischen Gesinnung, und der nämlichen Gesinnung, nur in kirchlichem Gewande, auf dem Baseler Konzil. Man vergleiche die Lage, in der er sich im Jahre 1434 befand, als er aus Rom flüchten mußte, mit derjenigen, als er auf seinem Totenbette lag, auf welchem er die Unterwerfung des deutschen Kaisers empfing; und man wird zugeben, daß seiner Vorarbeit jener große Fortschritt der päpstlichen Macht zu danken war, wonach in dem allgemeinen Friedensschlusse, welchem König Alfons den 26. Januar 1455 beitrat, die Bestimmung möglich ward, daß ohne Zustimmung des Papstes keine der Mächte zu den Waffen greifen solle*). A. S. Piccolomini hat von Eugens bewegtem Leben eine farbenreiche Schilderung gegeben**); aber er unterläßt, darauf aufmerksam zu machen, wie der Papst unter allen diesen Bewegungen nur ein und dasselbe Ziel verfolgt hat. Da Piccolomini dem Eugen nicht

*) Stephani Baluzii Miscellaneorum lib. sept., p. 545.
**) Dominicus Georgius, Vita Nicolai V., p. 158.

besonders geneigt war, was sich aus der Verschiedenheit beider Charaktere erklärt, so dürfen wir ihm desto mehr vertrauen, wenn er diesen Papst rühmt. Er sagt, derselbe sei hochherzig und ein besonders treuer Freund gewesen, und preist denjenigen glücklich, zu dem er Liebe gefaßt habe; er habe von einem solchen Menschen nichts Arges geglaubt, wenn er's nicht selber gesehen, und konnte er ihm Beistand leisten, vor niemandem sich gefürchtet. — Hiermit hing zusammen, daß es nicht eben leicht war, in ein vertrauliches Verhältnis zu ihm zu treten; ja, man beschuldigte ihn, zurückhaltend, wortkarg, mißtrauisch zu sein. „Es hatte zwar den Anschein, als sei er kein großer Freund der klassischen Studien; aber man darf den Umstand nicht übersehen, daß er in höherem Alter sich noch auf das Griechische legte" (s. Schluß der Anm. 1). Piccolomini kam zu ihm als Abgesandter des deutschen Kaisers und wurde an sein Sterbelager geführt. Der Eindruck, den er von dem sterbenden Papste empfing, war ein merkwürdiger. Er glaubte einen der alten heiligen Väter zu erblicken; eine solche Würde und Majestät war über sein Angesicht verbreitet. Sein ganzes Ansehen bezeugte, daß er Christi Statthalter war*).

Wir haben hier ein Bild des Papstes Eugen zu geben versucht, damit man die Schmeichelrede, die Laurentius Valla führt, nicht zu hart beurteilen möge; und wir haben gemeint, daß um so mehr Veranlassung hierzu sei, je bedeutender die Rolle ist, die Papst Eugen in den Begebenheiten spielen wird, die den Gegenstand nachfolgender Erzählung bilden.

Nachdem Valla auf diese Weise versucht hat, den Papst zur Milde zu stimmen, geht er in seinem Schreiben zu der höchst schwierigen und delikaten Aufgabe über, seine früheren Angriffe auf ihn in Übereinstimmung zu bringen mit seiner vieljährigen Liebe und seiner großen Ehrfurcht vor ihm. „Ein feindseliges Geschick hat es so gefügt; das heißt, der Feind des Menschengeschlechts hat alle Dinge in solche Verwirrung gebracht, daß viele, die dir Beistand zu leisten aufgelegt waren,

*) Stephani Baluzii Miscell. lib. sept., p. 531. 538.

teils andere Ursachen, teils eine höhere Macht daran gehindert hat; ja, einige sind sogar gezwungen, wenn anders die Tugend gezwungen werden kann, gegen dich aufzutreten. Jedoch waren alle Guten die Deinen, wiewohl nicht alle auf deiner Seite standen. Und ich trage kein Bedenken, mich selbst zu dieser Zahl zu rechnen. — Sollte ich, heiligster Vater, so erscheinen, als hätte ich gegen dich gerudert, oder aufgehört, in früherer Weise zu rudern, so ist das der Übermacht des Sturmes zuzuschreiben, welcher selbst die kundigsten Schiffsführer und die ausgezeichnetsten Steuerleute verwirrt und irre macht, geschweige denn uns Ruderknechte, welche mit den widrigen und überspülenden Wogen kämpfen müssen, während es ungewiß ist, wohin man streben und von wo man ablenken soll, und während die Ruder unter den Anstrengungen gegeneinanderstoßen und oft zersplittern. Falls einer unter solchem Unwetter gefehlt und sich verirrt hat, so muß es genügen, daß er um Verzeihung bittet."

Vallas Schriften waren beim Papste angeschwärzt. Man führte sie teils auf Rat und Zureden gewisser Menschen zurück, teils auf ihre Befehle, teils auf Ehrgeiz, oder Haß, teils auf die Gewohnheit, zu disputieren. „Sie mögen mich nicht daran hindern, dein Wohlwollen zu genießen, da es durchaus nicht meine Absicht gewesen ist, weder deiner Majestät und Autorität Eintrag zu thun, noch der deinesgleichen. Ist es notwendig, zu widerrufen und durchzustreichen, siehe, ich stelle mich vor dich hin, wie ich bin. Wasche du mich rein mit der Vollmacht, zu reinigen, die dir verliehen ist! Das Wasser strömt aus dem Felsen, welcher ist Christus. Dürfte ich vergessen, daß ich eines deiner Schafe bin, einer von denen, die auf deinem Schiffe, du Steuermann, fahren?" — Der Krieg hatte damals noch seinen Fortgang. Er hoffe — so schreibt Valla — daß es in Zukunft ihm erlaubt sein werde, die Sache des Papstes zu führen, was bisher ihm nicht erlaubt gewesen sei. Es werde nicht allein für den Papst ehrenvoll sein, sondern auch von Nutzen, ja beinahe notwendig, daß Schriftsteller die Sache verhandelten, die

zwischen ihm und den Feinden der Kirche streitig sei. Es werde dem Bedürfnis des Augenblicks entsprechen, und Nachruhm erwerben. Was haben nicht Livius und die griechischen Autoren ausgerichtet! Der Papst habe zwar sehr gelehrte Männer um sich; aber dürfte es ihm nur gestattet sein, als gemeiner Soldat in seinem Lager zu dienen: welch ein hervorragender und wirksamer Soldat würde er sein können! Er sei hierauf so erpicht, sein Gemüt von dieser Idee so erfüllt, daß, wenn auch die Fahrzeuge anderer Skribenten größer und mit besseren Ruderern ausgestattet sein sollten, er die Hoffnung nicht aufgebe, ihnen im Laufe die Stange zu halten, weil seine Segel von stärkeren Winden gespannt würden. „Ich wünsche, heiligster Vater, du mögest mir glauben, daß ich schon daran gegangen wäre, etwas über deine Angelegenheiten zu schreiben, wenn ich nur wüßte, über welche du am liebsten möchtest geschrieben sehen?" Wie werde er von Eifer erst erglühen, wenn er Beweise erhalte von der Gnade des Papstes! — „Ich habe jeden anderen Lebensplan aufgegeben, um hinfort Kriegsdienste unter deiner Führung zu thun, um beständig deinen Fahnen zu folgen, entweder einem ehrenvollen Tode für deine Würde entgegenzugehen, oder nach gewonnenem Siege heimzukehren" *).

Durchliest man den (vorstehend in etwas abgekürzter Gestalt mitgeteilten) Brief Vallas an Papst Eugen IV., so ergiebt sich uns ein Urteil über die moralische Bedeutung der Autorschaft des Mannes inbetreff kirchlicher Fragen. Als Sforza vor der Königin Johanna II. von Neapel den Eid als ihr Oberfeldherr ablegen sollte, und ihre Minister über das Eidesformular einig waren, so rief die Königin aus: „Fraget Sforza selbst! Er hat so viele Eide, sowohl mir als meinen Feinden, abgelegt, daß niemand besser als er wissen kann, wie man sich bindet, und wie man nachher sich wieder löst" **). Damals gab es viele Kriegskundige, die ihre

*) „Epistolae" etc., p. 409sqq.

**) S. Sismondi, Histoire des républiques Italiennes du moyen-âge, T. VIII, p. 342.

Kunst wie eine freie Kunst ausübten, so daß es eine untergeordnete Frage war, wessen Sache sie dienten. Ebenso verwandte auch mancher Humanist seine Kenntnisse und sein schriftstellerisches Talent bald in dem Dienste dieses, bald jenes Prinzips. Wie es scheint, war seiner Sinnes- und Denkart nach auch Valla zu dieser Klasse zu zählen. Seine Feder ließ sich vom Winde drehen. Wie urteilt er selbst von seinem Werk über die bewußte Schenkung? In einem Briefe an Aurispa sagt er: „Ich habe nie etwas geschrieben, was mehr oratorisch gewesen wäre" (nihil magis oratorium scripsi)*). Es ist ein Unterschied zwischen dem Schmiede, der das Schwert schmiedet, und dem Helden, der es gebraucht. Laurentius Valla war der Schmied; der Held war Martin Luther.

Nachdem wir also nachgewiesen haben, daß die Abfassung und Herausgabe der vielgepriesenen Schrift Vallas nicht aus dem Drange einer tiefen, festen und lebendigen Überzeugung hervorging, daß die Schrift selber ihre Wurzel nicht in einer Weltanschauung hatte, an deren Durchführung er sein Leben setzte; sondern daß äußere politische Umstände und Interessen der Boden waren, aus dem sie hervorwuchs: so ist noch übrig, die eigentliche Beschaffenheit dieser Umstände näher zu untersuchen. Man hat wohl gesagt: die Schrift selbst verrate keine Spur einer bestimmten politischen Veranlassung oder eines maßgebenden äußeren Einflusses. Hierbei übersieht man aber, daß es zwei Arten politischer Flugschriften giebt. So wie ein kluger General, bevor er sich in einen Kampf einläßt, zunächst das Terrain, die Stärke und Stellung des Feindes rekognosciert, gerade so rekognosciert ein politischer Gelegenheitsskribent wiederholt die öffentliche Meinung, ehe er seinen Hauptangriff macht und mit seinen eigentlichen Ansichten hervortritt. Vallas Schrift ist eine politische Rekognoscierungsschrift. Zeigen ihn nicht die oben mitgeteilten Briefe nach Rom als einen Meister in dieser Kunst? — In dem ersten derselben äußert er: natürlich könne von einem Widerruf dessen,

---

*) „Epistolae" etc., p. 361.

was er über Konstantins angebliche Gabe geschrieben, nicht die Rede sein; denn es beruhe auf seiner Überzeugung von dem, was geschichtlich wahr sei. In seinem letzten Briefe an Eugen stellt er sich bloß und nackend vor die Majestät des Papstes und erklärt: dieser könne mit ihm machen, was er wolle. — Aber ist unser eben ausgesprochenes Urteil über die Vallasche Schrift mehr, als eine lose Vermutung? Gewiß, denn wir haben Vallas eigene Erklärung, nämlich am Schlusse derselben Schrift, daß, sollte diese ohne Wirkung bleiben und der Papst sich nicht besinnen, vielmehr ablehnen, dann werde er sich rüsten, um eine weit barschere Rede zu führen (sin recuset, tunc ad alteram orationem multo truculentiorem accingeremur; cf. Opera, p. 795). Demnächst muß man sich auch daran erinnern, daß Laurentius Valla nichts weniger war als ein taktloser Tölpel, der seinen König in den Kampf mit hineinzöge; nein, die Majestät läßt er draußenvor stehen und exponiert sich lieber selbst den Gefahren eines so gewaltsamen Angriffes. Hieraus folgt, daß man in besagter Schrift selbst durchaus keine derartigen Äußerungen erwarten darf, als habe er auf des Königs Ordre geschrieben.

Der Schenkungsbrief wurde in jenen Zeiten nicht als eine interessante kirchengeschichtliche Antiquität betrachtet, sondern als ein vollgültiges, staatsrechtliches Dokument, durch welches die Päpste ihre weitgehenden Ansprüche zu begründen verstanden. Daß der Schenkungsbrief damals noch seine ganze Bedeutung hatte, können wir aus einer Begebenheit ersehen, von der eben jene Schrift, mit welcher wir uns beschäftigen, Bericht erstattet. Kaiser Sigismund war nach Rom gekommen, um vom Papste sich krönen zu lassen. Er hatte sich mit einem sehr geringen Gefolge eingefunden, war aber doch nahe daran, vor Mangel, ja „vor Hunger umzukommen“ [9]). Der Papst mußte ihn verpflegen. Aber ehe die Krönung vollzogen wurde, mußte jener die Schenkungsurkunde Konstantins bestätigen und so aufs neue alle die Besitztümer hingeben, die in der Urkunde aufgezählt wurden *).

*) Vallae Opera, p. 790.

Von vorzüglicher Bedeutung war diese gegenüber Neapel und Sicilien, welches Reich in anerkanntem Lehensverhältnis zum Papste stand. „Warum“ — sagt Valla — „kommet ihr [Päpste] beständig mit großen Worten von Konstantins Schenkung, und bedrohet wieder und wieder Könige und Fürsten mit eurer Rache dafür, daß die Herrschaft euch geraubt worden sei, und suchet dem Kaiser, wenn er gekrönt werden soll, und einigen anderen Fürsten, wie dem **König von Neapel und Sicilien,** das Zugeständnis einer Art von Unterthänigkeit zu entwinden, was niemals einer der alten Päpste gethan hat.“ *)

Hier finden wir klar und unzweideutig die eigentliche Tendenz der Schrift ausgesprochen. Ihr Zweck war, die Unechtheit der Schenkungsurkunde zu beweisen und die weltliche Macht des Papstes zu stürzen, um die Reiche Neapel und Sicilien aus ihrer Abhängigkeit von dem Papste herauszureißen.

War Valla Republikaner? — Natürlich fragen wir nicht, ob er's sein ganzes Leben hindurch gewesen — hiervon kann bei einem Manne, wie Valla, freilich nicht die Rede sein —, aber war er's bei dieser Veranlassung, in der besprochenen Flugschrift? — In gewisser Hinsicht muß man die Frage bejahen. Eines Volkes Glück und Wohlergehen beruht darauf, daß die Verfassung, daß die Übereinkunft zwischen König und Volk von beiden Seiten heilig und unverbrüchlich gehalten werde. Man kann die königliche Macht so hoch stellen, daß sie über der Verfassung schwebt, so daß der König sie nach eigenem Belieben widerrufen und abändern könne. Diese Ansicht ist die Quelle der Staatsstreiche. Auch die Bedeutung

*) „Cur donationem Constantini magno ore jactitatis, frequenterque vos ultores erepti imperii quibusdam regibus principibusque minamini, et confessionem quandum servitutis a Caesare, dum coronandus est, et a nonnullis aliis principibus extorquetis, veluti ab Rege Neapolis atque Siciliae, id quod nunquam aliquis veterum Romanorum pontificum fecit?“ Vallae Opera, p. 772.

der Volksstimme kann man, unter der Firma der Volkssouveränität, so hoch stellen, daß sie zu einem unabhängigen Selbstbestimmungsrechte wird, welches sich selbst niemals beschränken wird und daher jederzeit die Verfassung ändern, die Regenten wechseln kann. Dies ist die Quelle der Revolutionen. Eine interessante Verschmelzung beider Systeme ist der Napoleonismus: zuerst ein coup d'état, hinterher Approbation des Volkes durch das suffrage universel. Valla erklärt sich nun nicht ausdrücklich für die Republik; aber merkwürdig ist es, mit welcher Klarheit und Bestimmtheit er das Selbstbestimmungsrecht des Volkes hervorhebt. Wir glauben eine Schrift von gestern zu lesen. Erst gegen den Schluß derselben tritt der Gesichtspunkt bei ihrer Abfassung immer klarer hervor, daß er nämlich die hier niedergelegten Ansichten — während er sie für die Völker geltend macht — insbesondere den Regenten, auch den fremden Eroberern gegenüber ausspricht. Er äußert seine Verwunderung darüber, daß die Päpste es sich anmaßen könnten, die Kaiser zu krönen, was doch dem römischen Volke zukomme *). Er sieht voraus, daß man gegen ihn teils die Bedeutung des Herkommens, teils das Recht des Eroberers geltend machen könne, und tritt daher diesen zwei vermeintlichen Rechtsgründen entgegen. „Nach dem Gesetz der Hebräer konnte ein Hebräer nur sechs Jahre lang der Sklave eines anderen bleiben; darnach ward er frei. Kein Eigentum konnte für mehr als fünfzig Jahre veräußert werden und kehrte alsdann zu dem früheren Besitzer zurück. Und — in der Zeit der Gnade dürfte ein Christ zu ewiger Knechtschaft unter dem Statthalter Christi verurteilt werden, dem Statthalter dessen, welcher uns von der Knechtschaft erlöst hat! Ja, noch mehr, er dürfte zum Sklaven herabgewürdigt werden, nachdem er schon ein Freier geworden, nachdem er die Freiheit lange Zeit genossen hat! Wie strenge, wie gewaltsam, wie barbarisch war oft die Priesterherrschaft! Ist man auch vormals derselben unkundig gewesen: so hat man sie neulich kennen gelernt, nämlich

*) Vallae Opera, p. 790.

durch jenen Unmenschen, jenes Ungeheuer, den Kardinal Giovanni de' Viteleschi, welcher das Schwert Petri in Christenblut tauchte, das Schwert, mit dem dieser Malchus' Ohr abhaute, mit welchem er auch selber umgekommen ist [10]). Das Volk Israel schüttelte, unter Gottes Wohlgefallen, wegen unerträglicher Steuerlast die Herrschaft der Nachkommen Davids und Salomos ab, welche doch von gottgesandten Propheten gesalbt waren; und die Römer sollten nicht imstande sein, einer solchen Tyrannei den Gehorsam und die Treue aufzukündigen? Zumal, da hier die Rede ist von Männern, die weder Könige sind, noch es sein können, die aus Hirten verwandelt sind in Seelendiebe, Seelenräuber. Der Krieg gewährt kein Recht. Und verschafft er doch ein solches, so dauert ein solches Recht nur so lange, als man den Besitz behauptet, den man durch Krieg erworben hat. Verliert man den Besitz, so verliert man zugleich das Recht. Flüchtige Kriegsgefangene kann man auf dem Wege Rechtens nicht zurückverlangen, ebensowenig Kriegsbeute, wenn die früheren Besitzer sich ihrer wieder bemächtigt haben. Auch Bienen und wilde Vögel nicht, wenn sie aus deinem Eigentum fortgeflogen sind und sich auf fremdem Gebiete finden lassen. Und obgleich der Mensch nicht allein ein freies Geschöpf ist, sondern der Herrscher der Tiere, so meinest du, nicht durch Gewalt der Waffen, sondern auf Grund eines sogen. Rechtstitels, Menschen zurückverlangen zu können, die durch Waffengewalt sich befreit haben, als wären sie Tiere des Feldes und du allein ein Mensch. — — Es stimmt nicht mit dem Naturrechte, daß das eine Volk von dem anderen unterjocht wird. Wir können andere beraten und auffordern, nicht über sie herrschen, nicht mit Gewalt sie überziehen, wir müßten denn unser Menschentum darangeben und den wilden Tieren gleich werden, welche eine blutige Herrschaft über die Schwächeren üben, wie der Löwe über die vierfüßigen Tiere, der Adler über die Vögel, der Delphin über die Fische. Und selbst diese wilden Tiere besitzen solches Recht gar nicht wider Tiere ihrer eigenen Art, sondern nur wider Tiere einer niederen Art. — Wenn die von den Römern unterjochten Völker das Recht

hatten, von Konstantin abzufallen und, was mehr sagen will, vom römischen Volke, so haben sie das Recht, von einem jeden abzufallen, dem er etwa seine Oberhoheit übertragen hat. Ja, stand es den Römern zu, Konstantin zu verjagen, wie einst Tarquinius, oder ihn zu töten, wie einst Julius Cäsar, so ist es für die Provinzen und die Römer noch weit zulässiger, denjenigen zu töten, der, sei's in der einen oder anderen Weise, Konstantins Nachfolger geworden ist. Jedoch, obwohl dieses wahr ist, fällt es doch außerhalb meines Themas. Deswegen will ich mich beherrschen und aus dem Gesagten keinen anderen Schluß ziehen, als daß es albern ist, wenn irgendjemand Rechtsgründe und Worte da vorbringen will, wo die Gewalt der Waffen auf dem Plane ist*). War es den anderen Nationen, die der römischen Herrschaft unterworfen gewesen, erlaubt, entweder einen König sich zu wählen, oder die republikanische Regierungsform zu behaupten: wie viel mehr wäre es dem Volke der Römer erlaubt, zumal wider die neue Tyrannei des Papstes! — Man hat vom Herkommen der römischen Kirche geredet: kann aber das Herkommen wohl da geltend gemacht werden, wo der Besitz auf Betrug beruht, oder auf Thorheit? Sobald man von dem Thörichten des Rechtsherkommens belehrt worden, so müßte man dem Besitze entsagen. Darf man [totes] Herkommen geltend machen gegen [lebende] Menschen? Ihre Knechtschaft wird ja, je länger sie währt, desto abscheulicher. — Nachdem Rom längst frei geworden, kam es durch einen unerhörten Betrug unter die Herrschaft Bonifazius' IX., oder richtiger unter seine Tyrannei [11]). Blutige Gewaltthat behauptete den durch Hinterlist gewonnenen Besitz. Seitdem hat es beständig Unruhen gegeben. Vor sechs Jahren wurde Eugen IV. in seiner eigenen Wohnung von den Römern belagert, welche ihn weder dahin bringen

*) „Hoc etsi verum, tamen ultra meam causam est, et idcirco me reprimere volo, nec aliud ex his colligere, quae dixi, nisi ineptum esse, ubi armorum vis est, ibi jus quemquam afferre verborum.“ Vallae Opera, p. 792.

konnten, mit den Rom einschließenden Feinden Frieden zu schließen, noch die Regierung an die Bürger zu übertragen. Lieber wollte er vermummt, mit einem einzigen Begleiter, flüchten, als den Bürgern nachgeben, welche um nichts anderes baten, als was recht und billig war [12]). Laß dem Volke die Wahl: wer wüßte nicht, daß sie die Freiheit lieber wählen werden als die Knechtschaft? Die Päpste stellen immer der Freiheit der Völker nach. Dafür machen diese Aufruhr, sobald sich Gelegenheit bietet. Gaben sie zuweilen freiwillig zu dem päpstlichen Regiment ihre Zustimmung — was vorkommen kann, wenn von anderer Seite eine Gefahr droht —, so ist das nicht zu verstehen, als hätten sie eingewilligt, Sklaven zu bleiben, die niemals wieder ihren Nacken freimachen könnten, und deren Nachkommen kein Verfügungsrecht über sich selbst hätten. Das wäre ja etwas im höchsten Grade Unbilliges. Wir sind freiwillig zu dir, o Papst, gekommen, damit du uns regieren solltest: freiwillig gehen wir jetzt wieder von dir hinweg, damit du uns nicht länger regierest. Sind wir dir etwas schuldig, nun, so lege die Rechnung vor über Kredit und Debet, Gegebenes und Empfangenes. Aber du willst uns regieren gegen unseren Willen, als wären wir verwaiste Kinder, obgleich wir vielleicht fähig wären, mit größerer Weisheit dich zu regieren. Hierzu zähle die Kränkungen, welche so oft diesem Staate, entweder von dir selbst, oder deinen Magistratspersonen, angethan worden sind. Wir rufen Gott als Zeugen an, daß dein Unrecht uns zwingt, gegen dich uns zu empören, so wie Israel vormals gegen Jerobeam. Und das damalige ungerechte Los, hohe Steuern zu zahlen, wie gering war's im Vergleich mit unserem Mißgeschick! *) „Ob du unsern Staat ausgemergelt hast?" — Du hast ihn ausgemergelt. — „Ob du unsere Kirchen geplündert hast?" Du hast sie geplündert. — „Ob du Jungfrauen und Hausmütter gekränkt hast?" Du hast sie gekränkt. — „Ob du Bürgerblut in der

---

*) „Et quae tanta fuit illa injuria, quanta portio nostrae calamitatis, graviora solvere tributa?" Opera, p. 794.

Stadt vergossen hast?" Du hast es vergossen. Sollen wir das ertragen? Oder sollen wir vielleicht, wenn du einen Vater vorstellen willst, es vergessen, daß auch wir Kinder sind. Als einen Vater, o Papst, oder wenn diese Benennung dir mehr zusagt, als einen Herrn haben wir dich hergerufen, und nicht als Feind oder Büttel. Obschon die erlittenen Kränkungen uns ein Recht hierzu gaben, wollen wir doch deine Grausamkeit, deine Gottlosigkeit nicht nachahmen, denn wir sind Christen. Nicht wollen wir gegen dein Haupt das rächende Schwert ziehen; aber nachdem wir dich abgedankt und beseitigt haben, so wollen wir einen anderen Vater und Herrn ernennen. Es ist Söhnen erlaubt, von schlechten Eltern, welche sie erzeugt haben, fortzuflüchten; und uns sollte es nicht erlaubt sein, von dir fortzuflüchten, der du nicht unser wahrer Vater bist, sondern nur ein Pflegevater, der uns aufs schlechteste behandelt? Versieh dein priesterlich Amt, und setze nicht deinen Thron gen Mitternacht, um von dort herab zu donnern und die zischenden Blitze (Bannstrahlen) gegen dieses und die anderen Völker zu schleudern *). Die Dichtung von der Gabe Konstantins ist eine Ursache geworden für die Verödung von ganz Italien. Es war einmal Zeit, die Unheilsquelle zu verstopfen. — Daher sage und rufe ich — denn vertraue ich auf Gott, so werde ich mich vor Menschen nicht fürchten —, daß während der Zeit meines Lebens auf dem päpstlichen Stuhle kein treuer und verständiger Haushalter gesessen hat. Der Papst ist so weit davon entfernt, der Familie Gottes Speise und Brot zu geben, daß er vielmehr friedliche Völker mit Krieg überzieht und Unfrieden säet zwischen Staaten und Fürsten. Der Papst dürstet nach fremdem Eigentum und saugt sein eigenes aus; er ist, wie Achilles den Agamemnon nennt, ein

*) Valla hat ohne Zweifel hierbei an Jesaia 14, 13 gedacht, wo die Fürsten der Schattenwelt den gefallenen König von Babel also anreden: „Gedachtest du doch in deinem Herzen: Ich will in den Himmel steigen und meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen. Ich will mich setzen auf den Berg Gottes in der äußersten Mitternacht."

völkerverzehrender König. Der Papst begehrt Vorteil nicht allein vom Staate, sondern von der Kirche, von dem heiligen Geiste. Er leugnet es gar nicht; er gesteht es offen zu und prahlet sogar, daß es ihm erlaubt sei, gleichviel auf welche Weise, dem Erbe der Kirche, dem von Konstantin geschenkten, seine Güter zu entwinden. Während Christus in so vielen Tausenden seiner Kinder vor Hunger und Blöße verkommt, so verschwendet jener Summen Geldes für den Unterhalt von Reiterei und Fußvolk, womit er die Welt in Unruhe setzt. Daher ist nirgends Religion, nirgends Heiligkeit, nirgends Gottesfurcht, und es schaudert mich, es auszusprechen, — die gottlosen Menschen finden eine Entschuldigung für alle Verbrechen gerade beim Papste. Denn bei ihm und seiner Gefolgschaft fehlt es nicht an Beispielen jeglicher Unthat, so daß wir mit Jesaias und Paulus von ihm und seinen Nächststehenden sagen dürfen: „Um euertwillen wird Gottes Name gelästert unter den Völkern.“ 1) Es wird gepredigt: „Du sollst nicht stehlen“, und ihr raubet; 2) es wird erklärt: „Abgötterei ist ein Greuel“; ihr profaniert das Heilige. — Es darf nicht länger geduldet werden, daß man den heiligen Sylvester beleidigt durch die Behauptung: er habe Königreiche und Provinzen in Besitz genommen. Nein, die alten Päpste begnügten sich mit wenigem. Ebenso weise und heilig sie waren, ebenso gottlos und thöricht sind die Päpste der Jetztzeit. Durch jede Art von Schlechtigkeit überbieten sie den herrlichen Ruhm ihrer Vorgänger. Welcher Mensch, der des Christennamens teilhaft ist, kann solches ruhig ertragen. — In dieser meiner ersten Rede will ich Fürsten und Volk nicht ermuntern, daß sie den Papst, wenn er in wilder Flucht davoneilt, bleiben heißen und ihn nötigen, daß er innerhalb seiner rechten Grenzen Halt mache. Sie mögen ihn bloß erinnern! Vielleicht wird er auf die Stimme der Wahrheit hören, aus fremder Behausung sich in die eigene zurückziehen und den Hafen aufsuchen, ferne von der Wut der Wogen und der wilden Stürme. Weigert er sich, so werde ich mich rüsten zu der zweiten barscheren Rede. Möchte, ja, möchte ich doch einmal *eines* erleben — mich verlangt gar

nicht, sonst etwas zu sehen und insbesondere durch meinen Rat bewirkt zu sehen — nämlich dies eine erleben, daß der Papst nur Christi Statthalter sei, und nicht auch des Kaisers. Laßt nicht länger die schreckliche Rede hören: Parteien kämpfen gegen die Kirche; die Kirche kämpft gegen die Bürger Perugias, gegen die Bürger Bolognas[18]). Nicht die Kirche ist es, nein, der Papst, welcher gegen Christen streitet. Die Kirche streitet gegen die Heerscharen der bösen Geister unter dem Himmel [Eph. 6, 12]. Alsdann wird der Papst ein heiliger Vater nicht nur heißen, sondern auch sein, der Vater für alle, der Vater der Christenheit; er wird keine Kriege unter den Christen entzünden, sondern sie dämpfen, wenn andere sie herbeigeführt haben, nämlich durch seine apostolische Rüge, durch seine päpstliche Majestät."

Es ist merkwürdig, wie hier zwei Gedanken, die wir als Signatur der Neuzeit anzusehen pflegen, vor mehr als vierhundert Jahren ausgesprochen werden, nämlich die Selbstbestimmung (Souveränität) des Volkes und das Wünschenswerte der Aufhebung der weltlichen Papstherrschaft. Aber haben wir es etwa mit einem Staatsrechtslehrer zu thun, der die Grenzen untersucht zwischen der kirchlichen und der staatlichen Autorität, und die Frage diskutiert: welche Regierungsform die beste sei, die republikanische oder die monarchische? Keineswegs; sondern mit einem talentvollen Schriftsteller, der sein reiches Wissen, wie seine Begabung, in den Dienst der Politik, das heißt des Augenblickes, treten läßt. Sein König liegt mit dem Papste in Krieg; und er fordert die Römer auf, ihren Herrn fortzujagen, ja, macht sogar die Andeutung, daß es erlaubt sei, ihn umzubringen. Die Reiche seines Königs standen zu dem päpstlichen Stuhl in einem Lehensverhältnis. Er redet sowohl den Fürsten als den Völkern zu, daß sie der weltlichen Macht des Papstes, in welcher dieser Lehensverband wurzelte, ein Ende machen sollen. Abgesehen von dem vorbehaltenen Selbstbestimmungsrechte der Völker, ist keine Spur vorhanden, daß Valla der republikanischen Regierungsform den Vorzug geben sollte vor der monarchischen. Er fordert die

Römer nicht auf, die alte Republik wieder herzustellen, sondern sich einen neuen Vater und Herrn zu erwählen. Konnte er dabei wohl an einen anderen denken, als an König Alfons? Hätte diese erste Schrift nach Wunsch angeschlagen: ohne Zweifel wäre dann eine zweite Schrift darauf ausgegangen, die alte römische Herrschaft zu schildern und zugleich nachzuweisen, wie König Alfons der rechte Mann sei, um Rom wieder seiner früheren Weltstellung entgegenzuführen. In Beziehung auf König Alfons und seine Interessen war die Schrift also eine recht eigentliche Rekognoscierungsschrift, während sie doch mit völliger Offenheit und großem Freimut ihren nächsten Zweck verfolgt, die papstfeindlichen Elemente unter Fürsten und Volk zu ermuntern und zu stärken.

Lag nun etwa der Gedanke, die Herrschaft über Rom zu gewinnen, der neapolitanischen Politik ferne? Nein, durchaus nicht. Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts verbündete sich König Ladislaus von Neapel mit gewissen Parteien zu Rom und suchte sich der Person des Papstes Innocenz VII. zu bemächtigen. Der Papst flüchtete 1405 nach Viterbo. Zwar kam es zum Friedensschluß; aber auch unter Gregor VII. setzte Ladislaus seine Bestrebungen fort; die Kardinäle mußten wieder nach Viterbo flüchten, der Papst aber auf der Engelsburg sich einschließen. Im Jahre 1408 war Ladislaus mit 15,000 Mann Kavallerie und 8000 Mann Fußvolk nach Ostia gekommen. Er hielt seinen Einzug in Rom, ließ der Stadt ihre halbrepublikanische Verfassung, eignete sich aber die höchste weltliche Macht (plenum dominium) an, worauf sich eine Anzahl von Städten des Kirchenstaates ihm unterwarf. Nachdem er im Jahre 1410 vertrieben war, zog er 1413 wiederum in Rom ein, so daß der Papst seine Zuflucht in dem nordwestlichen Theil seiner Staaten nehmen mußte. Im Jahre 1417 hatte sich zuerst, und zwar im Namen Neapels, Bracio de Montone, darnach Sforza, der Stadt Rom bemächtigt*).

*) Vgl. H. Leo, Geschichte der italienischen Staaten IV, 567ff., sowie Sismondi, Histoire des républ. Ital., am betr. O.

Hier lebten also noch frische Erinnerungen, welche bei König Alfons wohl das Verlangen, in den Besitz Roms zu kommen, erzeugen konnten. Und war nicht gerade das Jahr 1440 ein günstiger Moment? Der verhaßte Vitelleschi war getötet. Von dem Druck seines harten Regiments befreit, atmete Rom freier auf. Jedenfalls durfte man am Hofe von Neapel dieses Glaubens sein. Papst Eugen konnte es nicht vergessen, daß er im Jahre 1434 Rom flüchtigen Fußes verlassen mußte; und auch nachdem die aufrührerische Stadt sich wieder unterworfen hatte, wollte er seine Wohnung daselbst nicht nehmen, sondern hielt sich in Florenz auf, später in Bologna, und schlug erst i. J. 1443 seinen Wohnsitz wieder in Rom auf. Im Jahre 1436 hatte eine zahlreiche Gesandtschaft von Römern ihn vergeblich aufgefordert, dorthin zurückzukehren. Viele waren aufgebracht über die Tyrannei, die sein Statthalter Vitelleschi übte; und es war gerade nicht wahrscheinlich, daß sie für die Mailänder etwas übrig haben sollten, mit welchen der von ihnen verabscheute Vitelleschi Unterhandlungen, wie man wenigstens annahm, eingeleitet hatte. Florenz hatte zwar im April 1438 einen Separatfrieden mit Filippo Maria, Herzog von Mailand, abgeschlossen; nachdem aber dessen Feldherr, Nicolo Picinino, durch List und Unterhandlungen sich Ravennas bemächtigt, seine Truppen bis ins Veronesische geworfen, den venetianischen Feldherrn geschlagen, endlich auch das Gebiet von Bergamo und Brescia zerstört hatte; so schloß sich Florenz, an dessen Spitze von neuem die Medicäer getreten waren, wieder an die Liga gegen den Herzog von Mailand und König Alfons. Die Liga bestand somit aus dem Papste, Venedig, Florenz und Genua mit Sforza als Feldherrn. So standen zu jener Zeit die zwei größten Feldherren einander gegenüber, Sforza und Nicolo Picinino. Freilich war die Lage, in der sich Papst Eugen IV. damals befand, keine günstige. Das Baseler Konzil hatte ihn am 24. Januar 1438 suspendiert, im Juni 1439 abgesetzt und im November des Jahres den Herzog von Savoyen, Amadeus, an seiner Stelle zum Papste gewählt. Dieser hatte im Anfang des Jahres 1440 die

Wahl angenommen, unter dem Namen: Felix. Sowohl König Alfons, als auch Herzog Filippo Maria von Mailand, leiteten mit Felix Unterhandlungen ein, um den Kirchenstaat „für ihn“ zu erobern. Picinino machte Felix das Anerbieten: er wolle, für einen Entgelt von 150,000 Dukaten, den Kirchenstaat ihm erobern und dazu Eugen in Florenz gefangen nehmen. Jetzt kam die Nachricht, daß Viteleschi tot sei, er, der mächtige Mann, welcher sechs Jahre hindurch Rom mit seinem eisernen Scepter bezwungen hatte. Was war unter solchen Zeitumständen natürlicher, als daß bei König Alfons der Gedanke, einen Aufruhr in Rom zu seinen Gunsten anzuzetteln, entstehen mußte?

Dieser Augenblick war es, in welchem Laurentius Valla seine Schrift wie eine zündende Fackel hinausschleuderte, die Schrift, welche man sehr bezeichnend die Deklamation über Konstantins Schenkung genannt hat.

Indessen erfuhren die öffentlichen Verhältnisse Italiens im Laufe einiger weniger Jahre eine merkliche Umwandlung. Es war eine interessante Zeit. Ungeachtet die Geschichte derselben mit einer unendlichen Menge kleiner Begebenheiten und Intriguen gleichsam überwuchert ist, welche sich in bunter und den Blick verwirrender Weise kreuzen und ineinanderschlingen, so treten doch gewisse Hauptzüge hervor, wohl geeignet, große Begebenheiten für die kommenden Jahrhunderte anzukündigen. War denn das Baseler Konzil nicht in seiner Art ein Vorläufer des Nationalkonvents? Jenes handelte im Namen des heiligen Geistes, dieses im Namen der Freiheit und Gleichheit; jenes kämpfte mit geistlichen, dieses mit weltlichen Waffen. Waren aber nicht beide ihrer innersten Wurzel nach eine Erhebung der Demokratie gegen die Autorität? und war es nicht der französische Geist, der in Basel die Oberhand hatte? War nicht jener Krieg mit den Hussiten in Böhmen ein Vorspiel der späteren Religionskriege? und der Kampf zwischen den Königen Alfons und René in Neapel eine Weissagung auf die späteren gewaltigen Kämpfe zwischen Frankreich und Spanien? Das Gleichgewichtssystem, welches später eine so große Rolle

in der europäischen Politik gespielt hat, es wurde in Italien geboren, und zwar im fünfzehnten Jahrhundert.

Halten wir uns nun an die Grundzüge der Zeitgeschichte, so standen der Herzog von Mailand und König Alfons auf der einen, die Republiken Venedig und Florenz auf der anderen Seite. An diese letztere schloß sich Eugen IV., welcher selbst ein Venetianer war.

So standen die Dinge im Jahre 1440, als Laurentius Valla gegen die Schenkung Konstantins deklamierte und seine Deklamation mit einer Aufforderung an die Römer schloß, sich zu empören. In wenigen Jahren änderte sich jedoch die Stellung des Papstes zu der italienischen Politik, und wir werden sehen, wodurch dieser große Umschlag herbeigeführt wurde. Wir werden hierdurch zugleich einen Einblick thun in die Stellung der Mächtigen jener Zeit. Filippo Maria von Mailand hatte niemanden als Nicolo Picinino gegen Sforza aufzustellen. Picinino fühlte, daß er für den Herzog unentbehrlich sei, und verlangte von ihm, daß er ihm Piacenza abtreten solle; zwei andere der Feldherren des Herzogs folgten dem gegebenen Beispiel. Man glaubte seiner Sache sicher zu sein. Aber Filippo Maria war nicht der Mann, sich auf solche Weise zwingen zu lassen. Er wandte sich an Sforza und trug ihm seine Tochter an, und als Mitgift einen großen Teil seines Gebietes. Sforza wurde gewonnen. Die Hochzeit fand im Oktober 1441 statt. Die streitenden Parteien überließen es Sforza, den Frieden als Schiedsrichter zustande zu bringen. Jedoch sollte es hierbei nicht lange sein Bewenden haben. Francesco Sforza war jetzt ein sehr mächtiger Mann. Er hatte große Besitzungen in Mailand, besaß die Markgrafschaft Ancona im Kirchenstaat und hatte im Neapolitanischen große Lehengüter von König René, dem Widersacher des Königs Alfons, und war daher gleichfalls ein eifriger Feind des letzteren. Was war natürlicher, als daß man sich vereinigte, um diesen Mann zu stürzen, welcher in so kurzer Zeit sich zu einer solchen Machtstellung emporgeschwungen hatte? Dieser Gedanke scheint zuerst bei Filippo Maria erwacht zu sein,

welchen es hinterher verdroß, seinem Schwiegersohne so viel zugestanden zu haben. Schon vier Monate nach der Hochzeit beginnt er, zur Durchführung dieses Planes Verhandlungen einzuleiten. Er nimmt zugleich aufs Sparen Bedacht. Nicolo Picinino bekommt seinen Abschied, will sich der Erholung wegen nach Perugia begeben, trifft aber in Bologna mit dem Papste zusammen und wird von diesem zum Feldherrn des Kirchenstaates ernannt. In demselben Jahre hatte Alfons Neapel eingenommen. Im nächsten Jahre, den 14. Juni 1443, schloß der Papst in Terracina, durch seinen Legaten Scarampus, mit ihm Frieden und ein Bündnis, und eine der Friedensbedingungen war, daß er dem Papste in dem Angriffe auf Sforza Hilfe leisten solle. Der Papst schlägt im nämlichen Jahre seinen Wohnsitz in Rom auf und zeigt dadurch, daß er den Aufenthalt für sicher hält. In Kraft des mit Eugen geschlossenen Friedens rückt König Alfons in den Kirchenstaat ein und erobert die Markgrafschaft Ancona. Sforza sieht sich gezwungen, mit dem Rest seines Heeres gen Norden zu ziehen. Jetzt wird aber dem Filippo Maria dieser rasche Siegesschritt des Königs Alfons bedenklich; er verbindet sich daher im September 1443 mit Venedig, Florenz, Bologna, Genua und Fr. Sforza. König Alfons wird dadurch bewogen, sich zurückzuziehen. Und Sforza gewinnt einen Sieg über Nicolo Picinino (welcher vor Kummer und Verdruß im Oktober 1444 stirbt) und behauptet beim Friedensschluß beinahe die ganze Markgrafschaft Ancona. Der Umschlag, der 1443 in der neapolitanischen Politik eintrat, war keineswegs ein vorübergehender. König Alfons scheint seit dieser Zeit im ganzen der treueste Freund Eugens IV. und des römischen Stuhls gewesen zu sein.

Als der Krieg im Jahre 1446 wieder ausbrach, finden wir ihn wieder auf der Seite des Papstes und des Herzogs als Gegner der Republiken und Fr. Sforzas. Da nun die Venetianer so große Erfolge hatten, daß Sforza anfing zu besorgen, sie würden im Mailändischen, welches er als sein Erbe betrachtete, Eroberungen machen, so versöhnte er sich

wieder mit seinem Schwiegervater und erhielt vom König Alfons Geldunterstützungen, aber nur unter der Bedingung, daß er die letzte Stadt, welche er von der Markgrafschaft Ancona noch inne hatte, an Papst Nikolaus V. ausliefern sollte. Leo sagt (Bd. IV, S. 333 seines angef. Werkes), in Veranlassung der Fortschritte des König Alfons in der Markgrafschaft Ancona, daß „nicht allein die Florentiner und Venetianer, sondern auch Mailand sich aufgefordert fühlten, ihm in den Weg zu treten, wenn sie nicht die Ereignisse aus König Ladislaus' Zeit sich wiederholen sehen wollten". Wir finden es indes unwahrscheinlich, daß König Alfons damals irgend daran gedacht haben sollte, sich Roms zu bemächtigen. Sicherlich hat er's nicht gethan, wenn er die Auffassung seines Sohnes Ferdinand von der damaligen Situation teilte. Ferdinand schrieb nämlich an ihn, während er noch mit diesem Kriege beschäftigt war: „Du hast, triumphierender König und lieber Vater, durch göttlichen Beistand erreicht, was der Gegenstand meiner Wünsche war, nämlich für den Papst und unsere Mutter, die Kirche, kämpfen zu können gegen die Feinde derselben"*). Ein anderer kleiner Zug beweist uns gleichfalls, daß König Alfons eine Ehre darein setzte, seine Lehnspflicht gegen den römischen Stuhl treulich zu erfüllen. Dem Frieden von Terracina zufolge sollte er jedes Jahr ein weißes Pferd liefern und am Feste St. Petri und Pauli 8000 Goldgulden in Rom persönlich auszahlen, es sei denn, daß er in anderer Weise, z. B. durch Ausrüstung von Schiffen gegen die Türken, seiner Verpflichtung nachkomme. Im Jahre 1450 hatte sich der Papst wegen der Pest von Rom nach Fabrianum geflüchtet, und infolge der Abwesenheit desselben, hatte König Alfons die ihm obliegende Verpflichtung nicht erfüllen können. Auf Begehren des Königs stellte darauf der Papst eine Erklärung aus, daß solches ihm zu keinem Vorwurf oder Nachteil gereichen solle (nullum regi illatum fuisse praejudicium)**).

---

*) „Epistolae Principum etc.", p. 354.

**) Dominicus Georgius, Vita Nicolai quinti, p. 82.

Man erstaunt, wenn man des auffallenden Unterschiedes gewahr wird zwischen Vallas Äußerungen vom Jahre 1440 und denen von 1444. Wir haben den großen Umschlag nachgewiesen, welcher in der Politik des König Alfons stattfand; und da Vallas Anschauungen und Äußerungen sich den Wandlungen dieser Politik anschlossen, so ist zum Erstaunen eigentlich kein Grund vorhanden.

Sprach denn Valla in dieser Schrift seine eigene Überzeugung aus? — Gewiß; aber wohlverstanden, wie eben unter den derzeitigen Verhältnissen und Umständen seine Überzeugung sich gestaltete. Er spielte mit den Karten, die er damals in der Hand hatte, und als er andere Karten erhielt, so veränderte sich seine Überzeugung. So macht es immer ein rein praktischer Politiker. Thiers war ein aufrichtiger Freund der konstitutionellen Monarchie; als er aber sah, daß die Wiederaufrichtung derselben eine Unmöglichkeit war, so arbeitete er für die konservative Republik. Einem solchen rein praktischen Politiker gilt es als die größte Thorheit, sich nicht nach veränderten Verhältnissen zu richten. Thäte er das nicht, so käme er sich selber vor wie der Mann, welcher, weil er's sich einmal vorgenommen, sein Korn, ungeachtet des inzwischen eingetretenen Regenwetters, vom Felde einfährt. Er ist eben Opportunist. Die Maschinerie der Welt würde weit schwerfälliger arbeiten, gäbe es nicht immer viele Männer dieser Art. Auf der anderen Seite würde in den Gang derselben größere Festigkeit kommen, wenn es mehr solcher Überzeugungen gäbe, die sich nicht nach Zeit und Umständen accommodieren, sondern unerschütterlich fest bleiben, und alsdann, wenn das Ziel ihrer Wünsche unter obwaltenden Umständen unerreichbar ist, sich in sich selbst zurückziehen und bessere Zeiten abwarten. Vor solchen Charakteren haben selbst ihre Widersacher oft um so größeren Respekt. Sie sind es, die nicht selten dem Strome der Zeit eine andere Richtung geben. Valla gehörte nicht zu diesen Charakteren.

So war denn eine große Veränderung auf dem politischen Schauplatze vorgegangen. Die päpstliche Macht war gestärkt.

König Alfons blieb nach geschlossenem Frieden der Alliierte des Papstes. Der politische Schwerpunkt Italiens lag je länger je mehr in Rom. Jener Gedanke, daß es mit der weltlichen Macht des Papstes ein Ende haben könne, mußte unter die Träume verwiesen werden. Zugleich erwachte bei Valla die Sehnsucht nach Verwandten und Freunden. Der Wunsch seiner Jugend, in den Dienst des Papstes einzutreten, machte sich wieder geltend. Und so bildete sich die Gemütsstimmung, in welcher Papst Eugen „gewissermaßen als ein Bild Gottes auf Erden" erscheinen konnte. Wohl stimmen solche Äußerungen wenig mit anderen in der Schrift über die Konstantinsche Schenkung. Bevor wir aber richten, wollen wir doch darauf achten, wie verschieden unsere Meinung von einem Manne auszufallen pflegt, während wir auf ihn zürnen, oder während wir wohlwollend gestimmt sind und von ihm einen wesentlichen Dienst erhoffen und wünschen. —

Dieselbe Unbefangenheit und Freisinnigkeit; mit welcher Valla die Bedeutung der weltlichen Macht des Papsttums abschätzte, legte er auch bei Beurteilung des Klosterlebens zutage. Zuweilen giebt er dem Mönche die Benennung eines Pharisäers. Er stellte die Behauptung auf, daß, wer durch Klostergelübde gebunden sei, darum keine größeren Verdienste habe, als andere. Nachdem dieser Satz einer der Anklagepunkte gegen ihn geworden war, so läßt er sich in seiner, dem Papst Eugen gewidmeten Verantwortung gar nicht auf eine Untersuchung darüber ein, ob das Leben, zu welchem man sich durch Klostergelübde verpflichte, an und für sich besonders verdienstlich sei; vielmehr zieht er sich klüglich aus der Verlegenheit heraus, indem er daran erinnert, daß, wer, ohne irgendein Gelübde abgelegt zu haben, ein solches Tugendleben führe, gewiß etwas ebenso Verdienstliches leiste, als der es infolge bindender Gelübde thue*). —

Wie weit erstreckte sich Vallas Kritik hinsichtlich der heiligen Schrift? Die Frage ist schwer zu beantworten.

*) L. Vallae Opera, p. 802.

Folgende kleine Geschichte deutet auf eine, unter den damaligen Verhältnissen merkwürdige, Unbefangenheit auch in diesem Punkte. Er erzählt nämlich*): als sehr junger Mensch habe er jemanden gefragt, wer das Buch Hiob abgefaßt habe. Da man ihm antwortete: „Hiob selbst“, so habe er darauf die Bemerkung hingeworfen: „Alsdann müßte ja Hiob seinen eigenen Tod erzählt haben.“ Valla fügt hinzu: „Dasselbe läßt sich von mehreren anderen Büchern sagen; aber hier ist der Ort nicht, näher darauf einzugehen.“ Ohne Zweifel weist er hiermit auf die Bücher Mose hin. Interessant ist es, den frühe erwachten kritischen Sinn zu bemerken, welcher sich später nach allen Seiten richtete. Nicht der Text der Vulgata allein, sondern auch die Frage nach der Abfassung der biblischen Bücher ist Gegenstand seiner Forschungen gewesen, obgleich die Resultate derselben niemals veröffentlicht, vielleicht niemals niedergeschrieben worden sind. —

Huldigte Laurentius Valla materialistischen Ansichten? — Ich bin geneigt, es anzunehmen, obgleich ich kein entscheidendes Urteil in dieser Hinsicht fällen möchte. Es ist schwer, die eigentliche Meinung eines Mannes ausfindig zu machen, welcher so geschmeidig ist wie Laurentius Valla, und beständig so viele Rücksicht auf geltende Meinungen nimmt. Eine seiner Äußerungen, die Ärgernis erregten und die er in seiner Apologie gegen Verleumder**) selbst anführt, ist folgende: „Die Tugenden sind die Dienerinnen des Genusses oder der Lust (voluptatis), und diese ist ihre Königin; jeder Genuß ist gut und das einzige Gut der Menschen, kommt aber von Gott.“ Stellt man nun die Seligkeit unter den Begriff Genuß, so leuchtet es ein, daß ein solcher Satz sich verteidigen läßt. Aber die Sache ist diese, daß, wenn ein solcher Satz unter den Leuten in Kurs gesetzt wird, er aller Zusätze und Erklärungen verlustig geht und unersetzlichen Schaden anrichtet, indem er die niedere, materialistische Lebensanschauung bestärkt.

*) L. Vallae Opera, p. 785.

**) Ibid., p. 800.

Konnte wohl ein Mann, dem diese Anschauung wirklich ferne lag, einen solchen Satz, wie jenen anderen *), selbst wenn er einem Epikuräer in den Mund gelegt wird, unter die Leute bringen: „Huren und unzüchtige Weiber machen sich um die menschliche Gesellschaft besser verdient, als Nonnen und keusche Frauen?"

Ist doch das Urteil des einen Menschen über den anderen immer etwas Mißliches. Manche sind besser, als ihre Grundsätze, manche aber auch schlechter. Dieselbe Handlung hat eine ganz verschiedene sittliche Bedeutung, jenachdem sie das Resultat einer durchgeführten Lebensanschauung ist, oder nur aus einer augenblicklichen Stimmung, oder gar Schwachheit hervorgeht. Anscheinend können wir uns auf nichts besser verlassen, als auf das Urteil, das jemand über sich selbst und sein Thun ausspricht. Hier schließen sich nämlich Grundsatz und Thun zusammen und stehen gegenseitig für ihre Zuverlässigkeit ein. Etwas Derartiges beut sich uns in Vallas Leben dar **). Valla hatte sich nicht verehelicht, und zwar, wofür er Gott zum Zeugen anruft, darum, weil er beschlossen hatte, in den geistlichen Stand zu treten. Seine Familie drang in ihn, daß er sich verehelichen möge; und da seine Schwester kinderlos war und er wünschte, sein Geschlecht fortgepflanzt zu sehen, da endlich sein Schwager ihn neckte wegen vermeinter Schwächlichkeit, so ließ er sich in eine Liebschaft ein. „Volui itaque eis ostendere, id quod facerem, non esse vitium corporis, sed animi virtutem." Er trat nämlich zu der unverdorbenen Tochter einer guten Familie in ein näheres Verhältnis, zeugte mit ihr im Laufe von zwei Jahren drei Kinder und erachtete es nunmehr, sowohl ihrer selbst wie der Kinder wegen, für unmenschlich, sie zu verlassen. Indessen hat er eine Zeit lang von ihr getrennt gelebt; und er „hofft, nicht lange unverehelicht zu bleiben, wenn sie sich nur nicht weigern werde" ***).

*) Siehe J. Clausen a. a. O., S. 69.

**) Vgl. ebd. S. 270 Anm., wo aber dieser Zug aus Vallas Leben nur unvollständig mitgeteilt wird.

***) L. Vallae Opera, p. 362 sq.

Daß Valla imstande ist, ein solches Urteil über seine eigene Handlungsweise zu fällen, daß er sagt: er habe sich zur Erweisung seiner Tugend in eine solche Verbindung eingelassen, das zeigt uns deutlich seine Denk- und Sinnesart.

Jedoch ist es zu einer richtigen Beurteilung Vallas nötig, auf die Zeit, in welcher er lebte, Rücksicht zu nehmen. Der Abt Andreas Vigerinus äußert ganz trocken über das erwähnte Verhältnis: „Concubinam habuit, ex qua filium reliquit“ *). Eine große Verwandtschaft betreffs der Lebensanschauung und Entwickelung zeigt sich zwischen Laurentius Valla und Enea Silvio da' Piccolomini, welcher später Papst geworden ist unter dem Namen Pius II. Freilich war bei Valla die Richtung auf wissenschaftliche Interessen vorwiegend, und nur gelegentlich streifte er hinüber auf das Gebiet der Politik. Piccolomini dagegen war hauptsächlich Politiker. In diesem Interesse konnte er um dieselbe Zeit bei Eugen IV. und dem Gegenpapst Felix V. als Sekretär fungieren; und durch Politik brachte er's zuletzt dahin, daß er selber Papst ward. Liest man, mit welcher Freiheit er an seinen eigenen Vater schreibt **) und ihm einen natürlichen Sohn empfiehlt, dem Vater dessen Vergangenheit vorhält und seine eigene Zuchtlosigkeit damit entschuldigt, daß man ja auch im Essen und Trinken nicht immer so genau das Maß inne halte: dann sieht man, daß beide Männer in dieser Hinsicht derselben Ansicht huldigten. Das Urteil des Historikers ***) über Poggio Bracciolini: „Die Streitigkeiten des Christentums waren ihm etwas sehr Gleichgültiges; Parteischriften, deren Abfassung ihm als apostolischem Sekretär, oder auch für besondere Bezahlung aufgetragen wurde, behandelte er als bloße Themata, bei denen er nur den Ruhm seiner Beredsamkeit vor Augen hatte“, beweist, daß Laurentius Valla keineswegs allein steht, wenn er in einem Briefe an Aurispa, wo er seine Schrift über die Schenkung

---

*) Dom. Georgius, Vita Nicolai quinti, p. 210.

**) Voigt, Enea Silvio Piccolomini I, 288.

***) a. a. O., S. 197.

Konstantins bespricht, ausschließlich die oratorische Seite des Werkes hervorhebt. Nichts giebt indessen von den sittlichen Zuständen jener Zeit eine deutlichere Vorstellung, als das Dekret des Baseler Konzils vom 23. Januar 1453 über das zuchtlose Leben der Priester. Welche Bestimmungen sollte man wohl in dem Dekret einer solchen Kirchenversammlung erwarten? Nicht diese, daß jeder Priester, der in dieser Hinsicht schuldig befunden werde, vom Amte zu entsetzen sei? Aber das Dekret verfügt nur, daß der Geistliche, der nicht, zwei Monate nach Veröffentlichung des Dekretes in der betreffenden Kathedralkirche, seine Konkubine entfernt habe, drei Monate hindurch aller seiner Einkünfte beraubt und, falls er auch ferner noch in seinem Ungehorsam beharre, erst alsdann abgesetzt werden solle. Besserte ein solcher sich nachher, so konnte er ein geistliches Amt wieder bekleiden, vorausgesetzt, daß er von seinem Vorgesetzten Dispensation erhielt. Nahm ein geistlicher Vorgesetzter von einem Priester Geld, wogegen er ihm erlaubte mit seiner Konkubine zusammen zu leben, so sollte er den doppelten Betrag zu einem frommen Zweck erlegen. Die unechten Kinder durften gleichwohl bei ihrem Vater wohnen *). Könnte man also auch geneigt sein, eine Entschuldigung für Laurentius Valla in seiner Zeit zu suchen, so darf man dennoch nicht vergessen, daß die uns geoffenbarte Gnade und Wahrheit, nicht aber der Zeitgeist über uns richtet, und daß die Mitschuld vieler durchaus nicht den Einzelnen von der Schuld losspricht.

Dieses ist das Bild des einen der beiden Männer, welche am Sonnabend vor Ostern 1443 außerhalb der Mauern von Neapel sich trafen und mit einander nach dem Kloster hinaufgingen, welches gegenüber dem Eigentum des Angelillus Campanus lag, um mit einem daselbst wohnenden Mönche ein Gespräch zu führen. Was wollten sie von dem Mönche?

Es war ein Minoritenmönch, sein Name Antonius Batontinus. Er besaß eine außerordentlich starke Stimme. Valla nennt ihn einen großen Schreier. Sein Eifer war's, der ihn

*) Mansi, Concil. coll. XXIX, 101.

Atem und Stimme nicht sparen ließ. Valla sagt von ihm, er sei fast immer heiser gewesen[14]). Die Vortragsweise des Mönchs giebt Valla Veranlassung zu der allgemeinen Bemerkung: „Es ist so weit gekommen, daß das Predigtamt darin besteht, zu rufen und zu schreien, wie Cicero sagt, und nicht darin, als Redner aufzutreten, und daß der beste Redner der beste Rabulist ist.“ Immerhin mag Antonius Batontinus seine Stimme überboten haben, und sein Temperament von allzu lebhafter, südländischer Art gewesen sein; aber bemerkenswert ist, daß Valla nur an seinem Äußeren etwas auszusetzen hat und gegen den Inhalt seiner Reden durchaus keinen Vorwurf erhebt. Er hebt namentlich hervor: er habe von der Bescheidenheit, Milde und Liebe gepredigt. Valla bemerkt auch, er habe große Gewandtheit in der Volkssprache gehabt (est promptissimus linguae vernaculae)*); und hierauf legte Valla wohl keinen besonderen Wert, während wir es heutiges Tages zu würdigen wissen. Es ist kaum zweifelhaft, daß Antonius Batontinus s. Z. ein angesehener und berühmter Redner gewesen ist; sonst würden wohl schwerlich zwei der Sekretäre des König Alfons ihn zur Zielscheibe für ihre Angriffe ausersehen haben. Antonius Batontinus hatte während der Fastenzeit mit den Kindern katechisiert und mit ihnen das apostolische Symbolum durchgenommen. Sie hatten im Chorus — sowie wir's auch noch in Kirchen und Schulen hören können — mit ihm ausgerufen: „Petrus sprach: Ich glaube an den einen Gott Vater, den Allmächtigen“; „Andreas sprach: den Schöpfer Himmels und der Erden“ u. s. w.[15]). Als die Kinderlehre geendet war, fragte Laurentius Valla, welcher in der Kirche zugegen war, den ihm zur Seite stehenden Angelillus Campanus, ob er jemals vernommen habe, daß es also zugegangen sei mit der Abfassung des Apostolikums. Angelillus Campanus verneinte es, und fügte hinzu: er habe auch von niemand sonst, als von demselben Mönche, je ge-

*) L. Vallae Opera, p. 803 (nach richtiger Paginierung, anstatt S. 800).

hört, daß Hieronymus ein Römer gewesen sei. Sie verabredeten sich daher, den Mönch zu besuchen und ihn auszufragen. Möglich, daß die Politik, wenigstens eine gewisse antikirchliche Position, auf ihr Vorhaben einigen Einfluß übte. Damals war der Friede zwischen König Alfons und Eugen IV. noch nicht abgeschlossen. Aber woher rührte bei Valla der Zweifel, ob es sich mit dem Ursprunge des apostolischen Symbols also verhalte, wie jener Mönch den Kindern erzählte? — Hier werden wir genötigt, unsere Erzählung abzubrechen.

Es ist Unwahrheit, wenn Valla sich gebärdet, als sei er über die Rede des Mönches wirklich erstaunt gewesen, wie über ein unerhörtes Fündlein; es ist Unwahrheit, wenn er Angelillus erklären läßt, er habe nirgendwo so etwas gehört; und ebenso unwahr, wenn er die Rede des Mönches von allen Anwesenden verspottet werden läßt *). Es war eine, das ganze Mittelalter hindurch, überall im Abendlande verbreitete Lehre, daß es mit der Abfassung des Apostolikums so zugegangen sei. Woher entstand denn bei Valla diese scheinbare Überraschung und wirklicher Zweifel hinsichtlich dieser Lehre? — Er hat das apostolische Symbol nicht zum Gegenstand irgendeiner besonderen Abhandlung gemacht; seine bezüglichen Äußerungen kommen nur gelegentlich vor in den zu seiner Verteidigung abgefaßten Schriften. Desungeachtet könnte er es füglich zum Gegenstand einer umfassenden Untersuchung gemacht haben. Sehen wir indes seine von dem Apostolikum handelnden Äußerungen näher an, so überzeugen wir uns, daß solches nicht der Fall gewesen ist. Bringt er doch die thörichte Meinung über die Entstehung jenes Grundbekenntnisses vor, und nimmt an, es sei erst lange nach dem Konzil von Nicäa abgefaßt worden. Hierdurch beweist er, daß er die Geschichte des apostolischen Symbols durchaus nicht zu einem Gegenstand ernstlichen Nachdenkens und gründlicher Forschung gemacht hat. Waren somit seine Zweifel nicht eigentlich aus seinem Inneren gestiegen, so müssen sie ihm von außen gekommen sein und eine

*) Opera l. c.

äußere Veranlassung gehabt haben. Daß Valla selbst über diese Veranlassung ein tiefes Schweigen beobachtet, darf uns nicht wundern. Er thut einmal die offene Äußerung: er möge gerne als einer dastehen, der wisse, was kein anderer weiß. So erwähnt er gar nicht, daß andere schon vor ihm Zweifel gehegt haben an der Echtheit des Schenkungsbriefes Konstantins*). Aber worin hat denn diese äußere Veranlassung zu seinen Zweifeln bestanden? —

*) J. Clausen, L. Valla, S. 121.

II.
Vorbereitung zum Unionskonzil.

Nachdem das Schisma zwischen der morgenländischen und der abendländischen Kirche entstanden war, gelang es weder den lateinischen Kaisern, so lange sie noch ihren Herrscherſitz in Konstantinopel innehatten, noch dem Konzil von Lyon, (1274) eine dauerhafte Einigung zuwege zu bringen. Inzwischen wurde das griechische Reich immer mehr vonseiten der Türken ins Gedränge gebracht; und da eine Annäherung an die lateinische Kirche den Kaisern als das einzige Mittel erschien, um das Abendland auf ihre Seite ziehen zu können, so war es natürlich, daß die Versuche wieder aufgenommen wurden. Georgios Phrantzes hat uns in seiner Chronik *) ein Gespräch aufbewahrt zwischen Johannes Paläologus und seinem Vater Manuel. Das Gespräch fand in aller Vertraulichkeit statt: denn Georgios Phrantzes war der einzige Fremde, der ihm beiwohnte, und wir verdanken demselben einen interessanten Einblick in die byzantinische Politik. Zwar vermißt man in Manuels Äußerungen volle Klarheit; aber so viel leuchtet doch genügend ein, daß er die Annäherung an den Occident keineswegs als eine Sache von kirchlichem Interesse ansieht, sondern nur als eine staatskluge Politik, durch welche man sich den Beistand der westlichen Länder gegen die Ungläu=

*) Diese Chronik ist in Bonn 1838 erschienen. S. das. S. 178 f.

bigen verschaffen könne. Auf der anderen Seite schien es ihm mißlich, es wirklich zu einem Konzile kommen zu lassen, da es doch unmöglich sein werde, eine wahre Einigkeit zu erzielen. Seine Politik scheint diese gewesen zu sein: eine vorgebliche Lust zu einer Kirchenversammlung und Einigung mit der lateinischen Kirche kundzugeben, um schon hierdurch den Beistand des Abendlandes zu gewinnen, oder doch jedenfalls, durch die Aussicht auf einen solchen, den Ungläubigen einen heilsamen Schrecken einzujagen [16]). Man müsse daher besonders dann, wenn man von den Türken bedroht werde, Interesse und Eifer für ein Konzil zu erkennen geben. Johannes antwortete nichts, erhob sich aber und ging fort, wodurch er genügend zu erkennen gab, daß er anderer Meinung sei und glaube, man solle ernstlich dahin streben, daß man eine wahre Einigung mit der lateinischen Kirche zuwege bringe. Dürfen wir annehmen, daß der von dem Baseler Konzil nach Konstantinopel Abgeordnete die herrschende Ansicht aussprach, so erreichte Manuel wenigstens dies, daß man im Abendlande ihm ein aufrichtiges Interesse für die Union zutraute [17]). An Joseph, welcher am 21. Mai 1416 Patriarch zu Konstantinopel geworden war, hatte Manuel ein Werkzeug gewonnen, welches sich einer Annäherung an den Occident nicht geradezu entgegenstellte; und schon zu jener Zeit, als das Konzil zu Kostnitz versammelt war, hatte er eine Gesandtschaft an den Papst abgehen lassen, um mit diesem zu unterhandeln. Ungefähr zur selben Zeit (den 19. Februar 1418) traf eine Gesandtschaft ein von dem polnischen König Wladislaw und seinem Bruder Witold, dem Herzog von Litauen. Die Gesandtschaft bestand aus neunzehn Bischöfen und mehreren tartarischen Fürsten; an ihrer Spitze stand der Metropolit, Georgios von Kiew. Diese Gesandtschaft beglückwünschte Papst Martin V. zu seiner Thronbesteigung und sprach den Wunsch aus, daß der Papst der Union durch ein allgemeines Konzil Vorschub leisten möge *). Die Pariser Universität schrieb am 13. Mai 1422 an Martin V.:

*) Zhisman, Die Unionsverhandlungen, S. 6.

„Wer kann mit dem gegenwärtigen Zustande zufrieden sein, wenn man den Schiffbruch der Brüder vor Augen hat, wenn man eine Anzahl von Sekten, wenn man die Griechen, ja die ganze Kirche des Morgenlandes von der abendländischen losgerissen sieht"*). Die gallikanische Kirche erklärte in ihrem dem Konzil von Siena unterbreiteten Vorschlag, daß der Papst, der berufen sei, die verlorenen Schafe zu suchen, unaufhörlich nach der Heimführung der Griechen streben müsse**). Man sieht, wie an mehreren Punkten der christlichen Welt sich damals derselbe Gedanke regte. Die mit Martin V. eingeleiteten Verhandlungen gingen während seiner ganzen Regierungszeit fort. Der Gang derselben wurde natürlich durch die politischen Begebenheiten wesentlich beeinflußt. Nachdem Konstantinopel den Sturm Murads II., den 24. August 1422, heldenmütig zurückgeschlagen, und die Geistlichkeit nebst den Mönchen während der Verteidigungskämpfe der Stadt große Opfer gebracht hatte, so ward die Stimmung dort eine so gehobene, daß die Gesandtschaft, die kurz nachher sich in Konstantinopel einfand, nichts ausrichten konnte, obschon der Mitregent Johannes, anstatt des von einem Schlaganfall betroffenen Vaters Manuel, die Unterhandlungen in seine Hand nahm. Der Brief des griechischen Kaisers vom 22. November 1422, welcher auf dem Konzil zu Siena den 14. November 1423 vorgelesen wurde, zeigt deutlich, wie gar nicht davon die Rede war, daß die orientalische Kirche ohne weiteres sich mit der occidentalischen vereinigen wolle, sondern daß dies erst durch ein allgemeines Konzil, und zwar zu Konstantinopel, zu bewirken sei. Indessen war der Kaiser nicht imstande, die hiermit verbundenen Kosten aufzubringen, und bat daher den Papst, darauf Bedacht zu nehmen. Er wolle wieder schreiben, wenn die Gefahren, in denen sein Reich schwebe, erst weniger drohend seien!***) Aber die

---

*) Monumenta conciliorum seculi decimi quinti, Vol. 1 (Vindobonae MDCCCLVII), p. 4.

**) Ibid, p. 31.

***) Ibid, p. 24 sq.

Lage der Dinge sollte sich bald verändern. Johannes hatte sich gezwungen gesehen, einen schimpflichen Frieden mit Murad II. zu schließen, wodurch das Kaiserreich des Ostens auf die Stadt Konstantinopel mit ihrem Gebiet und einige andere Distrikte beschränkt wurde. Bald darauf, im Jahre 1425 *), begab er sich zum König Sigismund, welcher sich in Totis in Ungarn aufhielt, um diesen zu einem Angriff auf die Türken zu bewegen, aber überzeugte sich hier alsbald, daß die Union die Bedingung war für jede wirksame Unterstützung vonseiten des Abendlandes. Durch den Tod seines Vaters, welcher während dieser seiner Abwesenheit den 21. Juli 1425 starb, bekam er freie Hand. Nun war er aber, wie im Vorigen schon angedeutet worden, der Überzeugung, man dürfe nicht zum bloßen Vorwand oder Schein eine Union erstreben. Der Erfolg, den er bei der Bekehrung eines Juden **) gehabt hatte, mochte ihm Hoffnung gemacht haben, daß er mit theologischen Streitigkeiten fertig werden könne. Die Unterhandlungen wurden wieder aufgenommen. Die dritte Gesandtschaft war auf dem Wege von Griechenland nach Rom, kehrte aber, auf die Nachricht von dem Ableben des Papstes, zu des Kaisers großem Verdruß wieder um. Der griechische Kaiser Johannes Paläologus bot seine ganze Machtvollkommenheit über die Kirche auf, um für die Union zu wirken. Die griechische Geistlichkeit war aber voll Bedenklichkeiten und Mißtrauen. In einem der Briefe des Papstes an den Patriarchen war dieser nicht als der Patriarch Konstantinopels, sondern als „der Konstantinopolitaner" angeredet worden. Deutete das nicht an, daß der Nachfolger Petri glaubte, der Ort, die Stadt selbst gehöre ihm? — Wie aber das Volk über die Union dachte, wird uns von einem Schriftsteller jener Zeit unter folgendem Bilde dargestellt ***): „Wenn man viele Jahre lang, auf einem schönen und altehrwürdigen Wege, zur Sophienkirche gegangen

*) Zhisman a. a. O., S. 14.
**) Georgios Pfrantzes, p. 163—176.
***) Ibid., p. 177.

ist, und man findet alsdann einen neuen Weg, über welchen die Meinungen geteilt sind, indem einige sagen, er sei schön, andere dagegen, er sei nicht so gut wie der alte, so ist es wohl das Richtigste, sich an die alte Straße zu halten."

Der Kaiser ließ darauf die Gesandtschaft zu dem neuen Papste, Eugen IV., zurückreisen. Dieser schien indes der Sache kein großes Interesse entgegenzubringen; es kam den Gesandten so vor, als rühre er sie nur mit den Fingerspitzen an *). Dieser Eindruck war doch kaum der richtige gewesen. Eugen IV. hat sein ganzes Leben hindurch für die Union lebhaftes Interesse gezeigt. Selbst ehe er Papst ward, hatte er schon aufs unermüdlichste für diesen Plan gearbeitet und bei seinem Vorgänger Martin V. seinen ganzen Einfluß dafür geltend gemacht **). In der Mönchszelle war die Union der Gegenstand seines ernsten Nachdenkens gewesen, und für denselben Zweck hatte er gewirkt als Legat in Epirus, Macedonien und Thracien, in Propontis, Kleinasien, Syrien und Ägypten. Indessen scheint sich gerade damals bei ihm eine augenblickliche Bedenklichkeit geregt zu haben, ob ein Unionskonzil in einer italienischen Stadt abzuhalten sei — ein Gedanke, der früher gerade von ihm ausgegangen war —, oder ob es nicht (aus später zu erörternden Gründen) richtiger sei, es nach Konstantinopel zu berufen. Er hatte noch keinen Beschluß gefaßt; und aus diesem Umstande erklärt sich eine gewisse Kühle in der Verhandlung mit den Griechen. Übrigens nahmen sie die Antwort mit nachhause: das Konzil möchte in Italien zusammentreten [18]). Bald darnach sollte er inzwischen eine kräftige Aufforderung erhalten, mit seinem ganzen Eifer sich dieser Sache anzunehmen. Das Baseler Konzil hatte die Vereinigung mit den Griechen beständig als eine wichtige Frage behandelt, welche zu entscheiden dem Konzile durchaus obliege.

---

*) *Ἔφασκον δὲ ἰδεῖν τὸν Πάππαν Ἐυγένιον ἀμυδρῶς πως καὶ ἄκροις τοῖς δακτύλοις ἁπτόμενον τῶν πρὸς τὴν ἕνωσιν ἀνηκόντων.* Syropulus II, 19.

**) Mansi, Conc. coll., p. 874.

In einem Schreiben vom 2. August 1431 fordert Johannes de Ragusio den König Sigismund auf, daß er die verschiedenen Abteilungen der griechischen Kirche dazu bewegen möge, Gesandte nach Basel abzuordnen. Er bemerkt: dies würde dem Konzile sehr zugute kommen, denn das Gerücht von der Ankunft solcher Männer werde durch seine Neuheit alle Christen für das Konzil gewinnen. Am 26. September 1431 beschloß das Konzil: man solle an die Griechen schreiben, oder wo möglich Gesandte an sie abgehen lassen. Auch die Böhmen interessierten sich für die Beteiligung der Griechen, bei welchen sie eine Stütze zu finden hofften für ihre Auffassung des Abendmahls*). Jetzt erhielt der Papst die Nachricht, daß das Baseler Konzil Gesandte nach Konstantinopel abgeordnet habe, mit Briefen sowohl an den Kaiser wie an den Patriarchen. Somit war der Kampf zwischen Konzil und Papst nach Konstantinopel verlegt. Uneins mit einander, kämpften die zwei großen Kirchenmächte des Abendlandes darum, welche von ihnen den Sieg eben dadurch gewinnen werde, daß sie die Ehre an sich reiße, den alten Streit zwischen der orientalischen und der occidentalischen Kirche beigelegt zu haben. Es mag einige Geduld dazu gehören, diesen verwickelten Streit durch alle seine Stadien zu verfolgen. Päpstliche, Baseler, konstantinopolitanische Pläne und Intriguen kreuzen einander. Der Kampf hielt lange an. Der Sieg ließ tiefe Spuren zurück in der Weltgeschichte.

Was stellte das Konzil zu Basel vor? Welche Bedeutung hat es für die kirchliche Entwickelung gehabt? — Als eine in dieser Welt bestehende und sich entwickelnde Gemeinschaft unterliegt auch die Kirche der Herrschaft der allgemeinen Bedingungen und Gesetze für alles Gemeinschaftsleben. Gleichwie die Harmonie in der Bewegung der Weltkörper auf dem Zusammenwirken von zwei großen Kräften, der zentripetalen und der zentrifugalen beruht, ebenso beruht auch die Entwickelung der menschlichen Gesellschaft auf dem Gleichgewicht zweier, anscheinend

*) Monumenta etc. I, 96. 113. 120. 293.

einander entgegengesetzter Mächte, der Autorität und der Freiheit. Wenn die Autorität mißbraucht wird, wenn sie, anstatt das Zentrum der Gesellschaft zu sein, ihre besonderen Interessen verfolgt, so kommen die Kräfte der Freiheit in Bewegung und erstreben, mittels aus dem Volke gewählter Versammlungen, Einfluß und maßgebende Mitwirkung zu gewinnen. Die ganze Geschichte des Menschengeschlechts ist durchwebt von diesem Kampfe zwischen Autorität und Freiheit; und obgleich der Kampf in einer bunten Mannigfaltigkeit von Gestalten hervortritt, so sind doch die großen bewegenden Kräfte unverändert dieselben. Hinsichtlich der inneren Zustände sind solche Zeiten für ein Volk und Land die glücklichen Zeiten, wo zwischen diesen beiden sozialen Kräften ein harmonisches Zusammenwirken stattfindet. Die politischen Stürme bezeichnen nur ein Streben nach Gleichgewicht.

Da die päpstliche Macht durch den Aufenthalt der Päpste in Avignon allmählich in solchen Verfall geraten war, daß drei Päpste zu gleicher Zeit um die Macht stritten, so gewann die Anschauung die Oberhand, daß die Kirche, kraft der Einsetzung Christi, selbständig dastehe ohne Papst. Auf dem Konzil zu Kostnitz (vom 5. November 1414 bis zum 22. April 1418) wurden zwei Päpste ohne weiteres abgesetzt, der dritte dazu vermocht, sich zurückzuziehen. Dreißig Delegierte des Konzils traten mit 23 Kardinälen zusammen und wählten Martin V. zum Papst. Es war natürlich, daß das Konzil, welches die Kirche aus dem tiefsten Ärgernis aufgerichtet hatte, nicht geneigt war, die Macht wieder aus den Händen zu lassen. Durch das Dekret „Frequens“, in Kostnitz in der 39. Sitzung 1417 ausgestellt, wurde festgesetzt, daß Konzilien fortgehend immer aufs neue stattfinden sollten, das erste nach fünf, das zweite nach sieben Jahren, darnach aber in jedem zehnten Jahre. Jedes Konzil solle, ehe es auseinandergehe, sich mit dem Papste verständigen, wo es das nächste Mal zusammentreten solle, damit es ohne besondere Einladung sich an seinem Orte einfinden könne. Falls man aber mit dem Papste zu keiner Einigung über den Versammlungsort kommen könne, habe das

Konzil das Weitere zu verfügen. Der Papst könne das Konzil nicht weiter aussetzen, wohl aber es zu einem früheren als dem bestimmten Termine einberufen. Sollte Krieg, Pestilenz oder andere ähnliche Gründe eine Veränderung bezüglich des Ortes notwendig machen, so könne zwar der Papst einen anderen, aber doch immer nur einen solchen Ort wählen, der dem ursprünglich bestimmten möglichst nahe gelegen sei *). So sicherte man sich gegen jede Unterlassung seitens des Papstes. Kraft der getroffenen Bestimmung wurde das Konzil 1423 in Pavia eröffnet, wurde aber des „schwarzen Todes" wegen nach Siena verlegt. Ohne etwas ausgerichtet zu haben, wurde es unter dem Vorwande einer zu geringen Teilnahme aufgelöst. Wohl war die Christenheit von dem Gefühl durchdrungen, daß eine Reform not thue; aber in der Regel vermochte nur eine allgemeine Not die Unlust zu den Opfern, die mit dem Erscheinen auf einem solchen Konzil verbunden waren, zu überwinden. Von Martin V. war es auf dem Konzil zu Siena bestimmt worden, daß das nächste Konzil in Basel gehalten werden solle; und diese Bestimmung wurde von Eugen IV. an seinem Krönungstage, den 12. März 1431, bestätigt. Schon eine Woche vorher sollte eigentlich das Konzil seinen Anfang nehmen; aber nur einer fand sich am 4. März ein, der Abt Alexander, und ließ seine Anwesenheit zu Protokoll nehmen. Erst am 14. Dezember konnte die erste feierliche Sitzung stattfinden. Der Papst war indessen überzeugt, daß er den ihm gebührenden Einfluß in Basel nicht könne geltend machen. Schon am 11. November **) hatte er seinen Entschluß gefaßt, das Konzil nach Bologna zu verlegen, wohin er auch die Griechen zu berufen hoffte. Dieser Beschluß stieß indes in Basel auf großen Widerstand. Es war Martin V. geglückt, die Hoffnung der Kirche auf Reformen zu täuschen; dieses sollte nicht zum zweitenmale der Fall sein. Man fühlte, daß man

*) Mansi, Conc. coll. XXVII, 159. S. Voigt, Enea Silvio da' Piccolomini I, 44; Mansi l. c. XXIX, 5.

**) Mansi l. c. XXX, 3. 71.

einen Anhalt hatte an den Fürsten, namentlich an Sigismund, welcher im Beginn des Kampfes sich auf die Seite des Baseler Konzils stellte. In der zweiten öffentlichen Sitzung, welche im Februar 1432 stattfand, wurden die Erklärungen des Kostnitzer Konzils erneut, daß das Konzil seine Vollmacht unmittelbar von Christo habe, welchem ein jeder, selbst der Papst, Gehorsam schuldig sei, daß jeder, der die Beschlüsse des Konzils übertrete, der Strafe verfalle, und daß das Konzil durch keine Autorität, ob diese gleich strahle in päpstlicher Würde, aufgelöst, verlegt oder prorogiert werden könne. Ferner wird erklärt, daß jedes Vornehmen, wodurch jemand an dem Besuch des Konzils könne verhindert werden, ungültig sei, und daß niemand ohne Erlaubnis das Konzil verlassen dürfe *). Die dritte Sitzung wurde den 29. April 1432 gehalten; und in dem am selben Tage ausgestellten Dekrete wird hervorgehoben, daß, nachdem man zweimal vergeblich den Papst aufgefordert, selbst auf dem Konzil zu erscheinen, man in Erfahrung gebracht habe, daß er mit dem unheilschwangeren Plan umgehe, das Konzil aufzulösen. Dieses könne aber ohne eigene Zustimmung nicht aufgelöst werden. Man habe daher eine dritte Gesandtschaft abgeordnet, um ihn zu vermögen, daß er die Auflösung widerrufe, aber ohne Erfolg, wiewohl man durch Sigismund, den treuen Schutzherren der römischen Kirche, kräftig unterstützt worden sei. Nunmehr wurden der Papst und die Cardinäle aufgefordert, innerhalb dreier Monate sich einzufinden, jedoch so, daß, wenn er verhindert sein solle, er sich durch Bevollmächtigte könne vertreten lassen **). In der vierten Sitzung, am 20. Juli 1432, wurde beschlossen, daß hinfort, falls der päpstliche Stuhl während eines Konzils vakant würde, die Wahl des Papstes im Konzil geschehen solle, ferner, daß, wenn jemand dem Papste oder seinem Bevollmächtigten eidlich gelobt hätte, nicht zu erscheinen, solche Gelübde un=

*) **Mansi**, Conc. coll. XXIX, 21 sq.
**) Ibid., p. 23 sq.

gültig seien, endlich, daß der Papst, während das Konzil beisammen sei, keine Kardinäle ernennen dürfe *).

Um von dem ganzen Charakter des Streites eine deutlichere Vorstellung zu geben, haben wir für zweckmäßig erachtet, bei den Anfängen des Streites etwas ausführlicher zu verweilen. Man war damals noch sehr weit von dem Glauben an die Unfehlbarkeit des Papstes entfernt. Merkwürdig ist die Erscheinung, daß solche Versammlungen, sei es kirchliche oder weltliche, fast immer in derselben Weise die ganze gesetzgebende, richtende und exekutive Macht an sich zu reißen streben. Im eigenen Namen sandte das Baseler Konzil Gesandte an Könige, Fürsten und Städte, obwohl diese Gesandten selbst die Reisekosten zu bestreiten hatten: denn es gab keine öffentlichen Mittel dafür. So konnte es aber vorkommen, daß zur selben Zeit an demselben Orte ein päpstlicher und ein Baseler Gesandter weilte. Dies war z. B. im Sommer 1435 bei jenem Kongreß zu Arras der Fall, wo man über einen Friedensschluß zwischen Frankreich und England verhandelte. Die beiderseitigen Gesandten wechselten kein freundliches Wort, suchten aber einander in Austeilung von Indulten und Gnadenerweisungen zu überbieten. Ein kleiner Zug verdient erwähnt zu werden, als charakteristisch für den anmaßenden Geist, von dem das Konzil auch bei rein weltlichen Fragen beseelt war. Erich, Herzog von Sachsen-Lauenburg, meinte, auf das Herzogtum Sachsen und die mit demselben verbundene Kurwürde Ansprüche zu haben. Umsonst hatte er sich deshalb an den Kaiser, die Kurfürsten, Papst Martin V. gewandt. So nahm er denn im Jahre 1434 seine Zuflucht zu dem Baseler Konzil. Und dieses wies die Sache keineswegs als außer seiner Kompetenz liegend zurück, sondern ersuchte den Kaiser, einige Richter auf die Kirchenversammlung abzuordnen. Der Kaiser antwortete mit der Frage: ob man glaube, er werde sich dem Konzile in einer solchen Sache unterordnen? Nichtsdestoweniger anerkannte das Konzil Herzog Erich als Kur-

*) Mansi, Conc. coll. XXIX, 23 sq.

fürsten von Sachsen, räumte ihm als solchem einen Platz auf dem Konzile ein und ernannte darnach Kommissare zur schließlichen Entscheidung der Sache. Als der Kaiser die nachdrücklichsten Vorstellungen hiergegen erhob, so beschloß das Konzil, „dem Kaiser zu Ehren und Gefallen“, die Sache demselben für eine Frist von sechs Monaten anheimzugeben; werde sie aber alsdann nicht entschieden sein, so würden die Kommissare des Konzils sie in ihre Hand nehmen *).

Als der Kampf zwischen Konzil und Papst ausbrach, standen beinahe alle Fürsten auf Seiten des Konzils; denn man mißbilligte die Auflösungsbulle des Papstes und wünschte ernstlich die Durchführung der Reform, welche man als ein dringendes Bedürfnis ansah. Fünf (oder sechs) Kardinäle begaben sich ohne Erlaubnis des Papstes nach Basel. Dabei hatten die Zustände in Italien selbst eine drohende Gestalt angenommen. Der unbeugsame Eugen, er, welcher Vorwürfe hören mußte seines hartnäckigen Sinnes wegen, begann nachzugeben. Er geriet, wie man heute sagt, auf die schiefe Ebene der Konzessionen. Wenn das Konzil eine dem Papst unterthane Stadt für seine Versammlungen bezeichnen wolle, so werde er die Auflösung des Konzils widerrufen. Ja, er fügte sich ferner so weit, daß er zugestand: die Stadt solle der Herrschaft des Konzils, so lange es daselbst tage, unterworfen sein. Das Konzil verwarf seinen Vorschlag, stellte ihn am 6. September wegen Ungehorsams unter Anklage, und forderte ihn am 18. Dezember auf, innerhalb sechzig Tagen seine Auflösungsbulle zu widerrufen und das Konzil anzuerkennen. Der Papst ging in seinen Konzessionen noch weiter. Stand er doch beinahe ganz allein. Am 4. Februar 1433 willigte er ein, daß das Konzil in Basel bleiben dürfe, und ernannte vier Kardinal-Legaten, um an seiner Stelle den Vorsitz zu führen. Jedoch auch diese Nachgiebigkeit befriedigte noch nicht: er sollte sich noch tiefer demütigen. In seiner Erklärung stand kein Wort über die Gültigkeit der Konzilsbeschlüsse, die in der

*) Schröckh, Christliche Kirchengeschichte XXXII, 52 f.

Zwischenzeit seit der Auflösungsbulle bis zu der neuesten Anerkennung beliebt waren. Hierzu kam, daß die Kardinal-Legaten nur Vollmacht hatten, über die brennende böhmische Frage und den Weltfrieden zu verhandeln, aber nicht über die Reform der Kirche. Indessen geschieht es ja oft im Verlauf eines Kampfes, daß die Draußenstehenden, welche nicht ihre persönliche Leidenschaft bei dem Kampfe eingesetzt haben, allmählich zu dem, der Nachgiebigkeit und Entgegenkommen gezeigt hat, übergehen. Der deutsche König Sigismund war nach Rom gekommen und daselbst den 31. Mai 1433 als Kaiser gekrönt worden. Hierauf nahm er allmählich eine vermittelnde Stellung ein. Im August 1433 erließ der Papst eine neue Bulle, in welcher er anerkannte, daß die Auflösungsbulle der gesetzmäßigen Thätigkeit des Konzils durchaus keinen Abbruch gethan habe. Allein auch in dieser Bulle erschienen dem Konzile die gewählten Ausdrücke noch nicht deutlich genug. Am 11. Oktober kam Kaiser Sigismund nach Basel; und ihm gelang es in Verbindung mit den anderen Fürsten, daß die beschlossene Absetzung des Papstes wenigstens aufgeschoben wurde. Am 15. Dezember 1433 stellte dieser eine neue Bulle aus, in welcher er mit ganz bestimmten, vom Konzil vorher formulierten Worten die früheren gegen das Konzil gerichteten Bullen zurücknahm. Die vier Kardinal-Legaten bekamen zwar den Vorsitz auf dem Konzil, aber erst, nachdem sie einen Eid als Bevollmächtigte sowohl des Konzils als des Papstes abgelegt und ausdrücklich die Superiorität des Konzils über den Papst anerkannt hatten. Eugen hatte sich vollständig gedemütigt. So hoch man Eugen übrigens stellen mag, so macht doch die geschichtliche Wahrheit es unmöglich, in den von ihm als Papst gefaßten Beschlüssen den „Unfehlbaren“ zu erkennen. Das Baseler Konzil stand auf der Höhe der Macht und des Ansehens. Ungefähr zur selben Zeit kamen die „Kompakten“ mit Böhmen zum Abschluß, und auch von den Griechen lief die Nachricht ein, daß sie bereit seien, eine Gesandtschaft nach Basel abzusenden*).

*) Voigt, Enea Silvio da' Piccolomini I, 57.

Man sollte meinen, der sonst so stolze, charaktervolle Eugen habe den Kelch der Demütigung bis auf den Grund ausgeleert. Und dennoch war es nicht der Fall. Kein halbes Jahr, nachdem er sich dem Baseler Konzil untergeordnet hatte, mußte er verkleidet aus Rom entfliehen, verfolgt mit Scheltworten, Drohungen und Steinwürfen der Menge. Als er in Florenz ankam, befand sich bei ihm nur ein einziger Kardinal.

Nur dadurch, daß man sich in die damalige Stellung des Baseler Konzils, sowie des Papstes versetzt, kann man die verwickelten Verhandlungen, die beide Parteien mit den Griechen führten, wohl verstehen.

Anfangs befolgte das Konzil die sehr verständige Verfahrungsweise, daß sie dem Papste die Unterhandlungen mit den Griechen überließ. Am 19. Oktober 1431 beschloß man, Eugen aufzufordern, daß er Gesandte nach Konstantinopel abordnen und den Griechen für ihre Reise auf das Konzil Kostenersatz zusagen möge. Als im nächsten Jahre die Böhmen die Anwesenheit der Griechen auf dem Konzil verlangten, weil sie sich von derselben Unterstützung in den Verhandlungen versprachen, so antwortete es: man habe allezeit deren Teilnahme am Konzil gewünscht, müsse aber die Durchführung der Sache gänzlich der Einsicht des Papstes überlassen. Obschon indes das Konzil ohne Zweifel auf die Verbindung mit den Griechen großen Wert legte, überdies die Zurückführung dieser irregehenden Söhne der Kirche als seine Aufgabe betrachten mochte, so stellte sich dennoch in seinen Augen die Sache anders dar, sobald es sich überzeugte, daß der Papst die Verbindung mit den Griechen als einen Hebel gebrauchen wollte, um das Konzil von seinem Sitze zu Basel fortzurücken und nach Bologna zu verlegen. In einem Schreiben an den Papst vom 13. Januar 1432 äußerte Kardinal Julian: in Basel herrsche die Anschauung, daß ein so feierlich zusammenberufenes Konzil nicht ohne gewichtige Gründe aufgelöst werden könne, und daß es sehr unweise sein würde, Deutschland der Ketzerei, mit der Böhmen es bedrohe, preiszugeben, und das wegen der so zweifelhaften Union mit den Griechen. Dieses Unionsprojekt galt nämlich

nach allgemeiner Ansicht für ein altes Lied, welches man schon dreihundert Jahre lang gesungen habe und alle Jahre wieder anstimme. „Wie kann man glauben“ — so äußerte sich das Konzil am 3. September —, „daß die Griechen nach Bologna reisen werden, wenn sie in Betracht ziehen, wie leichtfertig man Konzilien wieder auseinandergehen heißt? Welche Hoffnung können sie auf ein Konzil setzen, sei es zu Bologna oder anderswo, wenn ein seit sieben Jahren erwartetes, mit solchem Pomp eröffnetes Konzil wieder verschwand, ehe es recht zustande kam? Und da bei den Griechen die Ansicht sich von den Vätern her vererbt habe, daß ohne ein Konzil keine, den Glauben betreffende Frage zur Entscheidung kommen könne, so werde man ja ihr Vertrauen zu einem solchen untergraben, wenn das gegenwärtig versammelte nicht in Basel bleibe. Und die Reise dorthin sei doch nur unbedeutend weiter, wenn man erst in Bologna sei. Da sie einmal schon nach dem entlegenen Lyon gekommen seien, so könne keine haltbare Einwendung entlehnt werden von der Weite des Weges nach Basel. Im Juli 1433 fanden sich wieder griechische Gesandte in Rom ein. Sie schlugen Ancona als Versammlungsort des Konzils vor und versprachen, daß ihr Kaiser dahin kommen werde *). Was die griechische Angelegenheit betrifft, so war in der Politik des Papstes und des Baseler Konzils, infolge ihrer gegenseitigen Stellung, ein bemerkenswerter Umschlag eingetreten. Früher hatte der Papst darauf gehalten, daß das Konzil in Italien stattfinde; und jetzt, da die Griechen selbst nach Ancona zu kommen bereit waren, änderte er seinen Plan. Was war der Grund dieser Änderung? Er hatte sich im Verlauf des Jahres 1433 immer völliger überzeugt, daß es nicht in seiner Macht stehe, das Konzil von Basel nach Bologna zu verpflanzen. Er war aber auch durchaus abgeneigt, die Union mit den Griechen aus seiner Hand zu geben und an Basel zu überlassen, wodurch das Ansehen des Konzils noch mehr wachsen

*) Zhisman a. a. O., S. 28. 33. 45 u. 57. Seine Beurteilung der Sache erscheint etwas zu papstfreundlich.

mußte. Daher gingen seine Bestrebungen jetzt darauf hin, daß die Unterhandlungen mit den Griechen in Konstantinopel vor sich gehen sollten. Auf der anderen Seite mußte das Baseler Konzil einsehen, daß der Papst, bei seiner ganzen Haltung gegenüber dem Konzile, nicht im Ernste die Griechen zu bewegen suchen werde, nach Basel zu kommen; und daher beschloß es, die Angelegenheit in die eigene Hand zu nehmen und seinerseits Gesandte nach Konstantinopel gehen zu lassen. In diesem Beschlusse lag an sich nichts Befremdendes. Das Konzil stand in ununterbrochen lebendiger Verbindung mit beinahe allen regierenden Fürsten Europas. Es empfing Gesandtschaften und ordnete sie ab, und bekam diplomatische Mitteilungen, nicht durch Vermittelung des Papstes, sondern unmittelbar. Bei den Friedensunterhandlungen zu Arras hatten, wie schon gemeldet, Papst und Konzil jeder seine besondere Gesandtschaft. Eine Unzahl von Aktenstücken ist uns erhalten, welche von jenem direkten Verkehre des Konzils mit den Regierungen zeugen. König Erich von Pommern entschuldigt sich in einem aus Kopenhagen 1433 datierten Briefe, daß seine Prälaten nicht auf dem Konzile erscheinen könnten *); und in einem anderen Schreiben, d. d. Wordingborg, den 3. Juli 1433, stellt er einen Antrag ans Konzil bezüglich des Ordens der heiligen Birgitta **). Nachdem König Alfons 1432 über Tunis einen Sieg davongetragen hat, unterläßt er in seiner Freude nicht, dem Baseler Konzil über diesen Sieg einen vollständigen Bericht mitzuteilen ***). Daß also Basel eine Ambassade nach Konstantinopel beschloß, war nichts Außerordentliches; und daß man den Papst von dem gefaßten Beschlusse nicht einmal unterrichtete, mögen wir tadeln, aber wundernehmen kann es uns bei der Spannung zwischen Konzil und Papst eben nicht.

Am 26. Januar 1433 reisten die Gesandten von Basel nach Konstantinopel ab; sie führten Schreiben bei sich, sowohl

*) Mansi, Conc. coll. XXX, 623.
**) Ibid. XXIX, 619.
***) Ibid. XXX, 187.

an den Kaiser als an den Patriarchen *). Mit hohen Worten priesen sie die Macht und Autorität des Baseler Konzils, welches hoch über dem Papst stehe. Da sei die rechte Stelle, wo die Aussöhnung zwischen den beiden Kirchen gesucht werden müsse. Die meisten Regenten nähmen ihre Zuflucht zu dem Baseler Konzil, vor allen der deutsche Kaiser Sigismund. Hier sei für die Griechen Hilfe zu suchen in ihrer Not, und nicht beim Papste. Dies machte auf den griechischen Kaiser einen so tiefen Eindruck, daß er sofort eine Gesandtschaft nach Basel schickte, bevor noch vom Papste eine Antwort eingetroffen war. Die griechischen Gesandten reisten im Januar 1434 von Konstantinopel ab und hatten eine höchst beschwerliche Reise. Nachdem sie im Schwarzen Meere einen heftigen Sturm ausgestanden hatten, wurden sie auf dem Wege mitten durch Ungarn überfallen und ausgeplündert, so daß sie, bei ihrer Ankunft in Ofen, eine Anleihe von 200 Dukaten bei dem Erzbischof von Gran und anderen Prälaten und Baronen machten. In Ulm trafen sie mit Kaiser Sigismund zusammen, und sein Urteil mußte auf ihre Anschauung einen großen Einfluß üben: denn er war's ja, von welchem man hauptsächlich eine kräftige Hilfe gegen die Türken erwartete **). Die griechischen Gesandten kamen in Basel am 12. Juli 1434 an ***) und fanden die glänzendste Aufnahme. Wunderbar geschwind verständigte man sich mit dem Konzil. In der neunzehnten Sitzung, am 7. September, trat diese Einigkeit in dem desselben Tages abgefaßten Dekrete zutage. Auf die Einleitung desselben werden wir später zurückkommen. Das Dekret selbst giebt Bericht von dem Gange der mit den Griechen geführten Unterhandlungen. Die griechischen Gesandten hatten den Vorschlag gemacht, daß, wenn die Lateiner nach Konstantinopel kämen, die Griechen selbst die mit ihrem eigenen Aufenthalt beim Konzil verbundenen Ausgaben bestreiten soll-

*) Monumenta etc. I, 296.
**) Zhisman a. a. O., S. 66.
***) Monumenta etc. II, 745.

ten; ja, der griechische Kaiser werde sogar die Lateiner, die aufs Konzil kämen, unterstützen, worin er nur könne. Der arme griechische Kaiser! Jedoch mußte ja die Würde bewahrt werden. Im Folgenden werden wir sehen, wie ernstlich dieses Versprechen gemeint gewesen. Sollten dagegen die Griechen nach den Ländern der Lateiner reisen, so sei es aus guten Gründen notwendig, daß sie von den Lateinern Unterstützung erhielten. Man hatte sich vergebens bemüht, die Gesandten zu bewegen, daß sie Basel als Versammlungsort annähmen. Sie erklärten, daß durch ihre Instruktion es ihnen verwehrt sei, auf die Anerkennung dieser Stadt einzugehen. Die Gesandten, die das Konzil nach Konstantinopel schicken wolle, sollten sich wohl weiter bemühen, den griechischen Kaiser hierfür günstig zu stimmen; gelänge ihnen aber solches nicht, so sollten die Griechen einen von folgenden Orten wählen: irgendeine Stadt in Calabrien, Ancona, oder eine andere terra maritima, Bologna, Mailand oder einen anderen Staat Italiens; ferner außerhalb Italiens: Ofen in Ungarn, Wien in Österreich, endlich Savoyen. Alsdann müßten der Kaiser, der Patriarch von Konstantinopel samt den drei anderen Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe samt geistlichen und weltlichen Bevollmächtigten aller unter der griechischen Kirche stehenden Länder sich dazu einfinden. Das Konzil werde alsdann 8000 Dukaten mit einem Bevollmächtigten nach Konstantinopel senden, um die mit der Absendung der genannten Personen dorthin verbundenen Kosten zu bestreiten; auch werde dasselbe die Ausrüstung von vier großen Galeeren auf sich nehmen, von welchen zwei in Konstantinopel auszurüsten seien, um jene Personen — nicht über siebenhundert — von Konstantinopel weg- und seiner Zeit wieder zurückzuführen. 15,000 Dukaten sollten an den Kaiser ausgezahlt werden, um alle Reisekosten bis zu dem einen oder anderen der lateinischen Häfen zu bestreiten [19]). Innerhalb zehn Monaten, vom nächsten Monat an gerechnet, werde das Konzil zwei größere und zwei kleinere Schiffe mit 300 Bogenschützen und 25,000 Dukaten senden. Die zwei kleinen Galeeren und die 300 Bogen-

schützen sollten in Konstantinopel und zur Verteidigung der Stadt während der Abwesenheit des Kaisers dienen, und die überzähligen 10,000 Dukaten, wenn nötig, zu demselben Zwecke angewandt werden. Die zwei großen Galeeren sollten zum Transport der Griechen verwandt, und die 15,000 Dukaten dem Kaiser für die angegebene Bestimmung zugehändigt werden. Die Flotte werde zugleich genaue Anweisung bringen wegen der lateinischen Häfen, wo die Griechen landen sollten, und des Ortes, an welchem das Konzil sich zu versammeln habe, falls die Griechen nicht für Basel zu gewinnen seien. Einen Monat nach der Landung der Griechen würden die Baseler sich nach dem fürs Konzil vereinbarten Orte verfügen. Endlich wird das Versprechen erteilt, daß der Papst die auf solche Bedingungen geschlossene Übereinkunft bestätigen werde[20]).

Natürlich mußte es auf die Christenheit den lebhaftesten Eindruck machen, daß das Konzil in wenigen Wochen zustande bringe, worüber der eine Papst nach dem anderen eine Reihe von Jahren hindurch verhandelt hatte. Anscheinend lag ein glänzender Beweis für die Behauptung vor, daß das Konzil über dem Papste stehe. Einige Zeugnisse hierfür mögen genügen. Wir besitzen einen Brief des Kaisers Sigismund vom 1. Oktober 1434, in welchem er mit ungewöhnlicher Wärme seine Freude ausspricht über das begonnene Vorhaben und u. a. sagt: „Jetzt erübrigt nur, ehrwürdige Väter, daß die heilige Synode, welche den Anfang mit diesem gottgefälligen, preiswürdigen Unternehmen gemacht hat, es auch zu glücklichem Ende führe" *). Auffallend ist es, daß er des Papstes und seiner früheren Bestrebungen mit keinem Worte erwähnt, obschon er mit diesen nicht nur bekannt war, sondern während seines römischen Aufenthaltes im Jahre 1433 sich selbst an ihnen beteiligt hatte **). Der hier gegen das Baseler Konzil geäußerten Gesinnung begegnen wir wieder in einem späteren Briefe desselben Kaisers an den griechischen Kaiser ***). Ferner

*) Mansi, Conc. coll. XXX, 859.
**) Ibid., p. 874.
***) Ibid., p. 861.

existiert ein Brief von dem Gesandten des Baseler Konzils beim Papste, d. d. Florenz, den 20. Oktober 1434, in welchem er berichtet: er habe häufige Zusammenkünfte mit den zahlreichen Griechen, die sich in Florenz aufhielten; und diese erklärten einstimmig, daß der von Basel eingeschlagene Weg der allein richtige sei. Er fordert das Konzil daher auf, sich durch keine leeren Worte irre machen zu lassen*). Mit Begeisterung spricht davon Kardinal Ursini in einem Briefe, d. d. Florenz, den 19. November: „Viele Könige und Fürsten haben begehret zu sehen, was wir sehen. Ihr seid die Gesegneten des Herrn unsres Gottes“ u. s. w.**) Und die Teilnahme, die das Dekret des Baseler Konzils erweckte, darf uns nicht wundernehmen. Rechnete man doch, daß die Christen des Ostens denen des Westens an Zahl gleich kämen; und diese alle sollten nun eins werden! Der alte ärgerliche Bruch in der Christenheit sollte geheilt werden! Welche Widerstandskraft würde ihr diese Einigkeit wider den Ansturm der türkischen Macht verleihen! Dazu stand der landesflüchtige Papst Eugen so allein, von allen Seiten verlassen, ja beinahe verhöhnt. Nur sein Selbstgefühl, das Bewußtsein der ihm anvertrauten Würde machte ihn stark, um sich gegen den reißenden Strom zu behaupten. Die im Konzil repräsentierte kirchliche Gesamtheit verkannte völlig die damalige zentrale Autorität, und wollte das Oberhaupt zu ihrem Beamten, Diener, Schreiber herabwürdigen. Die gleichzeitigen Anstrengungen des Papstes stellen uns den Widerstand der Autorität gegen die sich überhebende Majorität dar. Es waren die ewigen Gesetze alles Gemeinschaftslebens, welche sich in ihm und durch ihn geltend machten. Der Mann, welchen man einen Mönchspapst genannt hat, war, was Charakter betrifft, ohne Zweifel die größte Persönlichkeit jener Zeit.

Eugen nahm den Kampf auf. Im Juli 1434, ungefähr gleichzeitig mit der Ankunft der griechischen Gesandten in Basel,

---

*) Mansi, Conc. coll. XXX, 865.

**) Ibid., p. 876.

fertigte er den Cristoforo Garatoni als seinen Botschafter nach Konstantinopel ab. Schon im Jahre vorher war er in dieser Eigenschaft dort gewesen. Scheinbar hatte der Kaiser mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen, wenn er sich mit dem päpstlichen Gesandten in Verhandlungen einließ, während seine eigenen Gesandten in Basel unterhandelten; jedoch waren diese Schwierigkeiten in Wirklichkeit nicht so groß. Die Gesandten durften nämlich in Basel keine Übereinkunft abschließen, ohne die Bedingung hinzuzufügen, daß die Zustimmung des Papstes vorausgesetzt werde, wenn jene Gültigkeit haben solle. Verständigte er sich also definitiv mit dem Papste, so konnte letzterer den Kaiser ohne viele Umstände von jeder Verbindlichkeit dadurch lösen, daß er der Baseler Konvention seine Zustimmung versagte. Früher hatte der Papst gewünscht, das Unionskonzil möchte in Italien abgehalten werden, da er hierin ein Mittel sah zur Verlegung des Baseler Konzils. Wie augenblicklich die Verhältnisse waren, sah er sich zu einer anderen Verfahrungsweise genötigt. Die Hauptsache war ihm, zu hintertreiben, daß das Baseler Konzil nicht die Entscheidung dieser wichtigen Frage an sich reiße und hierdurch dem päpstlichen Ansehen eine neue Wunde schlage. Er wiederholte daher sein Anerbieten, auf welches schon im Juli 1433 hingedeutet war, nämlich daß das Unionskonzil in Konstantinopel gehalten werde; und die Griechen ergriffen natürlich mit Freuden diese große Konzession. Der Papst wollte durch einen Legaten teilnehmen, rechnete aber darauf, daß der Legat den Vorsitz haben werde. Diesem Verlangen widersetzte sich zwar der Patriarch Joseph aufs heftigste; da aber der Kaiser die Äußerung that, man müsse sich nach Zeit und Umständen richten, und es sei gar nicht an der Zeit, so genau auf die Würde zu halten, so wurde die Opposition des Patriarchen gebrochen und die Übereinkunft kam zustande. Um die ausdrückliche Bestätigung des Papstes zu erhalten, reisten griechische Gesandte mit dem päpstlichen Botschafter zusammen ab. Dieser trifft im Dezember 1434 in Venedig ein und meldet von hier den glücklichen Ausfall seiner Bemühungen. Zugleich schreiben die ihn

begleitenden griechischen Gesandten an ihre Kollegen zu Basel, teilen ihnen die erfreuliche Kunde mit, daß das Konzil in Konstantinopel seinen Sitz haben solle, und fordern sie auf, dahin zu wirken, daß jede etwaige Übereinkunft über eine andere Örtlichkeit für ungültig erklärt werde *).

Hiermit war also der Kampf zwischen dem Baseler Konzil und dem Papste aufs neue entbrannt. Übereinkunft stand gegen Übereinkunft; und nunmehr galt es, wer seinen Willen durchsetzen könne. In diesem Kampfe hatte der Papst zwei große Vorteile auf seiner Seite. Es war ihm gelungen, den Griechen einen großen Widerwillen gegen Basel als Versammlungsort einzuflößen. Hier war ein Punkt, auf welchem sie mit seinem Wunsch und Willen beharrlich zusammenstanden. Der zweite Vorteil war, daß die Griechen sich nicht vorstellen konnten, daß das Unionskonzil stattfinden könne, wenn der Papst nicht zugegen sei, oder doch repräsentiert werde. Sie hielten daher beständig an der Bedingung fest, daß das Einverständnis des Papstes für die Eröffnung eines Unionskonzils notwendig sei. Auf der anderen Seite kamen dem Baseler Konzil wichtige Umstände zugute. Den Nationen des Abendlandes mußte es weit mehr zusagen, daß hier das Konzil abgehalten werde, als in Konstantinopel, da der Versammlungsort ein Zeugnis dafür abgab, welche Kirche den Vorrang habe. Dazu kam das Grauen vor der Nähe der Türken. Da die Unionssache nur auf einem allgemeinen Konzil behandelt werden konnte, und es etwas Unerhörtes war, daß die Christenheit zwei allgemeine Konzile zu gleicher Zeit hätte, so bedeutete der Zusammentritt des Unionskonzils in Konstantinopel soviel als die Auflösung des Baseler Konzils. Diese mußte aber einen Aufschub der schon so oft und lange hingehaltenen kirchlichen Reformen mit sich führen. Endlich war noch ein entscheidender Umstand vorhanden. Das Baseler Konzil war mit seiner griechischen Übereinkunft zuerst gekommen, und die Raschheit, mit der diese zustande gekommen war, hatte den

*) Mansi, Conc. coll. XXX, 889 sq.

günstigsten Eindruck hervorgebracht. So mußte die nachträgliche Übereinkunft des Papstes als eine Verunglimpfung des großen Werkes der Baseler erscheinen; und es verhielt sich in Wirklichkeit so. In diesem Gefühle zeigte der Papst denn auch große Mäßigung. Er hatte die Waffe in die Hand genommen; aber es hing von den Umständen ab, ob er Gebrauch von ihr machen wollte. Seine Haltung darf man im ganzen als eine entgegenkommende, und zwar mit einer gewissen Überlegenheit, bezeichnen. Er lehnte nun zwar gleich anfangs die Bestätigung der Baseler Übereinkunft ab, wozu die Reise seines Gesandten nach Konstantinopel einen guten Grund abgab. In den Tagen, als dieser in Venedig ankam, schrieb der Papst (den 15. Novbr.) an das Baseler Konzil. Er erinnert hier daran, wie lange schon er unermüdlich auf die Union mit den Griechen hingearbeitet habe. Schon im Juli 1433 habe er Cristoforo Garatoni nach Konstantinopel abgesandt. Der griechische Kaiser und der Patriarch seien mit ihm darüber einig, daß das Unionskonzil in Konstantinopel stattfinden solle. Der Kaiser von Trapezunt habe seine Mitwirkung zugesagt. Der Patriarch der Armenier habe gleichfalls versprochen, zur Zeit des Konzils nach Konstantinopel zu kommen, damit das Verhältnis der Armenier zur Kirche könne geordnet werden. Nun habe im verwichenen Juli der Papst wiederum denselben Gesandten nach Konstantinopel abgeordnet, um die Sache in Ordnung zu bringen. Er habe dem Konzile von seinen Schritten Mitteilung gemacht und „müsse sich deshalb darüber wundern“, daß das Konzil in einer so großen und ernsten Sache, welche ihm so lange am Herzen gelegen habe und ein Gegenstand seiner Thätigkeit gewesen sei, ohne ihn zu fragen, ja ohne es ihn wissen zu lassen, eine Übereinkunft mit den griechischen Gesandten getroffen habe. Es werde doch einen seltsamen Eindruck machen, wenn über dieselbe Frage zwei Übereinkünfte zu gleicher Zeit vorlägen. Zwar glaube er nicht, daß der Weg, welchen das Konzil eingeschlagen habe, zu etwas führen werde, namentlich wegen der damit verbundenen ungemein hohen Unkosten; wenn aber dennoch das Konzil an dem

gefaßten Beschlusse festhalten sollte, so erteile er frei und ohne jede Bedingung seine Zustimmung *). Der Papst war dem Konzil gegenüber mit großer Offenheit vorgegangen. Indem er es beständig von seinen eigenen Schritten unterrichtete, suchte er die Lust desselben zur Einmischung in die Sache zu dämpfen. Im Februar 1434 sandte er Garatoni auch nach Basel, um dem Konzile völliges Licht zu geben über seine Bestrebungen in Konstantinopel während des letzten Halbjahres von 1433. Während die Unterhandlungen in Basel mit den griechischen Gesandten in vollem Gange waren, sandte er an die Vorsitzenden des Konzils einen Brief, d. d. Florenz, den 31. August 1434, mit allen den faktischen Aufschlüssen, die schon das Schreiben vom 15. November enthalten hatte, außerdem mit der Anzeige, daß Garatoni wieder nach Konstantinopel gegangen sei. Dieses Schreiben war begleitet von einer Bulle ans Konzil **). Alle diese päpstlichen Schreiben sind mit großer Feinheit abgefaßt. Er bemüht sich, den Eindruck hervorzubringen, daß die Sache im Grunde durch Garatonis vorigjährige Sendung abgemacht sei; seine gegenwärtige Sendung nach Konstantinopel habe nur den Zweck, den Punkt über das i zu setzen. Trat die Sache in diese Beleuchtung, so war es nicht der Papst, welcher das Baseler Konzil zurücksetzte, sondern umgekehrt. Indessen kann es nicht im geringsten zweifelhaft sein, daß bei Garatonis Reise im Jahre 1433 der eigentliche Zweck war, zu rekognoscieren, die Augen auf das Thun und Vornehmen der Baseler Gesandten gerichtet zu halten, den Griechen aber unbestimmte Versprechen zu machen. Daher ist es eben kein Wunder, daß Garatoni in Basel durchaus keinen Eindruck machte, als er im Februar 1434 über seine Reise einen Bericht abstattete, vielmehr nur die

*) Mansi, Conc. coll. XXX, 474 sq.: „Si omissis, quae supra diximus, per eum modum, quo cum praefatis oratoribus conclusistis, rem ipsam tandem prosequi intenditis, ex nunc pure et libere nostrum, prout petitis, praebemus assensum."

**) Mansi XXIX, 1234; XXX, 849.

Väter durch seine Redseligkeit ermüdete *). Es ging so, wie es immer geht, wenn ein Mann etwas sagen soll, das auf eine Wirkung berechnet ist, und dennoch nichts Bestimmtes zu sagen weiß. Sylvester Syropulus (Verfasser einer Geschichte des Unionskonzils) erwähnt der Reise Garatonis vom Jahre 1433 mit keiner Silbe; und wir sind wohl berechtigt, anzunehmen, daß die Sendung, jedenfalls in ihrer äußeren Form, einen wesentlich privaten Charakter gehabt hat[21]). Endlich würde es ganz unerklärlich bleiben, daß der griechische Kaiser sich so tief mit den Baseler Gesandten eingelassen hätte, wenn er wirklich unmittelbar vor dem Abschluß einer Übereinkunft mit dem Papste stand. Dagegen ist es wahrscheinlich, daß die Griechen gerade durch den bloß ausforschenden Charakter der Sendung mißtrauisch wurden und daher um so mehr sich aufgefordert fühlten, mit den Baselern sich einzulassen.

Die zugleich mit Garatoni abgesandten griechischen Gesandten, welche schon im Dezember 1434 nach Venedig gekommen waren, begaben sich nach Rom und waren im Februar 1435 mit dem Papste vollständig einig. Zu einer vollgültigen Übereinkunft fehlte nur die Unterschrift des Papstes. Indes trug er aus den oben entwickelten Gründen Bedenken, in diesem Stadium der Entwickelung der Frage den Kampf aufzunehmen. Daher erklärte er, wie gemeldet, schon im November 1434, daß er der Übereinkunft des Konzils, vorausgesetzt, daß dieses sich durch die seinerseits vorgebrachten Gründe nicht überzeugen lasse, seinen Beifall gebe. Er schrieb hierauf am 23. Februar 1435 an das Konzil, schilderte die Situation und bat dasselbe, doch in Erwägung zu ziehen, ob es nicht das Richtige sei, bei dem Resultat seiner Verhandlungen mit dem griechischen Kaiser und Patriarchen sich zu beruhigen. Falls das Konzil sich diese Ansicht von der Sache aneigne, so werde er die Übereinkunft mit den Griechen abschließen **). Zugleich reiste auf seine Anordnung Garatoni nach Basel, welcher aber

*) Zhisman a. a. O., S. 73 f.
**) Mansi XXX, 909 sq.

nichts ausrichtete. So war freilich die Frage wegen Konstantinopels als Ort für das Unionskonzil wegfällig geworden, aber die Stellung des Papstes zu der Sache doch eine völlig andere geworden, als sie gewesen wäre, wenn er seine Hände in den Schoß gelegt. Er hatte den Baselern gezeigt, daß er sich nicht überlisten ließe, und daß er, hätte er's gewollt, eine Übereinkunft mit den Griechen hätte treffen können, die von derjenigen der Baseler ganz verschieden gelautet. Das Verhältnis zwischen dem Papst und Basel ward ein immer gespannteres. In der 21. Sitzung, den 9. Juni 1435, dekretierte das Konzil die Abschaffung der Annaten, der Palliengelder u. s. w. *) Wäre dieses Dekret durchgeführt worden ohne Gewährleistung eines Ersatzes, so wäre die päpstliche Macht in die Lage gekommen, daß die notwendigen Mittel zu ihrem Bestehen ihr ausgingen. Man schien in der That zur Wahrheit machen zu wollen, was ein Bischof geradezu aussprach: „Wir müssen den apostolischen Stuhl den Händen der Italiener entreißen, oder ihn dergestalt pflücken, daß es gleichgültig ist, wo er steht.“ **)

Den Baselern stand eine große, vom Papste vorausgesehene Schwierigkeit im Wege, nämlich die nötigen Geldmittel zuwege zu bringen. Mit vieler Keckheit hatten sie, bei Übernahme pekuniärer Verbindlichkeiten, den Griechen gegenüber die Freigebigen gespielt; als aber die Sache ernst ward, machte sich die Bedeutung derselben fühlbar. Die anfängliche Begeisterung kühlt oft merklich ab, wenn sie nicht allein Herzen und Lippen, sondern auch den Geldbeutel öffnen soll. Zuvörderst galt es, wenigstens 8000 Dukaten herbeizuschaffen, damit die Griechen von nah und fern sich in Konstantinopel sammeln könnten; und es hielt dazu schwer, mit diesem Betrage auszukommen. Endlich gelang es dem Konzil, Wechsel auf Konstantinopel zum Belaufe von 9000 Dukaten zu bekommen. Am 24. Juni 1435 traten drei Gesandte des Konzils den

---

*) Mansi XXIX, 104sq.

** Weber, Allg. Weltgeschichte VIII, 291.

Weg nach Konstantinopel an, wo sie am 23. September ankamen. Der Papst war inzwischen auch nicht unthätig. Er sandte seinen Botschafter Cristoforo Garatoni. In Konstantinopel sollte der Kampf zum offenen Ausbruch kommen. Den Baselern widerfuhr sogleich das Verdrießliche, daß ihre Wechsel protestiert wurden. Zwar glückte es ihnen, durch andere Handelshäuser jenen Betrag aufzubringen; aber der Schlag hatte doch getroffen. Den Griechen mußte die Zuverlässigkeit der Baseler in Geldsachen, ihr geschäftlicher Kredit bedenklich werden. War es diesen wegen einer verhältnismäßig so geringen Summe also ergangen: wie mußte es erst kommen, wenn die ihrerseits verheißenen großen Summen flüssig werden sollten? Die Baseler führten ihr Unglück mit den Wechseln auf Garatonis Intriguen zurück. So viel ist gewiß, daß er das Seine that, den üblen Eindruck jenes Protestes zu verstärken, indem er gegen Bekannte äußerte: er habe schon in Florenz vorausgesagt, daß es mit diesen Baseler Wechseln so gehen würde*). Hierzu kam, daß Gerüchte aufkamen: das Baseler Konzil sei durch Parteien zerrissen, es gehe seiner baldigen Auflösung entgegen. Der Patriarch bemächtigte sich dieser Gerüchte und schloß sich überhaupt immer näher an Garatoni an, da er am liebsten gesehen hätte, daß das Konzil in Konstantinopel abgehalten würde. Der Kaiser, der sich am ehesten Hilfe in seiner Bedrängnis versprach, wenn er den Vorschlag des Baseler Konzils annähme, leistete seinen Beistand den Gesandten desselben. Daher wurde diesen Gelegenheit geboten, die Botschaft des Baseler Konzils in feierlicher Versammlung geistlicher und weltlicher Großen vorzulesen. Welche Bestürzung verbreitete sich aber unter den Griechen, als sie die ersten Worte dieser Botschaft vernahmen! Hier hieß es nämlich, daß, gleichwie das Konzil die neue böhmische Ketzerei zurecht gebracht habe, es ihr ebenso gelingen werde mit der alten griechischen**). —

*) So die Relatio Joannis de Ragusio bei Mansi, Conc. coll. XXXI, 249.

**) Ὅτι ἐσπούδασαν οἱ ἐν τῇ συνόδῳ καὶ διωρθώσαντο τὴν νέαν

Die Griechen Ketzer! Und den böhmischen Ketzern zur Seite gestellt![22]) An jenem Tage konnte nichts weiter verhandelt werden. In einer späteren Versammlung bemerkten die Gesandten: Natürlich sei dieser Gedanke niemals dem Konzile in den Sinn gekommen, die Griechen Ketzer zu nennen und sie den Böhmen an die Seite zu stellen. Die Ausdrücke hätten sich nur durch die Unachtsamkeit eines Schreibers hineingeschlichen und seien der Aufmerksamkeit des Konzils entgangen. Seien doch die eigenen Gesandten der Griechen auf dem Konzile zugegen gewesen, als Zeugen aller stattgehabten Verhandlungen; ein Wort aus ihrem Munde würde genügt haben, um jeden anstößigen Ausdruck zu beseitigen. Die Gesandten seien bereit, mit ihrem Eide zu bekräftigen, daß es niemals dem Konzile einfallen konnte, die Griechen als Ketzer zu behandeln. — Allein die Worte standen doch zum Verdruß beider Parteien einmal da, und jedenfalls waren die Griechen neben den Ketzern aufgeführt worden. Die Griechen glaubten zu wissen, daß das Siegel des Konzils den Gesandten anvertraut worden sei, und daß sie Vollmacht hätten, eine ganz neue Botschaft auszufertigen. Nun leugneten freilich die Gesandten, im Besitze einer solchen Vollmacht zu sein, schlugen dagegen vor, daß ein Zusatz aufgenommen werde mit einer die Griechen zufriedenstellenden Erklärung. — Hierbei wollten die Griechen sich indes noch nicht begnügen. Zuletzt einigte man sich dahin, daß eine neue Botschaft nach Übereinkunft mit den Griechen aufgesetzt und dieser Entwurf in Basel approbiert werde. Charakteristisch ist die Leichtigkeit, mit welcher der Kaiser diese Frage behandelte. Er konnte die lebhafte Entrüstung der Griechen gar nicht verstehen. „Was bedeute es denn, wenn die Baseler sie auch für Ketzer ansähen? Dadurch würden sie noch keine Ketzer.“ *) Er behandelte die ganze Sache nur vom politischen Standpunkte. Was den Griechen

---

αἵρεσιν τῶν Βοεμίων. ὡσαύτως δὲ διορθοῦσιν ἤδη καὶ τὴν παλαιὰν τῶν Γραικῶν. Syropulus, Vera historia etc. II, 28.

*) Syropulus l. c. II, 33.

vor allem am Herzen lag, worauf sie immer zurückkamen, war folgende Frage: „Das Konzil habe versprochen, nach Zustandekommen der Union für ihre Heimreise Sorge zu tragen; aber wie nun, wenn die Union nicht zustande komme?" Vergebens hoben die Gesandten hervor, daß es doch einen üblen Eindruck machen werde, wenn man von der Voraussetzung ausgehen wolle, daß die Union nicht zustande komme; dadurch möchte auf dem Konzile ein Mißtrauen gegen die Ehrlichkeit der Griechen entstehen. Aber sie verschwendeten nur ihre guten Worte und Versicherungen. Die Griechen wollten etwas Schriftliches haben, und drangen zuletzt mit ihrem Verlangen durch. Sowohl die griechischen als die lateinischen Quellen sind darüber einig, daß der päpstliche Gesandte sich zwar geberdete, als begünstige er die Verständigung der Baseler mit den Griechen, daß er aber doch in Wirklichkeit sein Bestes that, um ihr entgegenzuarbeiten. Das nächste Anliegen der Baseler Gesandten war, den griechischen Kaiser sowohl als den Patriarchen dazu zu bewegen, daß sie sich Basel als Versammlungsort gefallen ließen; und sie machten in dieser Hinsicht die dringlichsten Vorstellungen. Alles umsonst! Ja, man konnte die Griechen nicht einmal dazu bringen, daß sie deutlich sagten, was sie gegen die Wahl dieses Ortes hätten. Man nahm als unverkennbar an, daß der eigentliche Widerstand vom Papste selbst herrühre [23]). Sein Gesandter hatte den protestierten Wechsel als Beweis dafür geltend gemacht, daß die Baseler ihre großen Versprechungen niemals erfüllen könnten. Aber weshalb ließen sie sich dann in diese Verhandlungen ein? Aus keinem anderen Grunde, als um einen Vorwand zu längerem Zusammenbleiben zu gewinnen. Und die Baseler machten die unangenehme Beobachtung, daß diese Einflüsterungen offene Ohren fanden. Während Cristoforo Garatoni das Zutrauen zu den Baselern zu untergraben suchte, vermochte er zugleich die Griechen dazu, eine bestimmte Zusage zu verlangen inbetreff der persönlichen Teilnahme des Papstes an dem Unionskonzil. Wurde nämlich dieser Punkt durchgesetzt, so war hiermit auch entschieden, daß das Konzil in Italien stattfinden

müsse: denn anderswo würde der Papst in keinem Falle erscheinen. Die Baseler bemerkten dagegen, daß das Konzil doch nicht in der Lage sei, gegen den Papst einen Zwang auszuüben; es unterliege indes keinem Zweifel, daß er sich auf einem solchen Konzil einfinden werde, selbst wenn es in England oder Irland zusammentreten sollte. Hiermit mußten die Griechen sich zufrieden geben. Auch setzten sie es nicht durch, daß eine nähere Bestimmung wegen des Versammlungsortes in die Übereinkunft aufgenommen wurde. Nach langen Verhandlungen wurde diese endlich abgeschlossen. Der griechische Kaiser konnte nicht wohl anders. Aus politischen Gründen wünschte er eine Aussöhnung mit dem Occident. Der Papst hatte sich geweigert, die mit seinem Gesandten abgeschlossene Übereinkunft zu bestätigen; den Baseler Vorschlag fallen lassen, hieß soviel, als den Gedanken der Union aufgeben. Hierzu hatte er um so weniger Grund, als Kaiser Sigismund selbst diesem Vorschlage seine Unterstützung gewährte. So war es dem Papste zwar nicht gelungen, die Baseler Konvention stranden zu lassen und dadurch dem dortigen Konzil eine empfindliche Niederlage zu bereiten; er hatte aber wenigstens verhindert, daß Basel zum Versammlungsort bestimmt würde; und zugleich war eine Saat des Mißtrauens ausgestreut, die später noch ihre Frucht tragen konnte.

Der eine der Gesandten reiste im Dezember mit dem Entwurfe der Konvention nach Basel, um die Unterschrift des Konzils zu gewinnen. Die zwei anderen blieben in Konstantinopel, um die weitere Entwickelung der Verhältnisse zu überwachen und die Abreise der griechischen Väter vorzubereiten. Der eine derselben, Johannes de Ragusio, benutzte die Zeit, um sich bei dem Patriarchen einzuschmeicheln. „Wie werde er geehrt und angesehen werden, wenn er nach dem Abendlande komme! Man werde seinen Worten lauschen und seinem Rate Folge leisten. Keiner sei auf dem Konzile, der sich irgendwie mit ihm messen könne.“ *) Solche Worte hörte der Patriarch

*) Syropulus l. c. III, 2.

gern. Es schmeichelte ihm, am Ende seiner Laufbahn vor der ganzen Welt, nicht allein dem Oriente, sondern auch dem Occidente, in einem solchen Lichte dastehen zu sollen. Hierzu kam ein Umstand, der unstreitig großen Einfluß auf ihn geübt hat. Allmählich leuchtete es ihm ein, daß, wenn der Kaiser seine Politik bei dem beabsichtigten Konzil hatte, auch der konstantinopolitanische Patriarch seinen politischen Plan verfolgen konnte, der nicht gerade mit dem des Kaisers zusammenzufallen brauchte. Dieser Plan zielte auf nichts Geringeres, als darauf, dem Patriarchen eine freiere, unabhängigere Stellung zu verschaffen, eine Stellung, die etwa der des Papstes im Abendlande gliche. Es erschien nicht undenkbar, daß solches auf einem Konzile zu erreichen sein werde, wo die Angelegenheiten der ganzen Christenheit geordnet werden sollten, namentlich da er ja nach glaubwürdigem Zeugnis dort einen besonders hervorragenden Platz einnehmen werde*). So wirken fast immer bei menschlichen Entschließungen mancherlei verschiedene Rücksichten und Berechnungen zusammen. Nun fanden es zwar manche bedenklich, daß der Kaiser in so unruhigen, gefahrvollen Zeiten außer Landes reisen sollte. Hierauf antwortete man aber: es seien ja nicht Kriegsleute, sondern Priester, die der Kaiser mit sich nehme; dazu könne er ja vom Abendlande aus seinem Reiche mächtige Hilfe senden, und dem Feinde werde es imponieren, wenn er diese sorglose Sicherheit sehe, und sie würden sich ruhig verhalten, aus Furcht vor solcher Macht, wie ein derartiges Selbstvertrauen sie voraussetze**). Mit dergleichen Gründen beruhigt man sich, wenn man einmal auf die Durchführung einer Sache versessen ist.

Der griechische Kaiser wollte nunmehr Gesandte ringsumher durch das Morgenland entsenden, und verlangte in dieser Veranlassung die Ausbezahlung der 8000 Dukaten, die zu eben dem Zwecke mitgebracht waren. Hierüber entstanden Zänkereien mit den Baseler Gesandten. Diese forderten eine Kaution,

---

*) Syropulus l. c. IV, 9.
**) Ibid. II, 32.

da nämlich die Gelder zurückgezahlt werden sollten, falls der eine oder andere der an ihn ergehenden Aufforderung nicht Folge leisten sollte. Zugleich fand man die Forderung zu hoch und wollte es nicht gelten lassen, daß die Gesandtschaften im Orient überall Geschenke mitbringen müßten. Man wurde indes genötigt, in beiden Hinsichten nachzugeben. So traten denn die Gesandtschaften ihre Reise an: nach „Servien, Trapezunt, Iberia, Moldoblachien, Rußland“ *), sowie auch zu den Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem. — Das Jahr 1436 war schon weit vorgerückt, und noch immer kam keine Antwort aus Basel. Die Gesandtschaft zu Konstantinopel befand sich in der höchsten Spannung. Da trafen Galeeren aus Venedig ein; aber auch sie brachten keine Botschaft aus Basel. Jetzt brach in Konstantinopel die Pest aus, so daß die Gesandten nach den Inseln flüchten mußten. Am 6. September 1436 kam endlich die Antwort mit einer Gutheißung alles dessen, worüber die Gesandten mit den Griechen einig geworden waren. Da wünschte der griechische Kaiser, einen Gesandten sowohl nach Basel als an den Papst zu senden, um dazu mitzuwirken, daß eine Einigung zwischen diesen beiden Mächten über den Versammlungsort des Konzils zustande komme, und ersuchte daher den einen der Baseler Gesandten, Johannes de Ragusio, von den 8000 Dukaten ihm 500 zu geben. Hierzu war dieser nicht aufgelegt, da jene Summe ursprünglich bestimmt war, die Ausgaben für die Versammlung der orientalischen Kirche in Konstantinopel zu bestreiten. Mehrere Wochen währte der Streit. Jetzt traf wieder der päpstliche Gesandte, Cristoforo Garatoni, in Konstantinopel ein und wiederholte beständig die vorigen Versicherungen, daß das

*) „Servien“, heute Serbien. Iberia, welches Johannes de Ragusio (der auf dem Baseler Konzil hervorragende Dominikaner-General) Jurien nennt, entspricht ungefähr dem heutigen Georgien und war damals ein selbständiges Reich (s. Bischoff und Möller, Vergleichendes Wörterbuch der alten, mittleren und neuen Geographie, 1829, S. 624). Moldoblachien (Moldau und Wallachei) nennt Johannes de Ragusio die große und kleine Wallachei.

Baseler Konzil nicht im Stande sei, die gegebenen Versprechen zu erfüllen. Er forderte den Kaiser auf, eine aus geistlichen und weltlichen Herren bestehende Gesandtschaft an den Papst abgehen zu lassen. Dieser werde die hiermit verbundenen Unkosten mit Vergnügen bestreiten. Je karger Johannes de Ragusio war, desto freigebiger trat Garatoni auf. Zwar ließ sich jener durch die neue Wendung der Dinge bewegen, den Wunsch des Kaisers zu erfüllen; und so wurden Gesandte nach Basel, wie zum Papste abgesandt. Aber dem Garatoni war es doch gelungen, die Überzeugung am dortigen Hofe zu befestigen, daß mit dem Baseler Konzil schwer fortzukommen sei, daß man leichter sich mit dem Papste verständige. Im Februar 1437 langten wieder Baseler Schreiben an; und Johannes de Ragusio hub an, Avignon zu rühmen als eine besonders gesunde und anmutige Stadt, welche sich für die Abhaltung eines Konzils vorzugsweise eigne. Der Kaiser aber wollte hiervon nichts wissen: denn Avignon war in der Übereinkunft nicht genannt. Johannes de Ragusio meinte, die genannte Stadt liege auch nicht außerhalb der Bestimmungen der Übereinkunft, in welcher es ja heiße: „oder irgend eine andere terra maritima". Für eine solche hätte nun der Kaiser auch Avignon wohl gelten lassen, meinte indes, daß doch wohl nur eine italienische Stadt gemeint sei. Da in letzter Linie Savoyen genannt sei, so solle dieses wohl die äußerste Grenze bilden. Beide Ansichten blieben unversöhnt einander gegenüber stehen.

Im April 1437 kehrte der Gesandte zurück, welcher zu den Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem gesandt war. Diese konnten sich schlechterdings zu keiner Reise entschließen. Würde eine solche doch mit Lebensgefahr verbunden sein, nicht allein für ihre Personen, sondern auch für alle die, deren Hirten sie seien. Sie fürchteten wohl besonders, den Türken zu einer Verfolgung Anlaß zu geben. Dagegen ernannten sie Bevollmächtigte als ihre Vertreter bei der Versammlung. Der eine derselben, nämlich für Alexandrien, hieß Markos Eugenikos. Er war damals Mönch, ward aber nachher Bischof von Ephesus, ehe das Konzil zusammentrat. Als

man indes die Vollmachten las, welche die Patriarchen ihren Bevollmächtigten ausgestellt hatten, zeigte es sich, daß sie völlig unbrauchbar waren. Die Vertreter wurden nur bevollmächtigt, denjenigen Vorschlägen beizutreten, die auf gesetzliche, kanonische Weise gestellt würden, die mit den Vorschriften der allgemeinen Konzilien und der heiligen Schrift übereinstimmten, und wodurch dem Glauben nichts hinzugefügt, noch etwas an ihm geändert würde. Unter dem Glauben verstand man die auf den Konzilien vereinbarten Glaubensbekenntnisse[24]). Johannes de Ragusio war mit den Vollmachten äußerst unzufrieden und wollte sich auch nicht bei der Erklärung des Kaisers beruhigen: diese Patriarchen seien urteilslos und in solchen Dingen unerfahren. Nun war jener wohl bereit, die mit einer neuen Sendung an die Patriarchen verknüpften Kosten zu tragen, stellte aber dabei solche Bedingungen, daß der Kaiser es vorzog, auf seine Beihilfe zu verzichten, und im April neue Gesandten zu den Patriarchen abfertigte. Und es gelang wirklich, neue derartige Vollmachten zuwege zu bringen, welche nicht jede Verhandlung auf dem Konzil unmöglich machten. Der Kaiser hatte die Sache so vorgestellt, als handle es sich lediglich um die Form; in der Sache sei der Kaiser mit den Patriarchen ganz einig; auch er halte an den Grundsätzen fest, die jenen früheren Vollmachten zugrunde lägen, und er selbst werde sie auf dem Konzil geltend machen.

So war denn alles vorbereitet. In Konstantinopel benutzte man die Zeit, sich zu der Kirchenversammlung zu rüsten; und namentlich wurde Markos Eugenikos, dessen Gelehrsamkeit man kennen gelernt hatte, in Arbeit genommen. Der Monat Mai nahte seinem Ende, und man hörte in Konstantinopel nichts, weder von dem Konzil zu Basel noch vom Papste. Allgemein wunderte man sich und fing an zu glauben, daß die ganze Sache ins Wasser gefallen sei. Johannes de Ragusio durfte sich öffentlich nicht blicken lassen; man wies mit Fingern auf ihn und verspottete ihn. Am St. Johannistage 1437 kommt der Konsul von Damaskus, welcher in Genua gewesen war, nach Konstantinopel und bringt die Nachricht: das Baseler

Konzil rüste in Genua Schiffe aus, die zur Abholung der Griechen bestimmt seien. Diese Nachricht erfüllt den Kaiser, den Patriarchen, ganz Konstantinopel mit Freude. Ende Juli, oder Anfang August, langt von Trapezunt her ein Kaufmann in Konstantinopel an und überbringt Briefe, sowohl an den Kaiser als an Johannes de Ragusio. Die Briefe waren von der Hand des griechischen Gesandten, welcher von Basel zum Papste gereist war. Und hier wurde nun vor allem diese wichtige Mitteilung gemacht: nach einstimmigem Beschlusse des Papstes und des Baseler Konzils sei Florenz gewählt worden zum Versammlungsort für das Unionskonzil; viele Kardinäle und Prälaten seien eben schon mit dem Umzuge beschäftigt. War man vorher froh gewesen, so ward man infolge dieser Nachricht noch froher. Zwischen dem Kaiser und dem Konzile fand also völlige Einigkeit statt; man ging vorzugsweise gern nach Florenz. Auch stimmte diese Nachricht mit der früheren wohl überein. In Genua wurden die Schiffe ausgerüstet, welche die Griechen nach dem Hafen von Pisa überführen sollten. Der Kaiser sowohl als der Patriarch fingen an, sich ernstlich für die Reise vorzubereiten. In der Mitte des August kam aus Venedig ein zuverlässiger Mann mit Briefen, die berichteten, daß Papst und Konzil zwar im besten Einvernehmen seien, das Konzil aber nicht in Florenz solle gehalten werden, sondern in Padua oder Wien, endlich daß der Papst in Venedig Schiffe instand setzen lasse, welche bald in Konstantinopel sein würden. Man konnte sich in diese Widersprüche nicht finden; aber die Zeit mußte ja alles aufhellen. In dieser Hoffnung täuschte man sich nicht.

Gegen Ende des September 1437 kamen vier vom Papst abgesandte Schiffe an. An Bord war ein päpstlicher Legat mit drei Bischöfen, und außerdem die früher nach Basel und Rom gegangenen griechischen Gesandten. Kaum waren die Schiffe festgelegt, als ein starkes Erdbeben den „Verständigeren“ als Wahrzeichen diente, daß ihre Ankunft den göttlichen Zorn erregt habe. Und die „Verständigeren“ gedachten auch, was der sternkundige Mann, der große Philosoph De-

metrius Chrysoloras in den Sternen gelesen und dem Vater des jetzt regierenden Kaisers verkündigt hatte, nämlich daß „man unter dem siebenten Paläologen eine unheilvolle Vereinigung mit der lateinischen Kirche eingehen werde“ *).

Die heimkehrenden griechischen Gesandten, deren einer sowohl in Basel als auch beim Papste gewesen war, erzählten nun einmütig von der Versöhnung zwischen dem Papste und dem Baseler Konzil; letzteres sei aufgelöst, indem die meisten der Bischöfe sich dem Papste angeschlossen, die übrigen aber nach Hause begeben hätten. Der Papst sei gegenwärtig im vollen Besitze der Oberherrschaft über sie alle. Diesen Bericht bestätigten die päpstlichen Gesandten; und da es bekannt war, daß die den päpstlichen Legaten begleitenden Bischöfe in Basel Sitz und Stimme gehabt hatten, so konnte der Vertreter des Baseler Konzils, Johannes de Ragusio, sich der Überzeugung nicht erwehren, daß die Sache sich in der That also verhielt. Anfangs hegte er freilich einige Bedenken. Es war ihm befremdend, daß die von Basel ausgehenden Schreiben nicht mehr in der gewöhnlichen Form ausgefertigt waren. Man antwortete: das rühre von der Eile her, die man daselbst gehabt. Auf seine Frage, ob das Baseler Konzil einig gewesen sei, antworteten sie: „die Besten seien einig gewesen“; und fragte er, ob diese Besten denn in der Mehrzahl gewesen seien, so mußte man allerdings zugeben, daß dies nicht der Fall gewesen, fügte aber hinzu: inzwischen seien von der Majorität die meisten schon übergegangen, und in kurzem würden diesem Beispiele alle folgen; denn man sehe ein, daß es unmöglich sei, die gegebenen Versprechen zu erfüllen. Daß die von Baseler Seite begonnene Ausrüstung von Schiffen in Genua sollte zu Ende geführt werden, davon könne gar nicht die Rede sein. Der Papst und sämtliche Kardinäle seien dem Beschlusse „der Besten“ beigetreten. Johannes de Ragusio mußte durch solches Gerede irre werden, zumal er keinerlei Nachrichten aus Basel selbst erhielt. Dieser Umstand mußte ihn in der Über-

*) Syropulus l. c. III, 8.

zeugung bestärken, daß die anfängliche Majorität des Konzils sich in vollständiger Auflösung befinde. Am Bord der päpstlichen Flotte soll ein Mann gewesen sein mit Briefen an den griechischen Kaiser, in welchen dieser wahrscheinlich gewarnt wurde, sich mit dem Papste einzulassen. Aber der Mann sei ergriffen worden. Einige erzählten, er sei nach Venedig zurückgeschickt worden, um dort gerichtet zu werden; andere aber, er sei aus der Welt geschafft, zuvor aber insgeheim auf die Folter gespannt worden. Ausgemacht ist, daß der Kaiser die Briefe nicht erhalten hat.

Johannes de Ragusio entschloß sich, gemeinsame Sache mit den päpstlichen Sendboten zu machen und die Ausgaben zu bestreiten, die mit dem vorläufigen Aufenthalte der Griechen in Konstantinopel verbunden waren. Längere Zeit hatte er in dieser Hinsicht große Zurückhaltung bewiesen, in der geheimen Sorge, daß aus dem Ganzen nichts werden möge. Diese Vorsicht dürfte insofern auch als Unklugheit zu bezeichnen sein, da jedenfalls das Mißtrauen der Griechen gegen die Baseler hierdurch bestärkt wurde. Für den Augenblick wirkten also nun alle in größter Einigkeit zusammen.

Der Kaiser und der Patriarch hielten sich fertig zur Abreise. Vierzehn Tage waren seit der Ankunft der päpstlichen Flotte vergangen, und noch war keine Ahnung aufgekommen, daß die angebliche Aussöhnung zwischen dem Papst und dem Baseler Konzil nichts als — Lug und Trug sei. Da trifft die Nachricht ein, daß vom Baseler Konzil abgesandte Schiffe sich im Fahrwasser befinden. Noch hält man stand. Man versichert — und namentlich läßt sich der griechische Gesandte, der in Basel gewesen war, dies angelegen sein —, daß jenes Gerücht unwahr sei: denn man wisse, daß das Baseler Konzil keine Schiffe senden werde. Wieder gingen vier, fünf Tage hin, da ward man der Baseler Schiffe ansichtig, wie sie mit vollen Segeln auf die Küste zufuhren. Jetzt zerriß das Lügengespinst. Der Commandeur der päpstlichen Flotte erklärt: er werde auslaufen, die Baseler Schiffe angreifen und zerstören; er habe vom Papste ausdrückliche Ordre, so zu verfahren, wo

er sie treffen möge. Indes trat der Kaiser mit einem Verbot dazwischen: auf offenem Meere möge immerhin ein solcher Befehl ausgeführt werden, nicht aber im griechischen Fahrwasser. Die Erscheinung dieser zwei Flotten in Konstantinopel erregte natürlich das größte Staunen. In späteren griechischen Berichten giebt man der Sache eine noch pikantere Gestalt, indem man erzählt: die eine Flotte sei von Papst Eugen IV., die andere von Papst Felix V. abgesandt worden *).

Wir haben oben ein Bild gegeben von den Vorgängen im Abendlande, so wie dasselbe sich in Konstantinopel aus den spärlichen, widerspruchsvollen, zum Teil absichtlich verfälschten Berichten bilden mußte. Was war denn in Wirklichkeit geschehen? — Die Baseler hatten sich den Griechen gegenüber höchst drückende Geldverpflichtungen aufgeladen. Von einer Aufforderung an die Fürsten zu wirksamer Beihilfe durfte man sich nicht viel versprechen. Da griff dieses Konzil, dessen große Aufgabe die Reform, die Wiedergeburt der Kirche war, zu dem Auskunftsmittel, durch Verkauf von Ablaß sich Geld zu verschaffen! Kaum dürfte irgendetwas handgreiflicher zeigen, wie weit man damals noch entfernt war von einer wahren Reformation der Kirche. Das Dekret wegen des Ablasses wurde den 14. April 1436 in der 24. Sitzung angenommen. „Die frohe und trostreiche Stimme", so beginnt das Dekret, „welche einst vom Himmel her an das Volk Israel erging, sie erschallt jetzt wieder durch den Mund dieser heiligen Synode an die Völker und ruft: ‚Tröste, tröste mein Volk, spricht der Herr, euer Gott.' Mit Recht mußt du dich freuen und trösten, o Christenheit, da in diesen Tagen dir eine so große Ursache zur Freude, wie vielleicht nie zuvor, gegeben wird. Zu einer und derselben Zeit nämlich bekommst du eine vollständige Vergebung deiner Sünden, und auch die Hoffnung, daß bald deine Brüder, deren Menge zahllos ist und die seit beinahe fünf Jahrhunderten von deiner Gemeinschaft

---

*) Laonici Chalcondylae Atheniensis Historiarum libri decem (Bonnae MDCCCXLIII), p. 287.

getrennt waren, wieder mit dir vereinigt werden."*) Wie vollständig unbekannt das Konzil mit Lehre und Wesen der orientalischen Kirche war, ersieht man aus dem Umstande, daß es seinem Gesandten in Konstantinopel auftrug, Sündenvergebung unter den Christen des Morgenlandes zu verkaufen. Wohlweislich entzog er sich indes diesem Ansinnen**). Übrigens galt es nicht allein, Geld aufzubringen: man mußte durchaus auch, wie man wohl einsah, die nötigen Kenntnisse haben, um mit Ehren den Kampf mit den Griechen bestehen zu können, welche „scharfsinnige und ränkevolle Leute" seien (sagaces et astuti viri). Man nahm an, daß ungefähr vierzig Streitpunkte den Griechen gegenüber vorlägen, und beschloß demnach, die nähere Prüfung derselben zwanzig Magistern aufzutragen, so daß jeder von ihnen deren zwei zu behandeln hätte. Sollte eines der Mitglieder der Synode im Besitze von Abhandlungen über diese Materien sein, so sollte er sie innerhalb zehn Tagen den genannten Magistern zur Benutzung borgen. Man wollte dem Gesandten zu Konstantinopel Geld senden, um Bücher anzukaufen; ja, man dachte sogar daran, in dem Kloster des Berges Athos, welches reiche Bibliotheken besaß, durch einen eigenen Abgesandten nachforschen zu lassen. Endlich war man auch darauf bedacht, Gelehrte, die der griechischen Sprache besonders kundig seien, nach Basel zu berufen***).

Der Versammlungsort war es gerade, worauf man das stärkste Gewicht legte. Dies bestand nicht bloß darin, daß, wer über den Sitz der Versammlung verfügte, zugleich, wenn auch nicht über die Beschlüsse des Konzils, jedenfalls über sein Zusammensein nach Bestand und Dauer verfügte: gewisse besondere Umstände gaben dem Sitze der Versammlung eine solche Bedeutung. Es gab keine festen Bedingungen für die Behauptung der Mitgliedschaft. Je länger man fortblieb von dem Versammlungsorte, desto mehr sträubte man sich, wieder

---

*) Mansi, Conc. coll. XXIX, 128.
**) Ibid. XXXI, 259.
***) Ibid. XXX, 1039.

dorthin zu gehen. Ein aus den verschiedenen Deputationen zusammengesetzter Ausschuß entschied über die Befugnis, ein Mitglied zu sein, wo sie fraglich geworden war. Man verfuhr in dieser Hinsicht ungemein glimpflich: denn, um zu imponieren, mußte das Konzil zahlreich sein, und verhältnismäßig waren nur wenige dabei von der höheren Geistlichkeit. Wie erzählt wird, ist es vorgekommen, daß man in einem engen Nebengange des Gebäudes seinen Diener in einen Priesterrock steckte, seine Anerkennung als Mitglied bewirkte, ihn Sitz und Stimme behaupten ließ. Thatsache ist es, daß, als die Wahl des Herzogs von Savoyen zum Papste in Frage war, plötzlich eine große Schar von Geistlichen aus Savoyen herzuströmte. Begreiflich mußte unter solchen Umständen das Konzil je nach Ort und Umgebung seine Farbe bekommen.

Nachdem von Konstantinopel oder Basel die Rede nicht mehr sein konnte, so ward es ein belangreicher Streitpunkt, ob das Konzil irgendwo sich versammeln sollte, wo der Papst, oder wo das Konzil den größeren Einfluß hatte. Eugen war zuletzt entschlossen, nicht weiter nachzugeben, sondern es zu einem entscheidenden Schlage kommen zu lassen, zunächst in Basel, danach in Konstantinopel. Die Mehrzahl der Mitglieder war für Avignon gestimmt, also eine Stadt, welche dem Papste im höchsten Grade zuwider sein mußte, sofern sie an die babylonische Gefangenschaft der Päpste und an ihre Abhängigkeit von Frankreich erinnerte. Aber darum gerade war sie der Majorität willkommen, unter welcher der französische Einfluß vorherrschte. Unter dem großen, zutage liegenden Kampfe zwischen Autorität und Freiheit, repräsentiert durch Papst und Konzil, bewegte sich, einer Unterströmung zu vergleichen, der Widerstreit italienischen und französischen Einflusses, wiewohl die Italiener unter Eugens Widersachern sich gleichfalls dem letzteren unterordneten. Dieses war auch der Aufmerksamkeit der Griechen nicht entgangen. In dem letzten Zwiegespräch, das der griechische Kaiser mit Johannes de Ragusio hatte, machte er ausdrücklich die Bemerkung: das eigentliche Motiv bei der Wahl Avignons für das dermalige Konzil möchte der Wunsch

sein, diese Stadt zum beständigen Aufenthalte für die römische Kurie zu machen, sobald dieser Papst gestorben oder abgesetzt sei *). Die päpstlich gesinnte Minorität forderte Florenz oder Wien als Versammlungsort. Zur Seite stand ihr hierbei der Gesandte des griechischen Kaisers; jedoch nahm man allgemein an, er spreche gar nicht die Ansicht seines Herrn und Gebieters aus; er sei bestochen. Der Papst bot allen in Avignon ihm zugebote stehenden Einfluß auf, um die Übereinkunft zwischen dieser Stadt und dem Baseler Konzil zu hintertreiben, unterlag aber. Die Übereinkunft kam zustande. Avignon machte dem Konzil eine beträchtliche Anleihe, wofür der Stadt das pekuniäre Ergebnis des Ablasses verpfändet wurde. Nunmehr schritt das Konzil dazu, in Genua Galeeren auszurüsten, mit der Bestimmung, die Griechen abzuholen. Die päpstliche Minorität war freilich nur eine Minorität; sie verstand es aber doch, ihrem überstimmten Vorschlage eine gewisse Bedeutung zu verschaffen, so daß er als ein aus dem Konzil hervorgegangener gesetzlicher Beschluß gelten konnte. Die Gemüter waren auf beiden Seiten des Konzils aufs äußerste erhitzt. Um Blutvergießen zu verhüten, mußte die Militärmacht der Stadt Basel einschreiten; und die heiligen Väter mußten aus dem Munde der Laien hören: sie, welche Frieden in der weiten Welt stiften wollten, könnten nicht einmal Frieden unter einander halten. Am Dienstag den 7. Mai 1437 fand die fünfundzwanzigste Sitzung statt. Die Kirche, wo sie gehalten wurde, war rings umgeben von bewaffneten Bürgern, welche den Auftrag hatten, es zu verhindern, daß es auf dem Konzile zu Handgreiflichkeiten komme. Die Majorität, sowie die Minorität, traten beide mit ihrem Dekrete auf. Noch im letzten Augenblicke wurde ein Ausgleich versucht. Vergebens. Mehrere Mitglieder der Majorität erklärten laut, daß ohne Zustimmung des französischen Königs es unmöglich sei, an dem einmal gefaßten Beschlusse etwas zu ändern. Die Wortführer beider Parteien bestiegen, der eine den Präsidentenstuhl, der andere

*) Mansi l. c. XXI. 268.

einen etwas erhöhten Sitz, und lasen nun gleichzeitig jeder sein Dekret vor, indem sie einander zu überschreien suchten. Der Sprecher der Minderzahl war zuerst mit Vorlesen fertig, worauf seine ganze Partei ein Tedeum anstimmte. Als der Wortführer der Majorität das Dekret derselben zur Abstimmung brachte, mischten sich die Nein der einen unter die Ja der anderen. Manche aber riefen mit einer Stimme, die durch Thränen erstickt war: „Der heilige Geist spricht Nein zu Streit und Unfrieden.“ Mehrere Mitglieder der Minorität jubelten laut: es sei ihnen doch gelungen, ihr Dekret zur Vorlesung zu bringen. Durch gewisse Ränke glückte es sogar, das Siegel des Konzils unter ihr Separatdekret zu bringen *). Die griechischen Gesandten traten demselben bei, worauf auch der Papst in einer Bulle vom 29. Mai seine Zustimmung erklärte.

Hiermit war denn zum zweitenmale ein vollständiger Bruch zwischen dem Papste und der Majorität des Baseler Konzils vollzogen. Letztere fand ihre Stützen sowohl an dem Herzoge von Mailand als an König Alfons, wogegen Kaiser Sigismund den ausgebrochenen Zwiespalt tief beklagte und das Konzil vor Übereilung warnte **). Jede der streitenden Parteien rüstete Galeeren aus, welche den Zweck hatten, die Griechen von Konstantinopel abzuholen. Höchst merkwürdig ist die vom Papste an seine Gesandten erteilte Instruktion. „Solltet ihr in Konstantinopel auf Gesandte des Baseler Konzils stoßen, so laßt sie mit den Griechen verhandeln und behindert sie in keiner Hinsicht. Können sie es durchsetzen, daß die Griechen nach einer der bezeichneten Städte kommen, so ertraget dies mit Geduld und leistet keinen Widerstand, damit jedermann einsehe, daß ihr keineswegs hingesandt worden seid, um das ganze Werk zu hintertreiben, sondern daß wir vielmehr, wie es gewiß der Fall ist, für die Förderung

*) Johannes de Segovia (Vindobonae MDCCCLXXII), Vol. I, p. 965—988.

**) Ibid., p. 977.

desselben in heiliger und redlicher Absicht arbeiten. Denn wir haben nichts anderes gewollt und wollen nichts anderes, als daß dieses heilige Werk nicht zugrunde gehe, und zwar zur Beschämung unserer Kirche. Wenn sie's aber nicht durchsetzen können, so strebet für die unserseits getroffene Wahl (des Versammlungsortes), und suchet mit allem Eifer die Griechen auf eure Seite zu bringen, damit die heilige Union nicht gehindert werde und damit es auch nicht den Anschein gewinne, als sei das Konzil seinen Verheißungen ungetreu geworden. Die Vollziehung der Union ist zu hoffen, wenn wir auf einem allgemeinen Konzile uns vereinigen. Treffen aber die Baseler Gesandten mit euch zusammen, so enthaltet euch, wie gesagt, von Streit, Hader und Vorwürfen und verwaltet die euch übertragene Gesandtschaft mit aller Bescheidenheit, Geduld und Milde im Namen unseres Heilandes. Er gebe euch glücklichen Erfolg."*) In schlichteren Worten würde die Instruktion also lauten: „Richtet euer Verhalten so ein, daß, wenn die Übereinkunft zwischen den Griechen und Baselern nicht zustande kommen sollte, die Schuld auf die ersteren, nicht auf mich falle." Dagegen ist es im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß Eugens Meinung gewesen sei, seine Gesandten sollten den Baselern in Konstantinopel freien Spielraum lassen. Eine solche Voraussetzung stünde ja in offenbarem Widerspruch mit der dem Befehlshaber der Galeeren erteilten Instruktion. — In der 26. Sitzung am 31. Juli wurden der Papst selber, wie seine Kardinäle, nach Basel vorgeladen, um wegen einer Menge ihnen zur Last gelegten Fehlgriffe sich zu verantworten**). Auffälligerweise geschieht bei dieser Vorladung gar nicht des Umstandes Erwähnung, daß der Papst das Dekret der Minorität anerkannt und bestätigt hatte. Die Baseler wollten einen eklatanten Schritt thun und die Griechen abschrecken, sich mit einem unter Anklage stehenden Papste einzulassen. Vergebens erbietet sich Kaiser Sigismund, zu vermitteln.

---

*) Mansi l. c. XXXI, 173.

**) Ibid. XXIX, 137. Joh. de Segovia I, 1010.

Papst Eugen hielt in Bologna eine feierliche Versammlung, welche, wenigstens dem nach Basel gelangenden Berichte zufolge, darauf berechnet war, die Kardinäle einzuschüchtern, und stellte eine Bulle aus, durch welche er das Konzil zu Basel auflöste, und zwar unter der Form, daß er es nach Ferrara verlegte. Dieser entscheidende Schritt wurde am 18. September 1437 gethan. Jedoch wurde dem Baseler Konzil erlaubt, noch einen Monat beisammen zu bleiben, freilich unter der Beschränkung, daß es während dieser Zeit sich ausschließlich mit der böhmischen Angelegenheit zu beschäftigen habe*). Wollten die Baseler auf die Griechen dadurch einwirken, daß sie den Papst als einen Angeklagten herabsetzten, so war es ein contre-coup, wenn der Papst letzteren zu verstehen gab, daß sie mit einem aufgelösten Konzil zu schaffen hätten. Man kann nicht in Abrede stellen, daß Eugen den Kampf mit vielem Geschicke geführt hatte. Anfangs bewies er sich den Baselern gegenüber nachgiebig und entgegenkommend. Er brauchte ja nur seinen Namen zu unterschreiben, so wäre die Übereinkunft mit den Griechen wegen des in Konstantinopel abzuhaltenden Unionskonzils zustande gekommen. Um die Einigkeit zu erhalten, willigte er in die Baseler Übereinkunft betreffs der Abhaltung desselben im Abendlande. Da durfte man erwarten, daß die Baseler wegen der näheren Bestimmung des Ortes sich nach ihm richteten. Da dies dennoch nicht geschah, verstand er's, ein Konzilsdekret auf die Bahn zu bringen, welches, obschon nicht vollgesetzlich, mindestens einen gewissen formalen Schein der Gesetzlichkeit an sich trug, so daß er den Griechen gegenüber als Vollzieher eines Konzildekretes auftreten konnte. Und dies gelang ihm um so leichter, nachdem er die griechischen Gesandten gewonnen hatte. Zu gleicher Zeit wußte er in Konstantinopel Mißtrauen auszusäen gegen die Baseler, insbesondere was die Einlösung jener Geldversprechen betraf; und der Baseler Gesandte kam, ohne es zu wollen, ihm hierbei durch die auffällige Ängstlichkeit zuhilfe, mit welcher er über

*) Joh. de Segovia I, 1032—1040.

die in seinen Händen befindliche größere Summe wachte. Und die Baseler begingen dazu den großen Fehler, daß sie ihre Gesandtschaft zu Konstantinopel allzu lange in Unwissenheit ließen über die wahre Lage der Dinge.

Also hatten beide Teile, der Papst und die Baseler, jeder seine Flotte und seine Gesandtschaft in Konstantinopel. Die Baseler Gesandten gehen ans Land; zugleich mit ihnen erscheint ein Gesandter im Auftrage des Königs von Frankreich und des Herzogs von Savoyen, um die Bestrebungen der ersteren zu unterstützen.

Man spart die Ausgaben nicht. Die päpstlichen Gesandten hatten 5000 Dukaten ausgeteilt. Die Baseler lassen merken, daß sie 30,000 Dukaten bei sich führten und außerdem Wechsel auf Handelshäuser zu Konstantinopel, so daß sie ohne Umstände alle mit der Reise der Griechen verbundenen Unkosten bestreiten könnten. Auch verteilen sie reiche Geschenke. Sie räumen ein, daß sie später angekommen seien, als die päpstlichen Schiffe, bemerken aber, daß sie den Termin, den der Gesandte des griechischen Kaisers zu bestimmen bevollmächtigt war, nicht überschritten haben, nämlich den Monat Oktober. Zwar machte sich bei den Griechen die Ansicht geltend, daß man die anfängliche Voraussetzung festhalten müsse, daß nämlich, ehe man an eine Versöhnung mit den Lateinern denken könne, diese selbst unter einander einig sein müßten; aber diese Ansicht behielt nicht die Oberhand. Und doch war sie nur allzu begründet. Die Verhandlungen auf dem Unionskonzil konnten sich nicht frei bewegen, der Papst füglich sich zu keiner Konzession verstehen, wenn neben dem ersteren ein anderes Konzil bestand, welches alsbald aus jeder solchen Konzession eine Angriffswaffe gegen ihn machen würde. Auch schwebte dem griechischen Kaiser beständig jene Bedingung vor Augen, als unerläßliche Bedingung für das Zustandekommen eines Unionskonzils. Noch unmittelbar vor seiner Abreise äußerte er in seiner letzten Unterredung mit Johannes de Ragusio, daß er nach Italien gehen und sich bemühen werde, Frieden zu stiften zwischen dem Papst und den Baselern; und wenn diese Bemühung fehl=

schlage, werde er alsbald zurückkehren. Er vergaß, daß ein einmal begonnenes Unternehmen unsere Freiheit zu binden pflegt. Es ist etwas Seltsames darum, welche Kraft der bloße Anfang einer Sache mitteilt; es ist, als ob diese alsdann sich selbst durchführt durch die Macht der Verhältnisse und Umstände. Schon in Konstantinopel hatte der Kaiser nicht ganz freie Hand. Der Patriarch hatte schon früher ausdrücklich erklärt, daß er nicht anders, als mit dem Papste, auf dem Konzile sein wolle. Er, welcher selbst auf Erweiterung seiner Macht bedacht war, konnte unmöglich die Opposition des Baseler Konzils gegen den Papst mit freundlichen Augen betrachten. Nun war aber die Gegenwart des Patriarchen auf dem Konzile durchaus notwendig; fiel er ab, so würden seinem Beispiele viele andere nachfolgen. Wollte also der Kaiser überhaupt ein Konzil haben, so mußte er sich dem Papste anschließen. Als die Baseler inne wurden, daß sie nicht durchdringen konnten, nahmen sie eine andere Haltung an und baten den Kaiser inständig, den Gedanken an ein Konzil aufzugeben. Ja, sie gingen noch weiter: sie erboten sich, sechs Monate lang ihre Schiffe bei Konstantinopel liegen zu lassen, und zwar auf ihre Kosten, damit er inzwischen von den wirklichen Verhältnissen in Basel und Rom sich durch einen Gesandten unterrichte und darnach seinen Entschluß fasse. Alles vergeblich. Kaiser Sigismund, welcher das Verlangen nach Versöhnung mit der römischen Kirche bei ihm erweckt hatte, sandte jetzt an ihn einen Eilboten, welcher in vierzig Tagen den Weg durch Ungarn, Serbien und Macedonien zurücklegte, mit Briefen, in denen er angelegentlich riet, von diesem Gedanken abzustehen. Dieses war eine seiner letzten Regentenhandlungen; er starb den 9. Dezember 1437.

Der griechische Kaiser ordnete Gesandte an Murad II. ab, um ihn zu unterrichten, was er im Sinne habe. Er versicherte dem Sultan, daß sein Vorhaben nur einen kirchlichen und durchaus keinen politischen Zweck habe. Murad riet ihm aufs entschiedenste ab. Wozu wolle er sich alle die Beschwerden und Unkosten machen? Welchen Gewinn werde er davon

haben? Übrigens erklärte er sich bereit, mit Geld ihn sowohl zur Hin- und Rückreise zu unterstützen. Diese Antwort Murads verursachte zwar einige Bedenken; „aber es geschah" — fügt Georgios Phrantzes hinzu*) —, „wie der König (Kaiser), oder vielmehr das böse Geschick wollte". Er konnte seine Hoffnung auf Unterstützung des Abendlandes nicht aufgeben. Außerdem war er in seinen Veranstaltungen für die Abhaltung des Konzils so weit gegangen, daß er in den Augen des ganzen Orients beschämt dagestanden hätte, wenn das Konzil nach allem dem nicht zustande kam. Der Papst hatte gesiegt; und es ist nicht zu bezweifeln, daß dieser Sieg vieles beitrug, sein Ansehen zu befestigen und seine Machtstellung gegenüber dem Baseler Konzil zu stärken.

Die päpstlichen Gesandten zahlten 15,000 Dukaten aus, von welcher Summe der Kaiser für sich und sein Gefolge 9000 behielt, und darauf an den Patriarchen zum Gebrauche für die Geistlichen 6000 zahlte. Der Patriarch war freilich über diese Teilung verstimmt, konnte aber nichts daran ändern; er mußte es sich sogar gefallen lassen, daß der Kaiser die Verteilung unter die Geistlichen selbst vornahm, dem Patriarchen 1000 Dukaten zuteilte.

Am 24. November 1437 ging der Patriarch an Bord, der Kaiser tags darauf. Ein Erdbeben vor der Abfahrt, ähnliche Zeichen während der Reise, offenbarten manchem den Zorn Gottes über die ganze Expedition. Ein kurzes Gespräch zwischen zwei Lateinern zeigte den Griechen, noch bevor sie die Küste Italiens erblickten, in welche Stellung sie zu dem Papste dadurch geraten waren, daß er für sie den Unterhalt bezahlte. „Wie viele Wachteln darfst du essen?" fragte der eine Lateiner den anderen. „O", antwortete dieser, „zwei sind genug, wenn ich sie selbst kaufen muß; geht es aber aus eines anderen Tasche, kann ich schon ihrer zehn verspeisen" **). Die Griechen verstanden die Stichelei.

---

*) Nach der Ausgabe Bonnae MDCCCXXXVIII, p. 179 sq.

**) Syropulus l. c. IV, 9.

Während diese Seefahrt vor sich ging, traf der Papst alle Vorbereitungen zum Empfange der Griechen. Er legte Wert darauf, daß das Konzil schon zusammengetreten sei, ehe die Griechen landeten. Daher eröffnete Kardinal Nikolaus Albergatus, auf eine päpstliche Vollmacht, den 8. Januar 1438 das Konzil in Ferrara, wo es mehrere Sitzungen vor Ankunft der Griechen hielt. Es dekretierte, daß es das einzige rechtmäßige, das Baseler Konzil aber aufgelöst sei, daher alle Dekrete, die dieses ausstelle, ungültig, wobei man jedoch eine Ausnahme statuierte inbetreff möglicher Übereinkünfte mit den Böhmen, deren Bestätigung man sich, falls sie gebilligt würden, vorbehielt. Sowohl Venedig als Florenz wünschten das Konzil aufzunehmen. Um keine der Parteien zu stoßen, schien der Papst Ferrara vorzuziehen. Indessen kam die Verständigung mit dem Markgrafen Ludwig vom Hause Este erst den 16. Januar 1438 zustande. Dieser verpflichtete sich, den Mitgliedern des Konzils unentgeltlich daselbst Wohnungen zu schaffen, auch nicht zu besteuern, was sie an Kleidungsstücken oder Lebensmitteln kaufen oder einführen sollten, endlich dem Papste eine Leibwache zu bestellen, die den Eid der Treue diesem zu leisten hätte. Daß Eugen schon damals eine Ahnung hatte von dem seiner wartenden Geschicke, sehen wir daraus, daß der Markgraf sich verpflichten mußte, ihn als den wahren und einzigen Papst anzuerkennen. Am 27. Januar hielt der Papst in Ferrara seinen festlichen Einzug und präsidierte dem Konzile am 8. Februar. In der Eröffnungsrede erstattete er über die Weiterungen mit Basel Bericht, erklärte aber zugleich, daß, falls er oder die Seinigen in der Sache etwas versehen hätten, er sowohl als diese sich bessern wollten [26]). Wie man hieraus ersieht, hielt Eugen sich durchaus nicht für unfehlbar *). An dem nämlichen Tage, dem 8. Februar 1438, kamen die Griechen in Venedig an, wo sie aufs festlichste empfangen wurden. Man überließ ihnen die St. Markus-Kirche, um nach griechischer Liturgie einen Gottesdienst zu halten, welcher auf die Nicht-Griechen einen

*) H. Justiniani, Acta conc. Florent., p. 42—66.

außerordentlichen Eindruck machte; sie meinten, die Herrlichkeit des Paradieses habe die Kirche erfüllt! Man war zu Thränen gerührt und rief tiefbewegt aus: „Herr, hilf, daß deine Kirche unversehrt bleibe unter den Geschossen des Argen! Verknüpfe sie zur Einheit! Wehre den Ärgernissen! Bis dahin kannten wir weder die Griechen noch ihre Gottesdienste, sondern hatten nur ein schwaches Gerücht von ihnen gehört und hielten sie für Barbaren. Jetzt wissen und glauben wir, daß sie die erstgeborenen Söhne der Kirche sind und der heilige Geist durch sie redet"*). Dieses ist einer der wohlthuendsten Züge aus der Geschichte aller der Versuche, die lateinische und die griechische Kirche zu vereinigen.

In Venedig entstand wiederum die Frage, was die Griechen thun sollten. Der Doge riet, sich nicht zu übereilen; sie bedürften der Ruhe; der Kaiser möge Venedig betrachten wie seine eigene Stadt. Erst, nachdem sie alle Verhältnisse sorgfältig geprüft, sollten sie ihren Entschluß fassen und nur ihre eigenen Interessen in Betracht ziehen. Derselben Ansicht waren alle venetianischen Großen. Diese scheinen vornehmlich ihre Stadt als Sitz des Konzils gewünscht zu haben. Inzwischen waren die Unterhändler des Papstes auch nicht müßig. Insbesondere zeigten sie sich ungemein freigebig. Nach der Reise mochte ein Vorschuß an der Zeit sein: man fragte höflich bei dem Kaiser an, wieviel Geld er bedürfe. Er meinte, 500 Dukaten, und erhielt 600. Dieselbe Frage richtete man an den Patriarchen. Er nannte 300 und bekam 400 Dukaten**).

In Konstantinopel hatte der griechische Kaiser dem Baseler Gesandten erklärt, alles daran zu setzen, daß der Papst und das Baseler Konzil sich vertrügen. Blieb er diesem Entschlusse treu, so wäre es wohl am zweckmäßigsten gewesen, so lange in Venedig zu bleiben, bis er's dahin gebracht hatte. Jedenfalls

*) Ducae (Michaelis Ducae nepotis) Historia Byzantina, recogn. Imman. Bekkerus (Bonnae MCCCXXXIV), griech. Text, S. 213; latein. Übersetzung, S. 457 f.

**) Syropulus l. c. IV, 14. 15.

schrieb er von hier aus nach Basel, erklärte zum letztenmal, daß er nimmermehr dorthin kommen werde, und forderte die Väter des Konzils dringend auf, nach Ferrara zu kommen. Er gab fortan durch seine Handlungsweise hauptsächlich zu erkennen, daß er entschlossen sei, seine Sache nicht zu trennen von der des Papstes, in der Hoffnung, daß gerade dann die Baseler nachgeben würden. Am 28. Februar brach er von Venedig auf und segelte nach Francolino. Von hier ritt er nach Ferrara, hielt am 4. März seinen Einzug und wurde vom Papste in feierlicher Audienz empfangen. Als dieser vernahm, daß der Kaiser nahte, erhob er sich und ging in dem Gemache hin und her. Als der Kaiser eintrat, wollte er vor dem stehenden Papste niederknieen, was dieser aber verhinderte, den Kaiser umarmte und ihm die Hand reichte, welche er küßte *). Als dagegen im Jahre 1433 der deutsche Kaiser Sigismund nach Rom kam und den Papst begrüßte, so küßte er diesem Fuß, Hand und Mund.

Der Patriarch war sehr unzufrieden, daß der Kaiser ohne ihn und einige Tage vor ihm abgereist war. Wenn auch Mangel an Fahrzeugen vorgeschützt wurde, so war es doch ohne Zweifel eine beabsichtigte Verzögerung, da der Kaiser erst in Ruhe mit dem Papste verhandeln wollte. Als der Patriarch nach Francolino kam, bestieg er ein dem Markgrafen gehöriges Flußschiff, welches ihn nach Ferrara brachte. Es war ein merkwürdiges Schiff, und die griechischen Skribenten verlieren sich fast ebenso sehr in seine Bewunderung, als in die des herrlichen Venedig. Es glich der Arche Noah; es war ein Palast mit vier Etagen. Befand man sich an Bord, so meinte man festen Erdboden unter den Füßen zu haben **). Man lasse nicht unbeachtet, welchen überwältigenden Eindruck die Herrlichkeiten des Abendlandes auf diese Griechen machten,

*) Mansi, Conc. coll. XXXI, 470; Georg. Phrantzes, p. 188.

**) Mansi l. c., 471. 474; Syropulus l. c. IV, 19; Georg. Phrantzes, p. 190.

einen Eindruck, durch welchen das Verlangen nach einer näheren Verbindung gestärkt wurde, zugleich mit der Hoffnung, von dieser Seite eine kräftige Unterstützung zu erhalten. Der überschwengliche Ausruf: „Erde und Meer sind ins Himmlische verklärt"*), bezeichnet mit wenigen Worten das Staunen, von dem die Griechen hingenommen wurden, als sie Venedig erblickten.

Ehe der Patriarch in Ferrara ans Land stieg, wünschte er genau zu wissen, wie die Audienz beim Papste vor sich gehen werde. In Venedig hatte er gegen einen der Vertrauten des Papstes geäußert: er werde den Papst grüßen, als sei er der Vater, oder Bruder, oder Sohn desselben, je nachdem dieser älter sei als er selbst, oder gleichalterig, oder jünger. Nach diesem Maßstabe wünschte indes der Papst den Empfang keineswegs bemessen zu sehen; aber so lange der Patriarch in Venedig war, hielt er mit seiner Forderung zurück. Jetzt aber erschienen sechs Bischöfe — jedoch nicht Kardinäle —, um den Patriarchen willkommen zu heißen und ihn zugleich mit dem geltenden Herkommen bekannt zu machen, welchem zufolge er den Fuß des Papstes zu küssen habe. Der Patriarch wurde hierdurch aufs äußerste erbittert. War der Papst der Nachfolger Petri, nun, so waren die übrigen Patriarchen Nachfolger der anderen Apostel. Und wer hatte je gehört, daß diese vor Petrus auf die Kniee fielen und ihm die Füße küßten? Hierauf antwortete man, es sei ein alter Brauch, welchem Bischöfe, Könige, auch die Kaiser Deutschlands nachgekommen seien. Boten gingen zwischen dem Papste und dem Patriarchen hin und her. Beide beharrten auf ihrer Ansicht. Der Patriarch versammelte seine Geistlichen, welche ihn in seiner Weigerung bestärkten. Da indes der Patriarch zuletzt erklärte, daß er, ohne ans Land zu gehen, wieder dahin zurückkehren werde, woher er gekommen sei, so gab der Papst endlich nach. Die frühere Bestimmung, nach welcher eine feierliche, öffentliche Begegnung und Begrüßung stattfinden sollte, wurde

*) Mansi l. c. XXXI, 467.

dahin abgeändert, daß der Papst den Patriarchen privatim empfangen sollte, nur von den Kardinälen umgeben[27]). Ähnliche Streitigkeiten entstanden, als es sich um die innere Einrichtung der Kirche handelte, in welcher das Konzil seine Sitzungen halten sollte, und es kostete große Mühe, sich hierüber zu einigen. Die Päpstlichen wollten nämlich den Sitz des Papstes so angebracht wissen, daß augenscheinlich sofort die Einheit der Christenheit und das Zentrum des Konzils sich in seiner Person darstelle. Anfangs wünschte der Papst in solcher Weise die Griechen gastlich zu verpflegen, daß er ihnen täglich Brod, Wein, Fleisch, Fische liefern lasse; jedoch verstand er sich zuletzt dazu, daß er jeden Monat dem Kaiser 30, dem Patriarchen 25, dem Bruder des Kaisers 20, jedem der Diener und Handwerker 3, jedem anderen vom Gefolge des Kaisers sowie des Patriarchen je 4 Dukaten verabreichen ließ.

Das Konzil zu Ferrara[28]).

Nachdem der Kaiser sich in Ferrara niedergelassen hatte, überzeugte er sich bald, daß das beste Mittel, die Baseler hierher zu ziehen, dieses sein werde, ohne weiteres das Konzil zu konstituieren. Sollten die Baseler in ihrer „Raserei" verharren, so müsse man unbehindert weiter gehen und es zunächst darauf anlegen, daß man ein Einverständnis und eine Einigung mit den hier anwesenden Lateinern zuwege bringe*). So weit hatte er sich von dem Verfahren entfernt, das in Konstantinopel ihm als das einzig richtige erschien. Inzwischen war der Patriarch krank geworden, weshalb die Eröffnung des Konzils bis zum 9. April ausgesetzt wurde. An diesem Tage fand sie statt, obwohl er nicht teilnehmen konnte. Die Lateiner versammelten sich in der Kathedralkirche; nicht weniger als 120 höhere Geistliche (mitrae) waren anwesend. In feierlicher Prozession zog man zur Kirche hinaus, dann durch einen Teil der Stadt, und kehrte wieder dahin zurück, von wo man ausgezogen war**). Erst später fanden sich auch die Griechen ein. Man nahm die Sitze ein. Der Papst, diese mächtige Gestalt, welche, wo sie erschien, fast immer besonderen Eindruck machte, intonierte: „Gesegnet sei der Herr, der Gott Israels"; und nachdem einige Hymnen gesungen waren, wurde ein Schreiben des ab=

*) Mansi l. c. XXXI, 474.

**) Stephani Baluzii Miscellaneorum lib. VII, 510.

wesenden Patriarchen verlesen, sowie ein päpstliches Dekret, welches das allgemeine Konzil für eröffnet erklärte. In dem päpstlichen Dekrete heißt es: Ferrara sei zum Sitze der Kirchenversammlung gewählt worden infolge der Übereinkunft der Baseler mit den Griechen. Das Schreiben des Patriarchen fordert Fürsten und Prälaten, namentlich auch die in Basel gebliebenen, zum Erscheinen auf. Jetzt wurden Boten ringsumher ausgesandt, um zum Kommen einzuladen. Die eigentlichen offiziellen Verhandlungen wurden vier Monate ausgesetzt, damit das Konzil bis dahin vollzähliger werde. Man verabredete, daß inzwischen in engeren Kreisen die Streitpunkte durch hierzu von beiden Seiten gewählte Männer verhandelt werden sollten. Es waren dies vier Punkte: 1) ob der heilige Geist vom Vater ausgehe, oder vom Vater und dem Sohne; 2) ob beim Sakramente des Altars gesäuertes oder ungesäuertes Brot gebraucht werden solle; 3) vom Fegefeuer, und 4) von der Machtvollkommenheit des Papstes. Der Kaiser war bei diesen Konferenzen zwar nicht selbst zugegen; aber die griechischen Mitglieder der Ausschüsse mußten sich nach jeder ihrer Zusammenkünfte bei ihm einfinden, über die Verhandlungen berichten und Anweisungen entgegennehmen, was gesagt werden solle und was nicht. Seinem Befehle zufolge durften sie über die zwei ersten Fragen sich in gar keine Diskussion einlassen; und obschon sein Verbot sich nicht auf den Primat des Papstes bezog, so ward doch für diese speziellen Konferenzen nur das Fegefeuer Gegenstand der Verhandlung. In Wirklichkeit war zwischen Griechen und Lateinern über den Zustand der Seelen nach dem Tode und die Auferstehung keine große Meinungsdifferenz. Daß die Gottlosen nach dem Tode zur Hölle gehen und daß am jüngsten Tage bei der Auferstehung der Leiber eine Schärfung ihrer Strafe eintrete, darin war man sich einig. Daß die gläubigen Frommen, welche hienieden für ihre Sünden gebüßt (genug gethan) haben, nach dem Tode zur Seligkeit bei Gott eingehen, und daß bei der Auferstehung für sie ein Zuwachs der Seligkeit eintrete, nahm man gleichfalls beiderseits an, indem die Lateiner nur etwas stärker betonten, daß die Seelen alsbald nach

dem Tode die volle Seligkeit genössen. Man war endlich auch darüber einverstanden, daß diejenigen Gläubigen, die nicht schon in dieser Welt für ihre Sünden völlig genug gethan, an einen dritten Ort versetzt werden, wo eine Reinigung ihrer Seelen vor sich gehe, und daß diese Reinigung wesentlich gefördert werde durch die speziell zu ihren Gunsten veranstalteten Messen, Gebetshandlungen und Gaben. Jedoch hinsichtlich der Beschaffenheit dieses Aufenthaltes war man verschiedener Meinung, indem die Griechen glaubten: es sei „ein dunkler Ort“, „eine Stätte der Schmerzen“, wo die Seelen geistig gezüchtigt werden durch ihr Herzeleid, durch die Entbehrung des göttlichen Lichtes. Die Lateiner dagegen lehrten, daß sich an diesem Orte zwar nicht das ewige Feuer der Hölle befinde, aber doch ein Feuer, und daß die Seelen durch den Aufenthalt in diesem Feuer gereinigt würden. Sie stützten ihre Glaubensansicht auf 1 Kor. 3, 15, wo es heißt: „Wird aber jemandes Werk verbrennen, so wird er deß Schaden leiden; er selbst aber wird selig werden, so doch, als durchs Feuer.“ Die Griechen erklärten das Wort „Feuer“ zwar auch von einer materiellen Glut, erklärten indes die Stelle von der Höllenpein der Verdammten so: „Er wird erhalten“, das heißt, nicht vernichtet werden, sondern ewiglich im Feuer gepeinigt.

Der Kaiser hielt scharfe Kontrolle über alles, was die Griechen thaten: Als das angesehenste Mitglied des Konzils, der Bischof von Ephesus, sich hatte verleiten lassen, privatim an einen der Kardinäle zu schreiben, und in diesem Schreiben die Äußerung gethan, der Friede sei so leicht herzustellen, wenn die Lateiner nur aus dem Symbole die Worte: „und von dem Sohne“, welche mit Unrecht hinzugefügt seien, austilgen wollten, dazu auch den Gebrauch des ungesäuerten Brotes im Abendmahl abschaffen, — so erhielt der Patriarch eine scharfe Zurechtweisung dafür, daß er die vorlaute Dreistigkeit der ihm Untergebenen nicht besser zu zügeln wisse. Unleugbar bewies der Kaiser große politische Klugheit in der Art und Weise, wie er es verstand, die Gemüter seiner Landsleute auf das Ziel hinzulenken, das ihm selbst vor Augen

stand. Wären die entscheidenden Streitfragen gleich anfangs vorgekommen, so war zu befürchten, daß die Griechen eine entschiedene und einige Opposition gezeigt hätten. Durch die längere Abwesenheit von der Heimat, durch viele und vielerlei Verlegenheiten oder Mühseligkeiten, wie solche in der Fremde nicht ausblieben, sollte allmählich ihr Sinn erweicht werden; das Heimweh sollte ihnen als Sporn dienen zur Nachgiebigkeit; nach und nach sollten sie von einer Konzession zur anderen geleitet werden, bis sie endlich zu dem Punkte gelangten, wohin sie niemals gedacht hatten zu gelangen. Der Patriarch war leidend, seine Widerstandskraft gebrochen, seine zuvor, wie gesagt, hochfliegenden Gedanken von vornherein sehr herabgestimmt, wenn er die ärgste Demütigung auch zurückgewiesen hatte. Der Kaiser, ohne dessen entscheidenden Ausspruch nicht der kleinste Schritt geschehen durfte, nahm in einem Kloster, außerhalb Ferraras, Wohnung und ergab sich dermaßen dem Jagdvergnügen, daß er alles andere darüber zu vergessen schien. Zwischen den beiden angesehensten Mitgliedern der Synode, den Bischöfen von Ephesus und Nicäa, brach eine bittere Feindschaft aus. Die Lateiner drangen in dieselben, daß sie die Verhandlungen beschleunigen möchten, und ließen es an Vorwürfen nicht fehlen; sie äßen des Papstes Brot, ohne dafür das Ihre zu leisten. Öfter blieb die Zahlung im Termine aus; die zurückgehaltene Kasse diente als Zwangsmittel. Es wurden Gerüchte verbreitet, wie dieses: nicht weniger als 54 Ketzereien ließen sich den Griechen nachweisen; ja, durch Schmähschriften verstärkte man noch solche Gerüchte unter der Bevölkerung. Von allen Seiten liefen Nachrichten ein, dahin lautend, daß Murad sich durch des Kaisers Reise nach dem Abendlande keineswegs habe einschüchtern lassen; im Gegenteil, er stehe in Bereitschaft, Konstantinopel mit 150 Schiffen und 150000 Mann anzugreifen. Nur mit größter Anstrengung wurde der Papst bewogen, zur Absendung zweier Schiffe seine Einwilligung zu geben. Die griechischen Mitglieder schossen zusammen, und wer zwei Ornate besaß, verkaufte den einen; aber der eingehende Belauf reichte nicht aus zur Anschaffung eines einzigen Schiffes.

Die Nachrichten von Murads Plänen waren jedoch nicht genau. Zwar hatte man in Murads Kabinett in Erwägung gezogen, ob man die Abwesenheit des griechischen Kaisers nicht zu einem Angriff auf Konstantinopel benutzen solle; aber die Ansicht, daß dies nicht der Klugheit gemäß sein würde, gewann die Oberhand. Fände nämlich ein solcher Angriff gerade jetzt statt, während der Kaiser Johannes in der Umgebung der Lateiner weile, so werde man dort, behufs der zu erlangenden kriegerischen Unterstützung, ihren dogmatischen Forderungen nachgeben. Ein Angriff würde also gerade das Unerwünschte, die Einigung der orientalischen und der occidentalischen Kirche, herbeiführen *). Mochten aber die Nachrichten unwahr sein: jedenfalls war der hervorgerufene Schrecken wahr und wirklich genug. Und die Griechen fürchteten damals nicht für Konstantinopel allein, sondern auch für ihre Personen. Der weitberühmte, furchtbare Feldherr, der im Dienste des Herzogs von Mailand stand, war mit 6000 Reitern ins päpstliche Gebiet gerückt und hatte sich wohl mehrerer Städte bemächtigt **), ein Mann, dessen Name ganz geeignet war, Schrecken einzuflößen. Wie hoch er in der Meinung der Zeitgenossen stand, wird man aus folgender kleinen Erzählung entnehmen können.

Einst kam in König Alfons' Gegenwart das Gespräch auf Nicolao Piccinino. Man rühmte seine Tapferkeit, Seelengröße, Kriegskunst und die vielen von ihm ausgeführten Heldenthaten. Einer der Anwesenden — er mochte sich aus der damals und in jenem Kreise beliebten Lektüre des Livius ***) wohl erinnern, daß C. Terentius Varro von geringer, ja gemeiner Herkunft, nämlich eines Schlachters Sohn, gewesen sei — warf zu allem dem Rühmen die Bemerkung hin: Nicolao Piccinino sei nichts weiter als der Sohn eines Schlachters aus Perugia. Da rief aber König Alfons aus: „Ich möchte wahrhaftig lieber der Schlachtersohn Nikolaus sein, als

*) Georg. Phrantzes, p. 179.

**) Stephani Baluzii Miscellaneorum lib. VII, 510.

***) T. Livii Histor. XXXII, 25.

das, was viele europäische Königssöhne und Thronerben sind. Die Herkunft schadet der Mannesehre nicht. Vielmehr gilt es in meinen Augen als ein hoher Ruhm, wenn einer sich aus dem Staube erheben und es dahin bringen kann, daß sein Name siegreich von Mund zu Mund fliegt." *) Und Nicolao verdiente in der That als Feldherr von dem Könige gerühmt zu werden [29]).

Es blieb indessen nicht bei dieser zwiefachen Angst. Die furchtbare Pest, welche um jene Zeit von den Donauländern her durch ganz Europa zog, mit der Hungersnot in ihrem Gefolge, welche in Gaeta den Festungskommandanten ins Grab warf, im Anfange des Jahres 1439 den Reichstag aus Frankfurt verjagte, in Schlesien und ringsumher in Deutschland wütete, wo in mehreren Städten ein Dritteil der Bevölkerung fortgerafft wurde und auch das Baseler Konzil beinahe in alle Winde zerstreut hätte: diese Landplage kam schon im Jahre 1438 auch über die Stadt Ferrara **). Sowohl in der Stadt als in ihren Umgebungen fielen ihr täglich viele Opfer. Zahlreiche Mitglieder des Konzils flüchteten. Bei Eröffnung des Konzils waren 11 Kardinäle und über 100 Bischöfe zugegen: es blieben nur 5 Kardinäle und 50 Bischöfe. Auffallend war es, daß von allen Griechen keiner ergriffen wurde, mit Ausnahme des Hauses des russischen Metropolitans, dessen Bewohner fast alle starben. Es ist nicht zu verwundern, daß schon vor dem Einrücken der Pest bei vielen Griechen sich ein lebhaftes Verlangen heimzukehren regte. Es war aber schwierig, fortzukommen: denn ohne Paß konnte man nicht wohl reisen, dieser aber war ohne ausdrücklichen Konsens des griechischen Kaisers nicht zu bekommen. Drei Geistliche entwischten nach Venedig: man verlangte ihre Auslieferung, und sie wurden

---

*) Antonii Panormitae De dictis et factis Alphonsi regis Aragonum libri quatuor, lib. I, § 40.

**) Weber, Allgemeine Weltgeschichte VIII, 301 f.; Denina, Révolutions d'Italie, trad. de l'italien par Jardin, p. 135; Voigt, Enea de' Piccolomini I, 167; Pertz, Monumenta Germaniae historica XII, 45. 63; XIX, 530.

nach Ferrara zurückgeschafft. Offen erklärten sie dem Patriarchen: sie könnten das „Elend" nicht länger aushalten; sie wollten den Raub ihrer Freiheit sich nicht gefallen lassen; sie würden, sobald sie nur könnten, dennoch ihren Vorsatz ausführen; dann möge der Patriarch mit ihnen machen, was er für gut finde. Als sie einige Tage nachher glücklich entkamen, schrieb der Patriarch augenblicklich nach Konstantinopel: sie sollten für untüchtig zum priesterlichen Amte erklärt werden, und falls diese Strafe ihnen nicht fühlbar genug sei, öffentlich auf belebter Straße, auf dem Boden ausgestreckt, durchgepeitscht werden.

Inzwischen nahm man Bedacht auf den Anfang der gemeinsamen Beratungen. Zunächst schien es nötig, eine Vorfrage zu erledigen. In welcher Form sollte auf dem Konzil die Abstimmung geschehen? — Die Entscheidung einfach in die Hände der Stimmenmehrheit zu legen, wie es auf den früheren Konzilen geschah, war hier nicht thunlich. Denn hier gab es zwei gleichberechtigte Parteien, und die Griechen waren entschieden in der Minderzahl. Um über diesen Punkt sich zu verständigen, sandten die Griechen eine feierliche Deputation an den Papst, welcher jedoch eine ausweichende Antwort gab. Einige Tage nachher ordnete der Papst wieder eine ebenso feierliche Deputation an die Griechen ab, um über die wirkliche Eröffnung des Konzils zu verhandeln, aber ohne daß die von den Griechen erhobene Frage berührt wurde. Wir werden im Nachfolgenden eine eingehende Darstellung dieser Kirchenversammlung geben, welche ein besonderes Interesse für die Geschichte des apostolischen Glaubensbekenntnisses hat. Es blieb aber in den engeren Kreisen der Griechen fortwährend Gegenstand der Erörterung, wie es mit der Abstimmung solle gehalten werden. Gesetzt, daß die Lateiner einräumten, daß die Gesamtsumme ihrer Stimmen soviel gelten solle, wie die Gesamtsumme der griechischen, wie sollte es werden, wenn ein paar Griechen übergingen? Würden alsdann die Lateiner nicht erklären, daß das Übergewicht auf ihrer Seite sei? — So machten sich denn Kaiser und Patriarch anheischig, die

Sache mit dem Papste zu verhandeln; und folgenden Tages traten die Griechen zusammen, um das Resultat der Besprechungen zu erfahren. Sowohl der Kaiser als sein hoher Geistlicher erklärten, daß sie die Frage „auf eine schöne, sehr schöne Weise" (*καλῶς καὶ λίαν καλῶς*) erledigt hätten. Und auf diese Versicherung beschränkten sie sich, ungeachtet alles Fragen, Bittens und Beschwörens. Auf das Bedenken, es möchte nachträglich die Abmachung, bei welcher die Kardinäle nicht zugegen gewesen, für ungültig erklärt werden, erwiderte der Patriarch: man habe ihm beteuert, daß, was der Papst thun, alle guthießen, als komme es von Gott selber („*ἀλλ' οὕτω λέγουσιν ἡμῖν, ὅτι πᾶν ὅπερ ἂν ποιήσῃ ὁ πάπας, οὕτω στέργουσι πάντες τοῖτο, ὡς εἰ παρὰ τοῦ θεοῦ ἐγεγόνει*", Syropul. VI, 11). Nachdem mehrere andere Fragen durch Verhandlungen zwischen dem Kaiser und den Lateinern entschieden waren — denn diese merkten bald, daß der Patriarch nicht viel zu sagen habe —, nachdem z. B. bestimmt worden, daß das Konzil unweigerlich dreimal wöchentlich, und zwar von Tagesanbruch bis zwölf Uhr mittags beraten solle; daß die Diskussion zwischen sechs seitens der Griechen und sechs seitens der Lateiner gewählten Sprechern stattfinden, und daß die Griechen zuerst das Wort führen, die Lateiner darauf antworten sollten: so begannen endlich, am 8. Oktober, im Palaste des Papstes von neuem die Verhandlungen des Konzils. Vergebens hatten die Griechen den lebhaften Wunsch geäußert, daß die Verhandlungen in der Kathedralkirche geführt würden, wo die Eröffnung vor sich ging. Ja, sie konnten es nicht einmal durchsetzen, daß die erste eigentliche Sitzung dort gehalten wurde. Es galt nicht als geziemend, daß der Papst in der Kirche eines anderen Bischofs seinen Sitz einnehme. Man machte außerdem noch diesen Grund geltend, daß der Papst am Podagra leide und es daher ihm unbequem falle, sich in die Kathedralkirche zu begeben.

Die erste Sitzung[30]) wurde gänzlich von einer Rede des berühmten Bessarion, des Bischofs von Nicäa, ausgefüllt. Er rühmt den Eifer des Papstes, des Kaisers, des Patriarchen

bei der Förderung dieser Sache, weist aber alsdann darauf hin, wie das die Ursache vielen kirchlichen Streites sei, daß man die Grenzen der menschlichen Forschung nicht beachte; und in seinem herzlichen Gebete heißt es u. a.: „Heiliger Geist, vergieb uns, wenn wir unbewußt fehlen in unserer Rede, die wir von dir führen; denn du bist unerforschlich und unergründlich.“ — Ein verdrießlicher Vorfall verursachte eine vorübergehende Störung. Der ankommende Kaiser wollte zu Pferde sich weiter vordrängen, als das Zeremoniell erlaubte. Da höfliches Zureden nichts half, so wurde er durch die päpstlichen Diener genötigt, vom Pferde zu steigen; zwei Hofbeamte faßten ihn unter den Armen und führten ihn dergestalt, daß seine Füße den Boden gar nicht berührten; und als sie ihn auf den Thron niedersetzten, „war es nicht anders, als ob sie sich eines schweren Bündels entluden“. Der hierüber sehr aufgebrachte Kaiser erklärte, nicht wiederkommen zu wollen, ehe hinsichtlich des Einganges zu dem Versammlungssaale eine andere Einrichtung getroffen sei. — In der zweiten Sitzung, den 11. Oktober, hatte, im Namen der Lateiner, Andreas, Erzbischof von Rhodos, das Wort; außerdem einigte man sich über den Modus der Verhandlungen. Ein sprachgewandter Grieche, Nikolaos, wurde als Dolmetscher bestellt. Er übersetzte mündlich aus dem Griechischen ins Lateinische, und das mit einem solchen Geschick, daß sowohl er selber als Andreas die Hilfe des heiligen Geistes hierin erkannten *). Die eigentlichen Verhandlungen nahmen in der dritten Sitzung, den 14. Oktober, ihren Anfang. Der Metropolitan von Ephesus, Markos Eugenikos, ließ sich ungefähr also vernehmen: Ein Erblasser setzt bisweilen dem Erben gewisse Bedingungen. Christus hat uns seinen Frieden hinterlassen; seine Bedingung aber ist, daß wir uns unter einander lieben. Diese Bedingung haben die Lateiner nicht erfüllt, da sie auf eigene Hand dem Symbol das „und vom Sohne“ hinzugefügt haben. Jede Hinzufügung ist verwerflich. Nun aber ist die

*) H. Justinianus, p. 90.

Liebe der Lateiner wieder aufgelebt. Durch den Anschluß an die Väter muß man sich vereinen, dadurch, daß man zu jener Zeit zurückkehrt, in welcher kein Schisma war, alle gleichen Sinnes waren. Daher verlangte der Redner, daß die Bestimmungen der sieben ersten Konzilien verlesen werden sollten. Ihm antwortete Andreas von Rhodos. Er brachte die Äußerungen des Markos unter gewisse Nummern — eine öfter angewandte Methode. „Die Liebe der Lateiner sei keineswegs neu; die Päpste hätten jederzeit die Vereinigung mit den Griechen lebhaft erstrebt. Die Kirche habe das Recht, Zusätze zum Symbol zu machen. Er wundere sich, warum Markos die Beschlüsse der Konzilien wolle vorgelesen haben. Über diesen stehe das heilige Evangelium, an welches wir vor allem zu glauben verpflichtet seien." *) Zum Schlusse sagte er: „Da so viele ihm zuhörten, wolle er wenige Worte sagen. Wenn die rechte Zeit dafür sei, werde er zweierlei beweisen: erstens, daß es gar kein Zusatz sei; zweitens, daß, wenn es ein solcher sei, so sei's ein ebenso notwendiger als wahrer." Die vierte Sitzung, den 15. Oktober[31]), verlief in Debatten über jene Forderung betreffs der Akten der früheren Konzile, bis die ganze Frage an eine Spezialkonferenz verwiesen wurde. Diese fand beim Patriarchen statt, bei welchem sich nicht nur die Kardinäle einfanden, sondern auch der Kaiser. Die Lateiner drangen in die Griechen, von ihrer Forderung abzustehen, oder wenigstens zuzugeben, daß die Vorlesung in einer Privatzusammenkunft stattfinde. Aber vergebens. Die Griechen bestanden einstimmig auf ihrem Verlangen **). So wurden denn die Konzilien-Akten in der fünften Sitzung, den 16. Oktober, vorgelesen[32]). Indes legten die Lateiner es darauf an, dieser Sitzung möglichst ihren offiziellen Charakter zu entziehen. Sie fanden sich in geringer Zahl ein; die Lampen waren nicht angezündet; das Evangelienbuch lag verschlossen auf dem Altare; die Statuen

---

*) „Ἐπεὶ πρὸ αὐτῶν ἔστι τὸ ἱερὸν ἐναγγέλιον, ᾧ καὶ μᾶλλον πιστεύειν ὀφείλομεν." Mansi l. c. XXXI, 516.

**) Syropulus l. c. VI, 19.

der Apostel standen nicht, wie sonst, aufrecht, sondern lagen. Während der Vorlesung fügte der Bischof von Ephesus Erklärungen hinzu, welche, wenigstens nach der Meinung der Griechen, einen starken Eindruck hervorbrachten, sogar auf viele der Lateiner. Als die Vorlesung der Akten des siebenten Konzils zu Ende war, legten die Lateiner einen Codex vor, der die Beschlüsse dieses Konzils enthielt. Er war äußerst alt, auf Pergament geschrieben; die Schriftzüge bekundeten sein Alter, welches von einigen, mit alten Schriften vertrauten Lateinern noch speziell bezeugt wurde. Und siehe! in diesem Dokument stand: daß der heilige Geist von dem Vater und dem Sohne ausgeht. Über diese sensationelle Begebenheit sind alle Quellen einig *). Von römisch-katholischer Seite ist behauptet worden, daß der Zusatz wirklich auf dem siebenten allgemeinen Konzil gemacht sei [33]). Die Griechen ließen sich durch diese handschriftliche Version, welche von allen übrigen Codices abwich, nicht überzeugen, und der gelehrte Georgios Gemisthos (mit dem Beinamen Pletho) wies nach: diese Lesart stehe in Widerspruch mit der Voraussetzung, von welcher die tüchtigsten Schriftsteller des Abendlandes bei der Behandlung dieser Frage ausgegangen seien. — Die sechste und die siebente Sitzung wurden den 20. und den 25. Oktober gehalten [34]). Bischof Andreas führte das Wort als Vertreter der Lateiner und nahm mit seiner Rede — welche nur der Kardinal Julian und Markos Eugenikos hin und wieder mit einigen kurzen Bemerkungen unterbrachen — beide Sitzungen in Anspruch. Der Streit zwischen den Griechen und Lateinern habe durchaus seinen Ursprung nicht in besagter Zufügung zum Symbol. Nicht einmal Photius (Patriarch von Konstantinopel und gelehrter Autor, gest. 890) habe diesen Grund angeführt, wiewohl er mit der Lehre der Lateiner über den Ausgang des heiligen Geistes von dem Vater und Sohne sehr gut bekannt war. Bischof Andreas ließ zwar die Behauptung, daß die Änderung schon auf dem siebenten Konzile

*) Syropulus l. c. VI, 19; ferner Mansi, Conc. coll. XXXI, 549; endlich H. Justinianus, p. 97.

gemacht sei, keineswegs fallen; aber dieser Punkt ist es nicht, auf welchen er Nachdruck legt. Es sei gar kein Zusatz gewesen, sondern nur eine Erläuterung. Daß dieses die richtige Benennung sei, könne man schon von Aristoteles lernen. Wenn ein Mann die heilige Schrift erkläre, ob das ein Zusatz heißen dürfe? Griechische Kirchenväter hätten ebensowohl wie lateinische gelehrt, daß der heilige Geist von dem Vater und dem Sohne ausgehe. Nur um einer ketzerischen Auslegung vorzubeugen, habe der Papst sich genötigt gesehen, die erwähnte Erläuterung hinzuzufügen. Die römische Kirche sei die Wächterin des Glaubens; sie allein habe die Verheißung, daß die Pforten der Hölle, das heiße die Ketzereien, sie nicht überwältigen sollen. Wie deutlich sei die Anerkennung dieser Wahrheit bei dem griechischen Kirchenvater Cyrill! Man beklage sich, daß die Erläuterung beschlossen und aufgenommen worden sei, ohne daß die Griechen zu der Versammlung, wo es geschah, eingeladen waren; aber es sei ja durchaus nicht ausgemacht, daß sie nicht eingeladen worden, und überdies sei ihre Gegenwart nicht absolut notwendig gewesen. Man wisse ja, daß auf den verschiedenen Synoden die Anzahl der Synodalmitglieder höchst verschieden gewesen sei*).

In der achten und neunten Sitzung, den 1. und 4. November[35], tritt Bessarion den Lateinern entgegen: „Bischof Andreas' Rede sei zwar ganz geeignet, ihn zu der Besprechung des Dogma selbst aufzufordern. Dem wollten indessen die Griechen ausweichen; sie hielten sich an die Frage, ob den Lateinern das Recht zugestanden habe, die Worte „filioque" dem Symbol beizufügen. Auch er berufe sich auf Aristoteles, um den Unterschied klar zu stellen zwischen Zusatz und Erklärung. Er leugne nicht die Befugnis, das Symbol zu erklären, wohl aber die andere, solche Erklärung als einen Bestandteil des Symbols diesem einzuverleiben. Dürfte man wohl eine Schrifterklärung zum Bestandteile der Schrift machen? Allerdings besitze die römische Kirche ein Vorrecht; aber es

*) Mansi, Conc. coll. XXXI, 551—600.

gebe doch auch Grenzen für das Gebiet desselben. Auf dem dritten ökumenischen Konzile sei es verboten worden, irgendeine Änderung mit dem nicänischen Symbol vorzunehmen. Die nachfolgenden Konzilien hätten sich solche, ungeachtet dringender Veranlassungen, nie erlaubt. Die römische Kirche könne sich nicht eine Befugnis aneignen, die nicht einmal einem allgemeinen Konzile zustehe. Hierauf ergriff nun Bischof Andreas das Wort, um einige angebliche Mißverständnisse des Redners zu berichtigen *). — Die zehnte Sitzung[86]) fand den 8. November statt. Johannes Bischof von Forli kommt auf den Sinn des fraglichen Zusatzes zurück, in welchem er zwar wesentlich auch nur eine Erklärung sieht, aber-zugleich eine Frucht der Entwickelung der christlichen Lehre. Vom Anbeginn der Zeiten her habe in der göttlichen Offenbarung selbst eine solche Entwickelung stattgefunden. Die volle Gnade habe schon in Gottes Verheißung an Abraham geruht, daß alle Geschlechter in seinem Samen sollten gesegnet werden. Die nächste Entwickelungsstufe werde durch den Propheten Jesaias bezeichnet, wenn er weissagt: „Eine Jungfrau soll schwanger werden." Alsdann komme Gabriels Wort an die Jungfrau Maria: „Der heilige Geist wird über dich kommen" u. s. w. Eine ähnliche Entwickelung präge sich in dem nicänischen Symbolum aus, wenn wir es mit dem apostolischen vergleichen. Zusätze zum Symbol seien entweder widersprechende, oder ungleichartige, oder übereinstimmende. Ein widersprechender Zusatz würde es sein, wenn jemand behaupten wollte, daß der Vater erzeugt sei und der Sohn ungeboren; ein ungleichartiger, wenn etwa jemand den Vater als Geometer, den Sohn als Astronomen, den Geist als Arithmetiker benennen wollte. Zwar habe die Gottheit alles [in den drei Personen so oder so sich spiegelnde] Wissen inne; aber Benennungen, wie die angeführten, würden so wenig mit der heiligen Schrift als mit dem Sprachgebrauche der Väter übereinstimmen. Nur solche Zusätze seien durch das

---

*) Mansi, Conc. coll. XXXI, 601—626; H. Justinianus, p. 98—109.

dritte allgemeine Konzil verboten. Bonaventura (der Doctor seraphicus, gest. 1274) habe recht, wenn er dafür halte: unmöglich könne es der Kirche bis zum Ende der Welt verwehrt werden, Teile des Symbols klarer zu stellen und eine Erklärung in das Symbol aufzunehmen, um die Verbreitung von Ketzereien hierdurch zu hindern, vorausgesetzt, daß jene auf gesetzliche Weise und unter dem Vorsitze dessen versammelt sei, welcher alle Herrschaft nnd Machtvollkommenheit über die ganze Kirche in sich vereinige. Auch dem Konzil in Ephesus sei es verboten gewesen, von dem apostolischen Symbol irgendetwas fortzunehmen oder ihm zuzusetzen; und doch wissen wir, daß dies geschehen sei mit den Worten „niedergefahren zur Hölle", welche Worte vom Konzil zu Nicäa ausgelassen worden *). — In der elften Sitzung[87]), welche den 11. November stattfand, ergreift Bischof Andreas wieder das Wort. Das Konzil zu Nicäa habe den Glauben betreffende Bestimmungen gegeben, die nicht in dem apostolischen Symbolum enthalten waren, und doch sei zwischen den beiden Symbolen kein Widerstreit gewesen: denn das nicänische Konzil habe nur ausgesprochen, was, obgleich nicht ausdrücklich in dem apostolischen Symbolum hervorgehoben, doch durchaus und unleugbar in ihm lag und mit Notwendigkeit aus ihm folgte. Das Recht, solche Erklärungen zu geben, könne weder den allgemeinen Konzilien, noch der römischen Kirche abgesprochen werden. Diese Kirche habe solche Vollmacht besessen in Kraft jenes göttlichen Befehles: „Weide meine Schafe"; und diese Vollmacht sei von Konzilien und Kirchenvätern anerkannt worden. — Hierauf kam Kardinal Julian zum Worte. Er wolle schlicht und volkstümlich reden: denn auch Nichtgeistliche seien Mitglieder des Konzils; da aber seine Rede vielleicht nicht mit der verabredeten Geschäftsordnung und Weise harmoniere, so wolle er zuvor fragen: ob jemand etwas dagegen habe? Der griechische Kaiser rief: „Rede, Kardinal, rede!" Dieser

*) Mansi, Conc. coll. XXXI, 627—645; H. Justinianus, p. 109—120.

fährt fort: „Um ein Gesetz zu verstehen, müsse man Sinn und Meinung des Gesetzgebers kennen; und diese werde erst dadurch klar, daß man wisse, unter welchen Umständen das Gesetz entstanden sei. Was nun das Verbot aller Zusätze zu dem nicänischen Glaubensbekenntnisse betreffe, gelte es gegen alle Zusätze, oder nur gegen solche, die wider die Lehre des Glaubensbekenntnisses streiten? Diese Frage werde durch das, was auf dem Konzil zu Ephesus vorging, beantwortet. Zwei Anhänger des Nestorius, Anastasius und Photius, hatten einen gewissen Jakob ausgesandt, um die nestorianische Ketzerei zu predigen; und dieser hatte ein Bekenntnis, welches mit Fug und Recht ein Unglaubensbekenntnis heißen darf. Dieses wurde von Charisius auf dem Konzile zu Ephesus vorgelesen und von demselben verdammt. Daneben aber verlas Charisius sein eigenes Glaubensbekenntnis, welches in manchen Stücken von dem nicänischen abwich; dieses wurde nicht von dem Konzile verdammt, weil die Abweichungen keine solche in der Lehre waren. Hieraus ersieht man deutlich, daß das Verbot des Konzils nur von ketzerischen (grundstürzenden) Zusätzen gemeint ist. Auf dem dritten Konzile wird verboten, nicht allein etwas anderes vorzubringen, sondern auch nur zu denken, abweichend von dem, was in dem nicänischen Symbol stehe. Aber muß man denn nicht einzig und allein von Gott dem Herrn sagen, daß er ewig und unwandelbar ist, wie nichts anderes in der Welt? — Dazu lautet das Verbot allgemein; es umfaßt auch die Laien, so daß es gewiß nicht bloß das feierliche, kirchliche, sondern auch jedes rein private, gelegentliche Bekenntnis angeht. Dieses sollte doch wohl nicht seinem Wortlaute nach an das nicänische Symbol gebunden werden. Es leuchtet also ein, daß der Sinn bei dem Verbote dieser ist: es dürfe nichts geglaubt oder gelehrt werden, was mit dem genannten Symbol streite. Außerdem muß man daran erinnern, daß das konstantinopolitanische Konzil, welches Veränderungen mit dem nicänischen Symbol vornahm, auf dem Konzile zu Ephesus gar nicht erwähnt wird. Woher dieses Schweigen? Sollte man das Konzil zu Konstantinopel ver=

gessen, oder gar die Bestimmungen desselben verworfen haben? — Nein, das Schweigen rührte daher, daß man diese, trotz der vielen Veränderungen, als in dem nicänischen Symbole schon mitbefaßt ansah, also daß, wer das eine liest, in Wirklichkeit auch das andere lese. Will man denn die konstantinopolitanischen Lehrbestimmungen doch nicht verwerfen, nimmt man nicht an, daß sie in Ephesus verdammt seien, nun, so kann man auch nicht, um des dortigen Konzils willen, ohne weiteres den Zusatz „filioque“ verwerfen. Bei solcher Bewandtnis der Dinge kann man nicht umhin, zu untersuchen, ob es wahr sei oder unwahr, daß der heilige Geist von dem Vater und dem Sohne ausgeht“ *). — Die zwölfte Sitzung[38]) wurde den 12. November gehalten. Hier zum erstenmale kam es zwischen Markos Eugenikos einerseits und Kardinal Julian anderseits zu einer wirklichen Diskussion, welche sich hauptsächlich um die zuletzt berührten Fragen bewegte. Man erkannte endlich an: der nächste und unerläßliche Schritt in der gegenwärtigen Verhandlung werde sein, zu erörtern: ob die römische Kirche mit dem Papste an ihrer Spitze die fragliche Veränderung habe vornehmen dürfen? Und hierdurch wurde man zu einem anderen kirchlichen Thema hingeführt, nämlich dem päpstlichen Supremat **).

Aus den Akten des Konzils ersieht man, daß der Kaiser wiederholt den Verhandlungen desselben beigewohnt hat, wie er denn in vier Sitzungen sogar redend angeführt wird. Daß er nicht jedesmal teilgenommen hat, ergiebt sich aus seinen eifrigen Jagden, welche nicht nur den Besitzern der Waldungen, sondern auch der übrigen Bevölkerung Anlaß zu Beschwerden gaben. Inzwischen war aber auch in der Zahlung der Monatsgelder an die Griechen eine fühlbare Pause eingetreten. Mehrere derselben litten wirkliche Not und mußten ihre Kleider

---

*) Mansi l. c. XXXI, 645—656; H. Justinianus, p. 120—129.

**) Mansi l. c. XXXI, 657—685; H. Justinianus, p. 129—140.

verkaufen, um leben zu können. Und sogar in der Person ihres Kaisers sollten sich die Griechen gedemütigt sehen. Die Sitzung am 27. November war besonders vollzählig: denn Gesandte des Herzogs von Burgund sollten Audienz haben. Auch der Kaiser hatte sich eingefunden. Die Gesandten wurden eingeführt; sie küßten Fuß, Hand und Wange des Papstes, überreichten ihm ein Schreiben ihres Herrn und hielten an ihn eine Rede. Aber sie thaten, als sei ein Kaiser gar nicht anwesend; sie grüßten ihn nicht einmal, weder beim Kommen noch Gehen. Der Kaiser erklärte in seiner Entrüstung, nicht wieder erscheinen zu wollen, wenn er nicht Genugthuung erhalte. Der Papst vermochte die Gesandten (so lautet der griechische Bericht), in des Herzogs Namen ein Schreiben an den Kaiser abzufassen. Da jedermann wußte, wie dieses zuwege gebracht war, so wurde dem Kaiser von seinen Vertrauten geraten, es nur in einer Privataudienz, in seiner Wohnung, entgegenzunehmen. Hierauf wollte der Kaiser sich nicht einlassen. So wurde es denn vor versammeltem Konzil überreicht; aber die Griechen bemerkten mit Verdruß, daß die Gesandten sich nicht sonderlich vor ihrem Kaiser verneigten und, was noch ärger war, kein einziges Wort hinzufügten. Schweigend, wie sie gekommen, kehrten sie ihm auch wieder den Rücken. Eine solche Satisfaktion ist schlimmer als die vorangegangene Kränkung *). Jedoch ward den Griechen wenigstens eine Freude. Einige Einsiedler hatten sich bei den Sitzungen des Konzils eingefunden, und sie fanden, daß das Recht auf Seiten der Griechen sei. Da es aber verlautete, daß sie ihre Ansicht auch unter der Bevölkerung laut werden ließen, so erhielten sie vom Papste selbst eine scharfe Zurechtweisung. Sie hätten ihren Andachtsübungen obzuliegen, anstatt über theologische Fragen mit den Leuten zu reden, über deren Verstand dergleichen hinausgehe **) [39].

---

*) Mansi, Conc. coll. XXXI, 685—688; Syropulus l. c. VI, 22.

**) Syropulus l. c. VI, 23.

In der vierzehnten Sitzung[40]), den 4. Dezember, wurden die Verhandlungen vom Kardinal Julian und von Markos Eugenikos geführt. Die Diskussion ward so lebhaft, daß der griechische Kaiser ein paarmal sich veranlaßt fand einzuschreiten. Markos behauptete: das Verbot der Änderungen im Symbol sei ein absolutes, gelte also erklärenden Zusätzen, so richtig sie an sich sein möchten. Julian entgegnete, ein wirklich absolutes Verbot würde auch alle Privatsymbole ausschließen. Und doch habe das ephesinische Konzil keineswegs jenes Symbol des Charisius verworfen, welches unstreitig von dem nicänischen abwich. Dazu habe das Konzil von Chalcedon erklärt, daß das Verbot den Ketzern gelte, nicht den wahren Gläubigen; und nur, wer die Lehre der Väter fälsche, verfalle der Strafe. Er ließ sich sogar zu der Behauptung hinreißen: jedes private Glaubensbekenntnis werde ja dadurch zu einem allgemeinen Symbol, daß es auf einem allgemeinen Konzil vorgelesen und beifällig aufgenommen werde. Insbesondere ist seine Äußerung[41]) bemerkenswert: der Gebrauch eines gemeinsamen Symbols bei der Taufe sei von keiner wesentlichen Bedeutung; es genüge, daß man taufe in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes *). So bemühte er sich, die Bedeutung des fraglichen Zusatzes in allerlei Weise abzuschwächen.

Die fünfzehnte Sitzung[42]), den 18. Dezember, wurde mit einem Berichte, der vom Kaiser ausging, eröffnet, des Inhalts: er habe sich bei dem Papste darüber beschwert, daß die Lateiner gar zu weitschweifig seien, so daß die Griechen nicht Raum und Zeit fänden, nach Wunsch zu antworten; der Papst habe ihm zugesagt, daß Wandel hierin geschafft werden solle. — Markos, welcher zuerst das Wort erhielt, machte geltend, die Einheit der Kirche erfordere, daß alle Christen ein und dasselbe Symbol hätten. Stände es jedem frei, mit erklärenden Zusätzen zu kommen, dann würde Verschiedenheit der Rede alsbald auch verschiedene Denkweise herbeiführen, und die Ketzer

---

*) H. Justinianus, Acta conc. Flor. (Romae MDCXXXVIII), p. 148—160.

würden die Freiheit mißbrauchen, um Änderungen in der Lehre auf die Bahn zu bringen. Was die Meinung des dritten Konzils bei dem Verbote gewesen sei, ersehe man am besten daraus, daß es, ungeachtet gegebener Veranlassung, dennoch nicht gegen die Nestorianer die „Mutter Gottes“, als Beinamen der Jungfrau Maria, in das Symbol aufgenommen habe. Ihm tritt Kardinal Julian heute mit einer langen Rede entgegen, aus welcher hier nur so viel erwähnt sei. Aus Aktenstücken der römischen Archive sucht er nachzuweisen, daß schon auf dem Konzil zu Nicäa beschlossen sei, niemand dürfe ein anderes Glaubensbekenntnis aufstellen als das auf dem Konzil angenommene. Da nun das konstantinopolitanische Konzil dennoch ein anderes aufgestellt habe, so sei es einleuchtend, was allein abgewehrt werden sollte, nämlich ein solches Glaubensbekenntnis, das dem damals angenommenen widerstreite. Natürlich sprachen die Griechen hierzu wieder ihr Nein. Kardinal Julian berief sich aber noch weiter auf einen Brief des Patriarchen Tarasius, welchem das siebente Konzil zugestimmt habe; und hier stand, daß „der heilige Geist von dem Vater ausgehe durch den Sohn“ *).

Auch in der sechzehnten Sitzung, den 13. Dezember, traten die nämlichen zwei Kämpfer wider einander auf; und unleugbar hat hier Kardinal Julian den Standpunkt der Griechen siegreich bekämpft. Hatten die letzteren eingeräumt, daß es einzelnen zustehe, persönliche Bekenntnisse abzufassen, die von dem nicänisch-konstantinopolitanischen abwichen: nun, so werde die Kirche doch dasselbe Recht besitzen, wie der Einzelne. Es widerspreche einem gesunden Rechtsbegriffe, daß ein Gesetzgeber sich selbst und seine Nachfolger dermaßen sollte binden dürfen, daß keinerlei Änderungen jemals in gegebenen Gesetzen möglich seien. Nach der Auffassung der Griechen galt das mehrerwähnte Verbot nicht anderen, nicht Privatpersonen, sondern den künftigen Konzilien. Man sage, daß ebenso wenig wie zur heiligen Schrift jemand zum Symbole einen Zusatz machen dürfe. Wenn nun

*) H. Justinianus, Acta etc., p. 161—174; cf. p. 98.

aber Christus selber komme: werde man auch ihm solches verwehren? (Nun aber kommt er selber, in seinem Geiste, durch die Konzilien.) — Man behaupte doch ja nicht, daß der Zusatz: „und von dem Sohne" die eigentliche Ursache des Schismas sei: es sei Thatsache, daß die römische Kirche schon lange vor dem Schisma das Symbol mit diesem Zusatze abgesungen habe. Dieses gehe aus einem Briefe des Papstes Hormisdas an Kaiser Justin hervor, welcher zur Zeit des fünften Konzils lebte (im sechsten Jahrhundert), so wie aus den Beschlüssen des Konzils zu Toledo, dem (auf dem siebenten Konzil verlesenen) Briefe des Tarasius, der Lehrweise Augustins und Ambrosius' hinlänglich hervorgehe. Die betreffenden Aussprüche der letzteren seien lange vorher, ehe das dritte Konzil stattfand, der Kirche wohlbekannt gewesen. Die Griechen hätten auch lange zuvor gewußt, daß die römische Kirche dieser Lehre huldige, und daran ebenso wenig Anstoß genommen wie an einer Anzahl ihrer eigenen Kirchenväter, bei denen sich dieselbe Lehre nachweisen lasse *).

Die hier gegebene Darstellung zeigt, wie die streitenden Parteien entgegengesetzte Standpunkte einnahmen, die keine Vermittelung zuließen. Die Griechen hielten das Symbol in seiner ursprünglichen, unveränderten Gestalt fest. Darf man sich hierüber wundern? Sie waren auf dasselbe getauft. Markos Eugenikos beschwor die Lateiner bei Jesu Christo, welcher uns geliebt hat, da wir noch Sünder waren, das Symbol ihnen so zu lassen, wie es ihnen anvertraut sei, da man anvertrautes Gut nicht fälschen dürfe. Auf diese bewegliche Mahnung schwieg Kardinal Julian. Und wenn der erstere weiter sagte: man könne ja die fragliche Lehre (das „filioque") immerhin in einem besonderen Dekrete genehmigen und dieselbe in Hymnen und sonst zum Ausdruck bringen, ohne mit dem Symbol eine Änderung vorzunehmen; so antwortete wiederum Julian, daß, falls die Lehre unrichtig sei, sie nirgendwo zugelassen werden dürfe, dagegen, wenn sie richtig sei, sie auch im

*) H. Justinianus, Acta etc., p. 175—187.

Symbole ihren Platz finden dürfe*). Inbetreff der Lehre selbst waren also die Griechen keineswegs so sicher wie in der anderen Frage wegen der Aufnahme ins Symbol. Mehrere derselben hegten geheime Zweifel, ob die Lateiner nicht vielleicht recht hätten. Selbst der Patriarch entbot den Gemistius zu sich, vor dessen Gelehrsamkeit und tiefer dogmatischer Einsicht er die größte Hochachtung fühlte, und beschwor ihn unter vier Augen bei seiner Seligkeit, ihm offen zu sagen, welche der beiderseitigen Lehrweisen ihm als die richtigere erscheine. Indem man aber so seitens der Griechen anfing, die Richtigkeit und Unrichtigkeit der Lehre gegen einander abzuwägen, geriet man sichtlich auf eine Bahn, auf welcher es eben nicht ferne lag, auch die Aufnahme derselben ins Symbol zuzugestehen. Daher machte sich bei den Griechen die Ansicht geltend: es sei das Geratenste, alle Verhandlungen abzubrechen und nach dem Oriente zurückzureisen. Dieser Ansicht war indessen der Kaiser nicht. Die Union sollte einmal zustande kommen, weshalb man den Lateinern entgegenkommen und sich auf eine Behandlung der Lehre selbst einlassen müsse. Und ihm stand Bessarion, Bischof von Nicäa, zur Seite, so daß der Ausschlag nicht zweifelhaft sein konnte. — Schon lange waren Gerüchte umgegangen, man beabsichtige das Konzil nach Florenz zu verlegen, wodurch bei den Griechen jener Wunsch der Heimkehr noch lebhafter ward. Sie setzten dem Patriarchen in diesem Sinne eifrig zu. Nachdem er sich ihren Vorstellungen lange entzogen hatte (seit dem 10. August vom Wechselfieber geplagt, welches ihn in seiner Schwäche ein tiefes Schweigen beobachten ließ), gab er endlich nach und ließ durch eine Deputation dem Kaiser die Bitte vortragen, daß ihm selbst, sowie den übrigen geistlichen Mitgliedern der Synode, die Erlaubnis zur Rückkehr erteilt werden möge. Der Kaiser wurde darüber aufgebracht und gab auch einer zweiten Deputation die gleiche, kurz abweisende Antwort. Aber die peinliche Lage, in welcher die Griechen sich befanden, ließ sie dennoch in ihren Bemühungen

*) Mansi l. c. XXXI, 689—692.

ausharren. Außer der Erfolglosigkeit der Synodalverhandlungen wirkten auf ihre Gemüter die drohenden Zustände in ihrer Heimat. Im nächsten Frühjahre durfte man einen Angriff Murads auf Konstantinopel erwarten. Als eine dritte Deputation sich auf den Weg machte, um den Kaiser auf einem seiner Jagdzüge aufzusuchen, kam dieser unerwartet zur Stadt und pflog mit dem Patriarchen eine sehr lange Beratung, jedoch — wenigstens nach des letzteren Versicherung — von ganz anderen Dingen. Derselbe scheint ein falsches Spiel gespielt zu haben, zumal er allen Bischöfen wenig traute. „Der Kaiser braucht nur zu winken" — hat er einmal gesagt —, „so fallen sofort alle ihm zu." Besagte Deputation, von dem Patriarchen dazu ermutigt, verfügte sich zum Kaiser. Der Empfang war nichts weniger als freundlich; namentlich bekamen die Erzbischöfe die heftigsten Vorwürfe zu hören. Der Kaiser schlug sich alles aus dem Sinne, indem er nach wie vor jagte. Es war Winter geworden. Das Gefolge litt äußerst durch die Kälte. Die Mönche, in deren Kloster der Kaiser während dieser Jagden hauste, fühlten sich höchst beschwert; die Bauern klagten über die Verwüstung ihrer Felder. Eines Tages entstand zwischen einigen Soldatenkindern und einem jungen Mönche ein Streit, welcher zu einer Schlägerei ausartete. Auf der einen Seite rotteten sich Soldaten, auf der anderen Mönche zusammen. Es ward ein allgemeiner Kampf; die Sturmglocke läutete; die Bewohner der Nachbarschaft strömten bewaffnet herbei. Zwar wurde der Streit beigelegt; aber diese kleine Affaire verleidete dem Kaiser den Aufenthalt im Kloster. Er entsagte der Jagd und zog wieder nach Ferrara, wozu ihn zugleich ein ernstes rheumatisches Leiden bestimmen mochte.

Die Griechen hielten unter Vorsitz des Patriarchen Zusammenkünfte; und, mit Ausnahme des Bischofs von Nicäa, waren alle darin einig, daß, da die Aufnahme des „filioque" in das Symbol selbst unthunlich sei, man auch von einer weiteren Verhandlung über die Lehre abstehen müsse. So beschloß man, den Kaiser um die Bestätigung dieses Beschlusses zu ersuchen; und falls er diesen nicht selbst an den Papst

mitteilen wolle, so möge er doch gestatten, daß solches seitens der geistlichen Behörde geschehe. Auch dieses Mal fuhr der Kaiser auf und rügte, daß man ohne seine Erlaubnis eine Beratung angestellt und alsdann nicht einmal ihn hierzu eingeladen habe. Einige Zeit nachher fand in des Kaisers Gegenwart eine Zusammenkunft statt. Während aber der Patriarch hier den angeführten Beschluß, auch dem Kaiser gegenüber, festhielt, bewiesen nur drei der anderen gleiche Standhaftigkeit. Selbst der Bischof von Ephesus stimmte dafür, daß man zu der eigentlichen Prüfung der Lehre selbst übergehen solle. Diese alle hatten sich dem Einflusse des Kaisers gebeugt, vermutlich auch daneben berechnet, daß die Kosten für die Heimreise ihnen selbst doch unerschwinglich sein würden.

Das Gerede von der Verlegung des Konzils erhielt sich. Der Kaiser aber that fortwährend, als wisse er davon nichts. Die Situation war für die Griechen eine ganz eigene. Ihre hartnäckige Opposition war einmal gebrochen. So erkühnte man sich denn, ihnen immer mehr zuzumuten, namentlich, daß sie die Nachbarschaft Venedigs, also die Küste des Adriatischen Meeres, dessen Wogen auch ihre heimischen Küsten bespülten, verlassen und sich nach der entgegengesetzten Seite Italiens verfügen sollten. Was sollte aus ihnen werden, wenn sie sich mit den Lateinern nicht einigten? Besaß doch der Kaiser nicht einmal die Mittel zur Ausrüstung eines einzigen Schiffes, welches ihn mit seinen Nächsten nachhause bringen könnte. In Florenz waren die Griechen der Gefahr ausgesetzt, vom Papste festgenommen und als Ketzer bestraft zu werden, die ihm und dem Konzile ungehorsam seien. Zu flüchten ward überdies immer schwieriger. Der Kaiser, welcher das Heimweh der Griechen kannte, hatte kundgegeben, daß jedes Schiff, das ohne seine Erlaubnis griechische Synodalmitglieder mitnehme, verbrannt werden solle*). Dazu war der ökonomische Notstand ein sehr schlimmer, denn seit fünf Monaten hatten sie die versprochenen Diäten nicht erhalten.

*) Syropulus l. c. VII, 15.

Die Übersiedelung nach Florenz war beschlossene Thatsache. Der Papst versah die griechischen Mitglieder des Konzils mit Geld und sandte außerdem 19,000 Dukaten nach Konstantinopel *). Den Griechen stellte man vor, daß der Umzug in ihrem Interesse sei. Wenn der Papst ihnen gegenüber im Rückstande geblieben, so sei er entschuldigt. Seine bisherige Geldverlegenheit rühre besonders daher, daß Nicolao Piccinino sich zweier seiner Städte bemächtigt habe. Nun hätten zwar die Florentiner ihm versprochen, Geld vorzustrecken, aber die ausdrückliche Bedingung gestellt, daß das Konzil nach ihrer Stadt übersiedele **).

Am 12. Januar 1439 wurde dann die beschlossene Übersiedelung in derselben Kirche proklamiert, in welcher die feierliche Eröffnung des Konzils stattgefunden hatte. Offiziell wurde dabei die Pest als Motiv angeführt. Indessen, da die Seuche damals, wenn auch nicht aufgehört, doch seit zwei Monaten merklich nachgelassen hatte, so erkannten wenigstens die Griechen hierin, jedoch vielleicht mit Unrecht, einen bloßen Vorwand, und als den wahren Beweggrund vielmehr, daß man in Florenz sie besser in der Hand zu haben meine, insbesondere damit sie nicht entwischten. Und in letzterer Hinsicht waltete freilich eine stete Furcht. Nach ihrer Ankunft in Florenz wurde den Griechen aus Ancona und Venedig von Freunden geschrieben, es sei verfügt worden, daß die Griechen während der Dauer des Konzils auf die Stadtmauern beschränkt sein sollten. Als Bischof Bessarion eines Tages einen Spazierritt machen wollte, wurde er am Thore angehalten. Auf Ersuchen des griechischen Kaisers hatte der Magistrat verordnet, daß kein Grieche zu Pferde die Stadt verlassen dürfe.

Eine um dieselbe Zeit erlassene Bulle des Papstes führte an: man siedele aus dem Grunde nach Florenz über, weil man ein Wiederaufleben der Seuche im nächsten Frühjahre befürchte; und der Kaiser (ohne seinerseits die mißlichen Geldverhältnisse

*) Mansi l. c. XXXI, 701.

**) Syropulus VII, 12. Mansi l. c. XXXI, 692—700.

zu verhehlen) betonte es den Seinen gegenüber, daß bei den Lateinern niemals ein Konzil dürfe verlegt werden, als der Pest, der Hungersnot oder eines feindlichen Überfalls wegen *). Übrigens mochte auch der Papst sich in Ferrara nicht mehr ganz sicher fühlen. Im Jahre 1438 hatte seine Lage sich verschlimmert. Er lag im Kriege mit Mailand. Am 21. Mai öffnete Bologna den mailändischen Truppen seine Thore und setzte eine neue republikanische Regierung ein. Faenza, Jonola und Forli folgten dem Beispiele Bolognas und empörten sich. Auch mochte er schon damals gegen seinen Statthalter zu Rom, Vitelleschi, einen geheimen Argwohn gefaßt haben; später wurde dieser beschuldigt, sich in verräterische Unterhandlungen mit dem mailändischen Oberfeldherrn, Nicolao Piccinino, eingelassen zu haben. Aber auch hiervon abgesehen, hatte der Papst mehr als eine Ursache, zu wünschen, daß er näher bei Rom sein möge. Als er den 16. Januar 1439 sich von Ferrara auf den Weg nach Florenz begab, heißt es, da that er anfangs, als wolle er desselben Weges reisen, wie seine Dienerschaft und Gepäck; als er aber eine Strecke gefahren war, verkleidete er sich und kam mit 28 Mann nach Florenz, „indem er“, wie der griechische Geschichtsschreiber in charakteristischer Weise bemerkt, „einen Hinterhalt fürchtete, ὁ μακαριώτατος“ (d. i. er, welcher der Seligste heißt) **). Indessen nach einer anderen, etwas ausführlicheren Schilderung ***) ging die Abreise des Papstes ganz anders vor sich. In feierlichem Zuge verließ er die Stadt, mit zwölf weißen Pferden und fünfzig Fackelträgern. Der Markgraf von Ferrara ging zu Fuß und führte das Pferd des Papstes. Dieser gelangte an jenem Tage nach dem Kloster des Antonius in der Nähe des Po. Am folgenden Tage bestieg er ein Flußschiff und segelte bis Modena. Hier schlossen sich ihm seine Kriegstruppen an, mit welchen er über Land die Reise nach Florenz vollendete.

---

*) Mansi l. c. XXXI, 700.

**) Syropulus l. c. VII, 15.

***) Mansi l. c. XXXI, 701.

Der kurze Bericht des Syropulus erscheint hiernach ungenau. Wohl aber läßt sich annehmen, daß der Papst die Einwohnerschaft Ferraras inbetreff seiner Reiseroute irre zu führen suchte, damit seine Feinde ihm nicht auf die Spur kommen möchten.

Wenn also für den Umzug des Konzils verschiedene Gründe zusammenwirkten, so wirkte hauptsächlich doch wohl dieses Motiv, daß Florenz im ganzen für die päpstliche Administration gelegener war, ein Motiv, das bei der längeren Ausdehnung und Dauer des Konzils an Bedeutung gewinnen mußte. In den Handbüchern der Geschichte wird jener offizielle Grund, die Pest, allein geltend gemacht [41].

IV.

Das Konzil zu Florenz.

Am 15. Februar 1439 hielt der Kaiser in Florenz seinen feierlichen Einzug, und zwar von einem in seiner Nähe gelegenen Kloster aus, in welchem auch der ungemein reisemüde, körperlich und geistig erschöpfte Patriarch ein Unterkommen gefunden hatte. Straßen, Fenster, Dächer waren voll Menschen, die in festlicher Kleidung jubelnd ihm ihren Willkommen darbrachten. Beim Beginne des Festzuges war glänzender Sonnenschein; nach und nach aber bewölkte sich der Himmel; es fielen einige Tropfen, es fing zu regnen an, woraus ein Platzregen ward, so daß der Kaiser völlig durchnäßt den für ihn bestimmten Palast erreichte. Ein Bild der mit der Abreise verknüpften Hoffnungen und der Ausbeute, die bei der Heimkehr gewonnen war.

Nach dem Wunsche der Griechen sollte man in Florenz zuvörderst dadurch eine Einigung erstreben, daß eine kleinere Anzahl von Mitgliedern zu nicht öffentlichen Beratungen zusammenträte. Der Patriarch war krank, seine Füße angeschwollen; und obgleich die Zusammenkunft aus diesem Grunde bis zum 26. Februar ausgesetzt wurde, konnte er auch alsdann nicht teilnehmen. Die Verhandlung fand statt zwischen dem griechischen Kaiser und dem Kardinal Julian, wobei es auffallend ist, in welchem überlegenen Tone dieser die Majestät anredete. Der Kaiser erklärte, daß, wenn die Griechen jetzt auf die Be-

sprechung der Lehre selbst eingingen, sie es mit dem Vorbehalte thäten, später auf die bisher behandelte Frage, nämlich ob überhaupt ein Zusatz zum Symbol erlaubt sei? zurückzukommen, da sie in dieser Beziehung noch nicht das letzte Wort geredet hätten. Der Kardinal antwortete, daß das, was die Griechen bisher gesagt, mit einleuchtenden Gründen widerlegt worden sei. Hätten sie sonst etwas auf dem Herzen, so möchten sie es nur sofort vorbringen, damit es gleichfalls widerlegt werde*). Des Kaisers Wunsch war, daß engere Ausschüsse sich mit den Verhandlungen befassen sollten. Er ernannte sieben Griechen, die mit ebenso vielen Lateinern zusammentreten sollten. Hierauf wollte indes der Papst nicht eingehen; er verlangte große, öffentliche Sitzungen. Unstreitig war das vom Kaiser vorgeschlagene Verfahren das geeignetere, um zur Einigkeit zu führen; aber im Interesse des Papstes lag es, der großen Stadt Florenz, in welcher damals ein reges, geistiges Leben war, zu imponieren, und hierdurch wieder einen Eindruck auf das Baseler Konzil und die ganze Christenheit zu machen. Den Glanz großer, öffentlicher Versammlungen forderte er als den wohlverdienten Lohn seiner Anstrengungen und Opfer. Solcher Versammlungen wurden denn auch sechs gehalten, nämlich den 2., 5., 7., 10., 14. und 17. März[45]). Die Verhandlungen fanden fast ausschließlich zwischen Markos Eugenikos und dem Dominikanermönche Johannes statt. Daneben kommen nur einzelne zerstreute Äußerungen anderer vor, als des Andreas v. Rhodos, des Bessarion, des Kardinals Julian, endlich auch des Kaisers**). Die beiden letztgenannten machten sich gewissermaßen als Leiter des Ganzen geltend. Als der Kaiser einmal den Verhandlungen über ein Thema ein Ende machen wollte, verbot er dem Markos Eugenikos, zu antworten, und dieser gehorchte. Der Papst selber nahm das Wort nur ein ein=

*) Mansi, Conc. coll. XXXI, 704—717. — H. Justinianus, Acta etc., p. 191.

**) Mansi l. c. XXXI, 754. 763. 768. 802. 823. 826. 827. 830. 855. 866.

ziges Mal, und zwar in einer mißlichen Verhandlung darüber, ob einer seiner Vorgänger einen Betrug begangen habe*). Und es war eben ein besonders großer Zuhörerkreis zugegen**).

Den eigentlich ausschließlichen Gegenstand der Beratungen bildete die Frage: ob der heilige Geist vom Vater allein ausgehe, oder vom Vater und dem Sohne.

Hat diese Frage eine religiöse Bedeutung? — Alle, die wir dessen gewiß sind, uns nicht im Zustande der Selbsttäuschung zu befinden, wenn wir des heiligen Geistes tröstende, erleuchtende, stärkende, heiligende Kraft in unserem Inneren erfahren, sind zugleich davon überzeugt, daß diese Wirksamkeit des Geistes nicht außerhalb der geschichtlichen Offenbarung in dem Sohne liegt, und daß, wenn der Geist zu uns kommt, er von dem Vater und dem Sohne kommt. Hielten wir an dieser Überzeugung nicht fest, glaubten wir, der Geist komme zu uns, ohne daß bei seiner Sendung der Sohn beteiligt sei, so zerrisse ja das Band zwischen uns und dem Erlöser, und er stünde alsdann nicht mehr uns gegenüber als der wahre und einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen. Indessen war damals die Rede nicht von der Offenbarung und Wirksamkeit des Geistes in der Zeitlichkeit, sondern von seinem ursprünglichen, ewigen Verhältnis zu dem Vater und dem Sohne. Ist dieses aber nicht ein Verhältnis, das über den Bereich unserer Vernunft hinausliegt? Ja, gewiß. Das Geschöpf vermag das Nicht-Geschaffene wohl zu umfassen mit der ganzen Liebe des Gemütes und dadurch mit demselben in Gemeinschaft zu treten; aber mit seiner Vernunft kann man es nicht erfassen. Dieses Erfassen oder vollkommene „Erkennen" ist dem Schauen vorbehalten. Unsere Sprache ist eine Bildsprache: denn wir sind genötigt, Worte, die aus der Natur und dem Menschenleben geschöpft sind, zu gebrauchen. So hatte der Mönch Johannes

*) H. Justinianus, Acta etc., p. 218.
**) Mansi l. c. XXXI, 871.

durchaus recht, als er dort sagte *): „Die geschaffenen Dinge erklären uns die ungeschaffenen; und wir stellen die menschlichen und anderen geschaffenen Dinge als Gleichnisse der himmlischen, unbegreiflichen hin. — Haben wir denn die Wahrheit gar nicht, weil wir nur ein Abbild derselben haben? Ja, denn wir haben ein solches Abbild der Wahrheit, wie diese sich in dem menschlichen Inneren notwendig abspiegeln muß. Indem wir dieses Abbild festhalten, halten wir die Wahrheit fest. Wir besitzen einen Lichtstrahl der Ewigkeit, wiewohl dieser Strahl, wenn er in unsere Seele herabfällt, sich bricht. Die Offenbarung in der Zeit hat ihren Ankergrund in der Ewigkeit. Alle Lehrbestimmungen über den dreieinigen Gott kommen Bedürfnissen der erlösten Seele entgegen. Wir glauben auf Grund persönlicher Erfahrung, daß Gott in Wahrheit sich in Jesu von Nazaret geoffenbart hat, und ausgehend von diesem Glauben nehmen wir das Zeugnis des Wortes an, daß er von Ewigkeit der eingeborene Sohn Gottes ist. Aus demselben Grunde müssen wir einen Ausdruck finden für das Verhältnis des Geistes zu dem Vater und dem Sohne. Nach dem vorhin Gesagten müssen wir bekennen, daß das religiöse Bewußtsein seine vollkommenste Befriedigung in dem Glauben findet, daß der heilige Geist von dem Vater und dem Sohne ausgeht."

Wir wollen suchen, die lange Verhandlung zwischen Markos Eugenikos und dem Mönche Johannes ihrem wesentlichen Inhalte nach wiederzugeben. Ihr Zwiegespräch stellt uns in gewisser Hinsicht ein Bild jener Zeit dar.

Darüber war man einig geworden, daß die vorliegende Frage von dem Ausgange des Geistes gleichbedeutend sei mit der Frage: ob der Vater allein die Ursache sei von dem Werden des Geistes, oder der Vater und der Sohn? Auch darüber war man einig, daß der Ausgang des Geistes etwas Unaussprechliches und Unnennbares sei, da hier nicht, wie wenn das Wort mit dem Namen des Sohnes bezeichnet wird, etwas

*) Mansi l. c. XXXI, 874.

gleichfalls Entsprechendes in den menschlichen Verhältnissen vorhanden sei. Ferner war man unter sich einig, zu unterscheiden zwischen dem Wesen (der Substanz), welches in den drei göttlichen Personen dasselbe ist, und der Persönlichkeit (der Subsistenz, der Hypostase), welche in den drei Personen verschieden ist und sich in dem verschiedenen Verhältnis offenbart, in dem die drei Personen zu einander stehen, da man z. B. nicht sagen kann: der Vater ist der Sohn, oder der Sohn ist der Vater. Markos Eugenikos sagte: in gewissem Sinne könne man zwar sagen: der Geist gehe von dem Vater und dem Sohne aus, sofern dieselbe Substanz in dem Geiste sei wie im Vater und Sohne; aber dieser Ausdruck sei doch irreführend. Es komme dadurch ein Unterschied in die göttliche Substanz hinein, indem die Substanz des Vaters, sowie die des Sohnes als verursachend dastehe, die des Geistes dagegen als verursacht. Man einigte sich demzufolge auch darin, daß bei dem Ausgange des Geistes von dem Vater, oder von dem Vater und dem Sohne, nicht ein Ausgang von dem Wesen gemeint sei, sondern von den Personen, da nur diese und nicht das Wesen handelnd und wirkend seien *). Soweit war man einig, wie aus folgendem Gespräche hervorgeht. Markos Eugenikos: „Der Geist kann nicht als der dritte in der Reihe, oder der Zahl nach, aufgeführt werden, denn von den göttlichen Personen gilt kein erstes, zweites, drittes, sondern nur ein und wieder ein und wieder ein Wesen. Und weil die Handlung des Zeugens und Von-sich-ausgehen-lassens nicht der Natur zugehört, sondern der Person, so würde also der heilige Geist von zwei Personen ausgehen, das heißt, aus zwei Ursprüngen, zwei Ursachen ausgehen, wenn er von dem Vater und dem Sohne ausginge." — Johannes: „Keineswegs, o Vater, keineswegs! Wir sagen nicht ‚zwei Ursprünge

---

*) Mansi l. c. XXXI, 722. 723. 730. 738. 750. 751—757. 759. 815.

**) Ibid., p. 831.

und zwei Ursachen', sondern einen Ursprung und eine Ursache. Der Vater wird als Vater auf den Sohn bezogen, denn er ist des Sohnes Vater; ebenso wird der Sohn auf den Vater bezogen, denn er ist des Vaters Sohn; und wäre kein Vater, so wäre kein Sohn: es sind relative Begriffe. Der Geist hingegen wird weder auf Vater noch Sohn bezogen, sondern auf den ‚Geistenden' (Spirantem, Atmenden), denn er ist des Vaters und des Sohnes Geist. Sie atmen also den Geist aus durch eine und dieselbe atmende und hervorbringende Kraft, welche zwar ursprünglich des Vaters war, welche er aber dem Sohne mitgeteilt hat." — Markos Eugenikos: „Kann wohl eine Ursache von zwei Personen ausgehen? heißt das nicht die beiden Personen zu einer zusammenziehen? Dieses ist des Sabellius Lehre." — Johannes: „Der Vater ist der einzige Ursprung (Urquell) und die einzige Ursache: für den Sohn durch Zeugung, für den Geist durch Ausgang. Und weil der Vater durch die Zeugung des Sohnes zeitlos auch den heiligen Geist hervorbringt, so empfängt der Sohn vom Vater sowohl sein Dasein, als auch dies, daß er den heiligen Geist hervorbringt, nicht von sich selbst, sondern von ihm, von welchem er sein Dasein hat." — Markos Eugenikos antwortet nicht weiter, sondern geht zu einer anderen Materie über.

Wie stellt die Lehre sich zu den Aussagen der heiligen Schrift? — Auch darüber war man einverstanden, daß die heilige Schrift und die Kirchenväter die Grenzen darstellen sollten, innerhalb deren die Verhandlungen sich hielten und die nicht überschritten werden dürften. Markos Eugenikos beruft sich auf Joh. 15, 26: „Wenn der Tröster kommen wird, welchen ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, welcher vom Vater ausgehet, der wird zeugen von mir", und auf 1 Kor. 2, 12: „Wir haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott." Hierauf antwortet Johannes, daß, wenn der Herr Joh. 15, 26 sagt, der Geist gehe vom Vater aus, er bald darnach Joh. 16, 15 erkläre, wie das zu verstehen sei, nämlich in

den Worten: „Alles, was der Vater hat, das ist mein“ *).

Den größten Raum in der langen Verhandlung zwischen den genannten beiden Theologen nehmen die Kirchenväter ein. Nachdem Johannes zuerst einen Ausspruch des Epiphanius (aus seiner von Ambrosius übersetzten Schrift: Anchoratus), darnach des Athanasius Auslegung der Taufworte zugunsten seiner Lehrfassung angeführt, Markos Eugenikos aber sie in sehr spitzfindiger Weise abgewehrt hatte **), so war es Basilius der Große, welcher zu einem heftigen Kampfe Veranlassung gab, namentlich eine Stelle aus seinen Reden gegen Eunomius (IV, 13), welche der griechische Bischof ins Feld führte. Johannes wurde hier sehr in die Enge gedrängt, er suchte sich durch ein anderes Citat aus dem dritten Buche derselben Reden zu helfen, wogegen Markos die Kritik zur Hilfe rief und eine Fälschung alter Codices behauptete und durch ihre Nichtübereinstimmung auch nachwies. Und daß die Lesart des Markos die richtige war, ist durch neuere Forschungen erwiesen ***). Überhaupt zeigte Markos eine außerordentliche Vertrautheit mit den Kirchenvätern, z. B. Gregorius von Nyssa (Leben des Gregorius Thaumaturgus), Dionysius (Von den göttlichen Namen), Cyrill (Briefe an Euoptius und an Johannes von Antiochien), Theodoret (Brief an Johannes von Antiochien), Gregorius den Theologen. Auch die Akten der großen Konzilien standen ihm zudiensten. Unleugbar konnte Johannes gegen diese Sturmflut von Argumenten sich nicht behaupten. Er nahm zuletzt seine Zuflucht zu pathetischen Ruhmesworten über die römische Kirche; die Griechen aber hatten das Bewußtsein, daß die endlosen Beratungen nicht dazu geführt hatten, ihr Dogma zu erschüttern. Der Kaiser brach sie endlich ab.

*) Mansi l. c. XXXI, 846. 850. 854.

**) Ibid., p. 794. 796 sqq. Auch für die weiteren Verhandlungen siehe denselben Band.

***) Basil Popoff, The history of the council of Florence (London 1811), p. 99.

Dieser war in seiner Überzeugung bestärkt worden, daß Verhandlungen in so großen Kreisen nicht zum Ziele führen könnten. Er versammelte daher die Griechen um sich, um zu überlegen, ob nicht ein Mittel zur Einigung zu finden sei, da die Lateiner doch die große Wahrheit anerkenneten: es giebt keine zwei Ursprünge oder Ursachen. Nach langen Erwägungen beschloß man, sich den Ausdruck des heiligen Maximus (Brief an Marinus) anzueignen: „der heilige Geist geht von dem Vater aus durch den Sohn"; man wolle sich den Lateinern kirchlich anschließen, wenn dieselben besagten Ausdruck adoptierten. Auf diesen Vorschlag weigerten sich aber die Lateiner einzugehen. Vielmehr verlangten sie öffentliche Versammlungen, damit sie Gelegenheit erhielten, ebenso vollständig ihre Ansicht zu begründen, wie Markos die der Griechen entwickelt habe. Aber es war des Kaisers ernstlicher Wille, diesen Verhandlungen, durch welche man nur immer weiter auseinanderkam, ein Ende zu machen. Er beschloß, sich zwar mit den Griechen einzufinden, verbot aber dem Markos Eugenikos und dem Antonius von Herakea, zwei streitbaren Männern, mitzugehen, und erklärte bei Eröffnung der Sitzung: die Griechen seien nicht vorbereitet, zu antworten. So führte denn Johannes in den zwei Sitzungen, den 21. und 25. März, ganz allein das Wort.

Sein Vortrag war ein wohldurchdachter, und der Schriftbeweis, auf welchen er sich einließ, ebenso einleuchtend als die Fülle der patristischen Zeugnisse, die er für die abendländische Lehre vorführte, wirklich überwältigend, zumal die Kirchenväter wiederum ihre Waffen gutenteils aus der Rüstkammer der Schrift holen. Hier genüge es nur einiges wenige, das weniger bekannt sein dürfte, hervorzuheben.

Isidor von Sevilla (gest. 636) sagt in seinem Werk von den Etymologieen (XII, 3): „Aber darin besteht der Unterschied zwischen dem Sohne, der geboren wird, und dem Geiste, der ausgeht, daß der Sohn von einem geboren wird, der Geist aber von beiden ausgeht." — Als Spanien dem Arianismus entsagte und zur katholischen Kirche überging, da wurde

eine Reihe von Konzilien gehalten, welche in der ganzen griechischen und lateinischen Kirche das größte Ansehen genossen. In der Glaubensregel, die an Baternius, Bischof von Galizien, eingesandt wurde, liest man: „Der Geist, welcher weder Vater noch Sohn ist, sondern ausgeht vom Vater und Sohne.“ In dem dritten der in Toledo gehaltenen Konzilien heißt es: „Der heilige Geist ist zu bekennen als der, welcher ausgeht vom Vater und Sohne, und ist mit dem Vater und Sohne ein Wesen.“ Und dasselbe wird noch nachdrücklicher von mehreren der folgenden Synoden bezeugt. Auch aus den Schriften der griechischen Kirchenväter wird ein Kranz solcher Aussprüche geflochten, die augenscheinlich hierin den Lateinern recht geben. Auf ihrer Seite stehen Basilius, Epiphanius, Didymus, Athanasius, insbesondere auch Cyrill. Zum Schlusse trat Johannes den Einwendungen des Markos Eugenikos entgegen, indem er mit bündigen Worten den Satz geltend machte: „die Personen der Dreieinigkeit haben dieselbe Substanz, dieselben göttlichen Eigenschaften; sie unterscheiden sich von einander nur durch ihr gegenseitiges Verhältnis. Man muß unterscheiden zwischen den Eigenschaften der Person und den persönlichen Eigenschaften. Die ersteren können mehreren gemeinsam sein, während die letzteren etwas der einen Person Eigentümliches und Besonderes bezeichnen“ u. s. w. *).

Nachdem Johannes auch noch auf einzelnes in dem Vortrage des Markos eingegangen war, um die Wirkung desselben völlig zu vernichten, so schloß er. In der Versammlung herrschte ein tiefes Schweigen. Einer der Griechen bemerkte: der Sieg sei freilich leicht gewonnen von einem, der allein laufe und kämpfe. Der Kaiser bat, daß den Griechen die citierten Aussprüche zur näheren Einsicht mitgeteilt würden, eine Bitte, die man erfüllte **). Die Griechen waren in eine

*) Vgl. H. Justinianus, Acta, p. 258—282. Popoff a. a. O., S. 117, dessen Standpunkt ein entschieden griechischer ist, fertigt die Rede des Johannes mit ein paar Worten ab.

**) Mansi, Conc. coll. XXXI, 886.

peinliche Lage gekommen. Anfangs hatte der Kaiser gewünscht, den Verhandlungen dadurch ein Ende gemacht zu sehen, daß die Griechen sich der Antwort enthielten. Nachdem aber Johannes geredet hatte, begriff er, daß eine solche Rede füglich nicht unbeantwortet bleiben könne. So forderte er selbst denn wiederholt den Markos Eugenikos auf. Dieses war schon an sich keine leichte Arbeit und mußte dadurch noch erschwert werden, daß die Antwort nach des Kaisers Wunsche den Weg zur Versöhnung bahnen sollte. Markos war mit den lateinischen Kirchenvätern nicht vertraut, und die Griechen sahen ein, daß es unthunlich sei, die Autorität derselben kurzweg zu leugnen, oder die Lateiner zu beschuldigen, daß sie unrichtig citierten, da man hiefür den Beweis schuldig bleiben würde. Markos gedachte daher nur die Zeit, welche dem Schisma vorangegangen war, in Betracht zu ziehen und den Lateinern ihre Nichtübereinstimmung mit der ursprünglichen Lehre der Gesamtkirche nachzuweisen; da aber der Kaiser sich von diesem Verfahren keinen friedlichen Ausgang, keine Vermittelung versprach, so wandte er sich nach einer anderen Seite. Er besprach sich mit dem Bischof von Nicäa und einigen anderen Vertrauten, welche Maßregeln wohl zu der ersehnten Einigung führen könnten. Dazu kam, daß die Tagesgelder schon längere Zeit ausgeblieben waren. Die Leibwache des Kaisers selbst war in der Lage, daß sie ihre Waffen, ihre Kleider verkaufte, um sich das Notwendigste zu verschaffen. Sie erbitterte sich gegen den Bischof von Ephesus und Gleichgesinnte, als die eigentlichen Urheber ihrer Not: denn ihr Widerstreben sei Schuld, daß es zu keiner Union komme. Die Griechen litten mehr als je am Heimweh und wollten nachhause. Die Lateiner drangen auf Wiederaufnahme der Sitzungen. Die Griechen besprachen sich viel mit einander in ihrer Bedrängnis, und während die einen seufzten: Was hilft es, von Heimreise reden? man kann ja nicht!" so riefen andere aus: „Lieber sterben als latinisieren!" Man kam wieder auf jenen Brief des Maximus an Marinus zurück und fragte: ob man sich nicht dennoch in der Formel einigen könne, daß „der heilige Geist

vom Vater ausgehe durch den Sohn". Der Kaiser fand sich in einer dieser beim Patriarchen gehaltenen Zusammenkünfte ein, und man kam zu dem Entschlusse, durch eine Deputation dem Papste zu erklären, daß, weil die öffentlichen Verhandlungen zu nichts führten, sie den Papst ersuchten, einen Vorschlag zur Vereinigung zu machen. „Wo aber nicht, so ist das, was wir festhalten, von den Vätern und den sieben Konzilien uns überliefert worden, und daran genügt uns." Hierauf konnte sich indes der Papst nicht einlassen. Der Vorschlag, daß die Griechen einfach das „filioque" aufnehmen sollten, war kein Vermittelungsvorschlag, und von einer geringeren Konzession wollte er einmal nichts wissen. Welchen Sturm würde das Baseler Konzil gegen ihn erheben, wenn er auf irgendeine Änderung des Symbols einginge! Er überschüttete daher die Griechen mit Vorwürfen, daß sie nicht verhandeln wollten und so jede Übereinkunft vereitelten. Wenn er ihnen anheimgab, nach feierlicher Eidesleistung es auf eine Abstimmung ankommen zu lassen, so war das etwas ganz Unthunliches. Noch einmal fragten sie beim Papste an, ob denn gar kein Weg zur Einigung zu finden sei? „Wo nicht, so würden sie mit Frieden heimkehren." Der Bruch schien unvermeidlich. Aber weder Kaiser noch Papst konnten zugeben, daß es dazu komme, da ihrer beider Ansehen auf dem Spiele stand.

Inzwischen bot Bessarion allen seinen Einfluß auf die Griechen auf. Er war für die Union gewonnen, und der Kaiser hatte Vertrauen zu ihm, welcher sich in Florenz zurückgehalten und Markos Eugenikos vorgeschoben hatte. Jetzt aber stand man vor einer Entscheidung. In einer längeren Ansprache legte er den Griechen seine Ansicht unverhohlen vor, welche, ohne Untreue gegen das väterliche Bekenntnis, eine weitere Entfaltung desselben in der Lehre der römischen Kirche anerkannte. Nachdem er, ausgehend von dem Gebet des Herrn Joh. 17 (um die Einheit der Seinen), eine Reihe von Zeugnissen aus beiden Kirchen angeführt und ihre wesentliche Harmonie hervorgehoben hatte, schloß er mit den Worten: „Da nun kein Widerspruch zwischen den Kirchenvätern sein kann, da

die Lehre der lateinischen Väter durch klare Aussprüche der griechischen gestützt wird, so müssen die weniger deutlichen und bestimmten Stellen so erklärt werden, daß die scheinbaren Widersprüche verschwinden." Zuletzt wies Bessarion auf die großen und drohenden Gefahren hin, denen das zeitliche und ewige Wohl durch die furchtbar drohende Macht der Türken ausgesetzt sei. Die Union eröffne die Aussicht auf den Beistand des Abendlandes *).

Die ganze Rede ist von einer Wärme und Herzlichkeit durchdrungen, die an der persönlichen, ernsten Überzeugung des Redners nicht zweifeln läßt. Von dem Eindrucke, den er auf die Griechen gemacht, verlautet nichts.

Kurze Zeit nachher ordnete der Papst drei Kardinäle und sechs Bischöfe an die Griechen ab, die zugleich mit dem Kaiser bei dem Patriarchen versammelt waren. Kardinal Julian führte das Wort und machte den Griechen Vorwürfe, daß sie die Sache verschleppten, daß sie weder sich als überwunden durch die Lateiner bekennen, noch ihnen offen entgegentreten wollten, daß durch ihre Schuld die in Ferrara getroffene Übereinkunft, nach welcher wöchentlich mehrere Sitzungen stattfinden sollten, unerfüllt bleibe. Der Kaiser antwortete: es sei doch die Meinung nicht gewesen, daß die Verhandlungen ewig währen sollten, sondern aufhören, wenn sie sich erfolglos zeigten.

Einige Tage später hatte der Kaiser mit dem Patriarchen eine geheime Unterhaltung. Infolge derselben ging er sogleich zum Papste, und man ward einig, daß ein Ausschuß von 20 Mitgliedern des Konzils eingesetzt werde, von jeder Seite zehn. Die Beratungen desselben sollten im päpstlichen Palaste stattfinden. Der Kaiser behielt sich vor, ihnen beiwohnen zu dürfen. Man hielt drei Sitzungen, aber wieder vergeblich. Die Griechen hielten fest an ihrem „per" (filium). Die Lateiner wiesen diesen Ausdruck zurück, sofern er die Vorstellung erwecken könne, daß der ewige Sohn sich nur als Instrument oder als Kanal verhalte. Der Patriarch hielt den Seinen

*) Mansi l. c. XXXI. 894—967.

mit immer steigendem Nachdrucke vor, von welcher Bedeutung für das Wohl des Vaterlandes das Zustandekommen der Union sei, wie das bloße Gerücht von einer Aussöhnung auf die Feinde den Eindruck machen werde, daß sie sich ruhig verhielten, wogegen freilich die anderen einwandten: es heiße, Geheimnisse des Glaubens herabwürdigen, wenn man seine Überzeugung durch solche Rücksichten beeinflussen lasse. Inzwischen erweckte der Gesundheitszustand des Patriarchen ernstliche Besorgnisse. Das Sprechen fiel ihm schwer.

Durch die Verhandlungen des genannten Ausschusses fanden die Lateiner sich veranlaßt, ihre Anschauung zu formulieren und die formulierte Erklärung an die Griechen zu übergeben. In dieser sprachen sie ihr Anathema über diejenigen aus, die da zwei Ursprünge und zwei Ursachen annähmen. Der Vater sei die einzige Ursache, Wurzel und Quelle der Gottheit. Sie lehrten nicht, daß der Geist auch von dem Sohne, als aus einem zweiten Ursprunge oder einer zweiten Ursache, ausgehe, sondern daß er durch einen und denselben Akt von dem Vater und dem Sohne ausgehe. Die Griechen wurden jedoch hierdurch nicht befriedigt. Sie stellten den Lateinern eine Gegenerklärung zu, darauf ausgehend: auch sie erkenneten es an, daß der Vater des Sohnes Quelle und Wurzel sei, daß der Sohn und der Geist die gotterzeugten Blüten des Vaters seien (in Überstimmung mit dem heiligen Cyrill, dem ersten Konzil und dem großen Basilius), und daß der Sohn den Geist aussende, ausstrahle und ausgieße. Aber den Lateinern genügte wieder diese Erklärung nicht; sie fanden, die von den Griechen gebrauchten Ausdrücke könnten verstanden werden von der Sendung des Geistes in der Zeit und gingen nicht notwendig auf den Ursprung des Geistes und seinen ewigen Ausgang vom Sohne. Sie verlangten daher von den Griechen nähere Erklärungen *). Diese verloren nachgerade die Geduld. Sie waren aber unter sich selbst nicht einig. Eine Minorität, zu welcher natürlich auch Markos Eugenikos gehörte, hatte gegen

*) Mansi l. c. XXXI, 967—976.

die Erklärung der Griechen, als zu entgegenkommend, gestimmt. Die übrigen zogen sich von ihnen zurück und schlossen sie von ihren Besprechungen aus. So wandten sich denn jene an den Patriarchen mit dem Ersuchen, ihnen die Heimkehr zu gestatten. Der Kaiser, welchem es zu Ohren kam, wurde höchlich erzürnt. Er ließ sie wissen, daß er beinahe Lust verspüre, sie nach Konstantinopel zurückzuschicken; alsdann würden sie aber auch nicht weiter kommen, sondern nach Verdienst bestraft werden*). Übrigens ist zu erinnern, daß der Kaiser krank war. Als er sich erholt hatte, wandte er sich den 13. Mai an den Papst, welcher zwei Tage darauf durch Kardinal Julian ihm die Antwort erteilte: die Lateiner warteten darauf, daß die Griechen die verlangten Erklärungen abgeben sollten, und hätten augenblicklich nichts weiter zu sagen. Der Kaiser äußerte bei dieser Mitteilung: er sei nicht Herr über das Konzil; die von den Griechen angewandten Ausdrücke besagten ja, daß auch der Sohn Ursache des Geistes sei; jedoch möge man dies der unwissenden Menge wegen nicht geradezu sagen. Kardinal Julian machte das oben angeführte Bedenken der Lateiner wieder geltend. Am 17. Mai versammelten die Griechen sich bei dem Patriarchen, welcher sie tröstete, indem er auf den großen Eifer hinwies, den der Kaiser (daheim geblieben in Erwartung der Kardinäle) ihrer Angelegenheit widme. Aber die Griechen fragten, wovon sie denn leben sollten, wenn der Hader anhalte. Am 21. Mai entsandte der Kaiser einen Boten an den Papst und bat, der Sache ein Ende zu machen, worauf dieser drei Kardinäle an den ersteren abordnete, welche auf eine nähere Erklärung des Wörtchens „per“ dringen sollten. Dieses Wörtchen könne nämlich bedeuten: entweder das Instrument, mit welchem etwas gemacht wird, oder die Materie, aus welcher es gemacht wird, oder den Kanal, durch welchen etwas hindurchfließt, oder auch einen Ausgang hinsichtlich der Natur und des Wesens, wenn es nämlich von dem heiligen Geiste heiße: er geht von dem Vater aus durch den Sohn. Der vielgeplagte

*) Syropulus, Vera historia IX, 1.

Kaiser antwortete: „Wir wollen nichts anderes sagen noch schreiben! Nehmet ihr unseren Vorschlag an, so wollen wir uns mit euch verbinden; wo nicht, so reisen wir fort.“ Am 22. Mai kamen die Kardinäle aufs neue zum Kaiser, richteten aber nichts aus. Die Urkunde, welche einen ausführlichen Bericht über diese Zusammenkünfte enthält *), läßt die Verhandlungen sich allein um die dogmatische Frage drehen; es ist aber nicht zu bezweifeln, daß die Gemüter zugleich durch die leidige Brotfrage sehr aufgeregt wurden. Aus der zweiten Geschichtsquelle **) ersehen wir, daß schon längere Zeit die Zählung der Diäten ins Stocken gekommen war. Sichtlich wollten die Lateiner die hierdurch erzeugte Not der Griechen benutzen, um sie zur unbedingten Annahme der Union zu zwingen. Gegen ein solches Verfahren empörte sich aber bei dem Kaiser das Bewußtsein seiner Majestät. Man kannte aus manchen kleinen Zügen, z. B. wie er sich in Ferrara jenen burgundischen Sendboten gegenüber verhielt, seinen Charakter: er konnte unbeugsam sein. Der Papst gab nach. Am 22. (oder 24.) Mai ***) fand die Auszahlung der Rückstände statt. Indes war sie von manchem kränkenden Worte begleitet: „Die Gabe des Papstes sei übel angelegt; ebenso gut könne er das Geld ins Meer werfen.“ „Dem Bischof von Ephesus dürfe man nichts geben; denn, ein zweiter Judas, verrate er den, dessen Brot er esse.“ Man sprengte das Gerücht aus, daß dieser Bischof seinen Verstand verloren habe, so daß mehrere Große des kaiserlichen Hofes, als sie einer der Sitzungen beiwohnen durften, sehr erstaunten, ihn so vernünftig reden zu hören.

In den Nachmittagsstunden des ersten Pfingsttages 1439 hatte der Kaiser eine Unterredung mit dem Papste. Durch des letzteren Rede klingt die erledigte Geldfrage hindurch. Er

---

*) Mansi l. c. XXXI, 977—982.

**) Syropulus, p. IX, 2.

***) Der griechische Text hat den 22., die Übersetzung den 24. Da am 22. Mai noch die Unterhandlungen im Gange waren, so ist es wahrscheinlich, daß die Auszahlung erst am 24. stattgefunden hat.

habe kein Opfer gescheut; aber durch die Saumseligkeit der Griechen seien Mühe und Kosten verloren. Der Kaiser erwiderte: er beherrsche die Geister nicht; übrigens komme es den Griechen vor, als nähmen die Lateiner für das Dasein des heiligen Geistes zwei Ursachen an; es halte schwer, einer altererbten Anschauungsweise zu entsagen u. s. w." Auf den geäußerten Wunsch des Papstes versammelten sich bei ihm sämtliche griechische Konzilsmitglieder, und von zehn Kardinälen umgeben hielt er eine lange Ansprache. „Wie nachgiebig sei er gewesen, und dagegen wie unfügsam die Griechen!" Dies suchte er durch den Verlauf der Unterhandlungen im einzelnen nachzuweisen. „Wie betrübend wäre es, wenn keine Einigung zuwege zu bringen wäre! Wenn die Union nicht zustande kommt, wie werden dann die Griechen in ihr Vaterland zurückkommen? Kommt sie hingegen zustande, so werden die Christen des Morgenlandes, welche fast schon dem Joche der Gottlosen verfallen sind, eine kräftige Hilfe aus dem Abendlande erhalten." — Die Griechen entschuldigten sich damit, daß eine so wichtige Sache langer Überlegung bedürfe. Es leidet keinen Zweifel, daß Eugens Rede einen tiefen Eindruck hervorbrachte. Man erzählt, daß mehrere Bischöfe, unter ihnen der Bischof von Nicäa, sich zu ihrem Kaiser begaben und erklärten, sie wollten sich mit den Lateinern vereinen, selbst wenn er und sein Kaiserreich es nicht wollten. Diese Erklärung habe die Besorgnis erregt, daß sie ihre eigenen Wege ohne ihn gehen möchten; seitdem habe er desto eifriger für die Union gearbeitet. Unstreitig hat diese ihm allezeit am Herzen gelegen; und hielt er sich zeitweilig zurück, so meinte er eben, daß der rechte Augenblick noch nicht gekommen sei. Es mochte ihm aber auch zusagen, diesen Grund in seiner Heimat geltend machen zu können: daß, wenn die Union nicht zustande kam, ein Schisma innerhalb der griechischen Kirche selbst gedroht hätte *).

Jetzt hielten die Griechen eine Reihe von Sitzungen, in

*) Mansi l. c. XXXI, 981—986.

welchen aber, wie's zu gehen pflegt, dasselbe wieder und wieder gesagt wurde. Die im Vorhergehenden geschilderte Anschauung Bessarions machte sich immer mehr geltend. Es kam zu einer Abstimmung über die Frage: ob man die Anführungen der Lateiner aus ihren eigenen Kirchenvätern als gültig anerkennen solle? Hierbei war es dem Kaiser nicht entgangen, daß unter denen, die gegen ihn stimmten, mehrere waren, deren Stimmrecht man in Zweifel ziehen konnte. Unter diesen waren die sogenannten Kreuzträger (ein Name, der sonst im Mittelalter den Geißelbrüdern und Büßern beigelegt wurde). In allen Sitzungen nahmen diese Mönche ihren Platz hinter dem Patriarchen ein, als dessen Sekretäre und Minister man sie bezeichnen konnte. Ihrer waren fünf, so daß man sagte: sie seien mit dem Patriarchen so nahe verbunden, wie die fünf Sinne mit dem Menschen *). Der Kaiser ließ die Akten der früheren Konzilien nachsehen; und als sich ergab, daß allein die Bischöfe und Archimandriten sich an der Abstimmung beteiligt hatten, so wurde bestimmt, daß man sich künftig auch bei der Abstimmung der Griechen hiernach verhalte.

Die gegenseitige Verstimmung unter den Griechen selbst steigerte sich täglich mehr. Der Bischof von Ephesus bezeichnete seine Stellung zu der Frage dadurch, daß er kein Bedenken trug, den Lateinern den Ketzernamen beizulegen, wovon eine heftige Erbitterung die Folge war. Die Bischöfe von Mitylene und Lacedämon überschütteten ihn mit Schmähworten und drohten, dem Papste davon Anzeige zu machen. Ein anderes Mal baten ihn die Anwesenden, doch entgegenkommender zu sein. Die sachliche Differenz zwischen den Griechen und Lateinern sei unbedeutend, daß, wollte er nur etwas fügsamer sein, eine Verständigung keine Schwierigkeit machen würde. Auf Anlaß dieser Vorstellungen erzählte ihnen der Bischof von Ephesus folgende Geschichte: „Am Anfang des neunten Jahrhunderts trat ein gewisser Theodorus aus der kirchlichen Gemeinschaft mit dem Patriarchen Tarasius, welcher, wie jener

*) Syropulus l. c. IV, 30.

meinte, das Recht auf seine hohe Stellung verwirkt habe. Er wurde ins Gefängnis gesetzt und ihm erklärt, er solle nur ein einziges Mal in des Patriarchen Kirche zum Altare gehen; weiteres verlange man nicht; danach könne er gehen, wohin er wolle." Theodorus antwortete: „Das ist gerade, als spräche man zu jemanden: Laß mich nur einmal dir den Kopf abschneiden; darnach kannst du gehen, wohin du willst." *) — Natürlich entbrannte der Streit nur um so heftiger. Bessarion, Bischof von Nicäa, sagte: der Bischof von Ephesus sei besessen, er rase, weshalb er sich nicht weiter mit ihm einlassen wolle. Mit diesen Worten entfernte er sich, indem der Angeredete ihn mit den Worten begleitete: „Du bist ein unechtes Kind, und als solches benimmst du dich." So weit war es gekommen. Der einzige, der den Bischof von Ephesus unter diesen leidenschaftlichen Verhandlungen unterstützte, war Gemistius. Als aber der Tag der Abstimmung kam, als es galt, die altväterliche Lehre zu verlassen, und man für die neue Lehre sich erklären sollte, da stutzten doch viele. Hierzu kam, daß der Patriarch sich so dunkel, so unbestimmt äußerte, daß man nicht recht wußte, ob er Ja antwortete oder Nein. So fiel denn die Abstimmung so aus, daß zehn Stimmen sich für den Satz erklärten: „der heilige Geist geht vom Sohne aus", siebzehn aber dagegen.

So war denn die Einigung mit den Lateinern verworfen[47]. Aber dieselbe sollte einmal durchgeführt werden, es koste was es wolle. Der Kaiser hatte zuerst gedroht, die weltlichen Großen, die ihn nach Florenz begleitet hatten, an der Abstimmung teilnehmen zu lassen, um hierdurch die erforderliche Mehrzahl zuwege zu bringen; er gab aber diesen Gedanken auf, da der Patriarch sich dagegen erklärte. Man war indes durch keine Geschäftsordnung gebunden, so daß es nur darauf ankam, durch eine neue Abstimmung die alte zu kassieren und so das erwünschte Resultat zu erreichen. Der Kaiser, im Bunde mit dem Patriarchen und mehreren anderen, bot alles auf. Man

*) Syropulus, Vera historia IX, 6; Notae p. 33.

sparte nicht Schmeicheleien, Versprechungen, Drohungen, Bitten, Beschwörungen, Mahlzeiten, jenachdem man so oder so die Betreffenden zu gewinnen hoffte*). Es ist interessant, zu sehen, wie der Kaiser mit byzantinischer Schlauheit die augenblickliche Situation zu benutzen verstand. Auf den Papst mußte es einen erschütternden Eindruck machen, daß die Union von den Griechen verworfen war. Es mußte ihn weich stimmen und selbst zu großen Konzessionen an den Kaiser geneigt machen, falls dieser dennoch die Union in den Hafen bringen konnte. Am 2. Juni vermelden dem Kaiser drei Kardinäle im Auftrage des Papstes: dieser werde, sobald die Union zustande komme, die Kosten der Heimreise für die Griechen bestreiten, ferner in Konstantinopel, zum Schutze der Stadt, beständig 300 Soldaten und zwei dreirudrige Schiffe unterhalten, dann dahin wirken, daß alle mit Pilgern nach Jerusalem zum Besuch des lebenbringenden Grabes bestimmten Schiffe bei Konstantinopel anliefen, auch, wenn der Kaiser es wünsche, zwanzig Langschiffe für ein halbes, oder zehn für ein ganzes Jahr zu seinem Dienste unterhalten, endlich — Christus sei sein Zeuge — alles aufbieten, um die christlichen Nationen zu vermögen, daß sie dem Kaiser jeden nötigen Beistand leisteten. Der Kaiser veranlaßte, daß diesen Versprechen eine gesetzliche, bindende Form gegeben würde**).

Es war Sommer geworden. Am 3. Juni hielt man eine neue Versammlung. Citaté aus griechischen und lateinischen Kirchenvätern wurden verlesen. Der Patriarch ermahnte zum Maßhalten. Als es zur Abstimmung kam, stimmten zuerst die Bischöfe, und zwar ihrer dreizehn für den Anschluß an die Lateiner, also auch für die betreffende Formel (ein Bischof fehlte krankheitshalber). Der Bischof von Ephesus stimmte mit drei anderen dagegen. Jetzt waren die Archimandriten an der Reihe zu stimmen, und es war keineswegs ausgemacht, ob sie nicht mit der Opposition stimmen würden. Bisher hatte man

*) Syropulus l. c. IX, 3—7.
**) Mansi, Conc. coll. XXXI, 999.

ihnen ihr Anrecht nicht bestritten. Jetzt bot sich ein willkommenes Bedenken: waren sie auch wohlbestellt? Die kaiserliche Majestät hatte sie ernannt; von ihr hatten sie den Stab empfangen; aber waren sie alsdann zum Patriarchen gegangen, um die Handauflegung von ihm zu empfangen? Man sandte Boten an den Patriarchen, welcher nach abgegebener Stimme sich zu Bette gelegt hatte und sich jetzt äußerst ungehalten über die Archimandriten äußerte: „ich sollte gutheißen, daß sie stimmen!“ So wurden sie ihres Stimmrechts beraubt. Nunmehr bat der Kaiser seinen Bruder mitzustimmen, welcher sich aber weigerte. Die Hofleute, zu einer Äußerung aufgefordert, stimmten alle, vom höchsten bis zum niedrigsten, für die Vereinigung mit den Lateinern, als etwas sehr Erfreuliches. Der Kaiser hielt eine lange Rede. „Er glaube nicht, daß die gegenwärtige heilige und allgemeine Kirchenversammlung an Bedeutung den früheren nachstehe. Zwar seien jene zahlreicher, und große Männer Mitglieder derselben gewesen; aber auch an dem jetzt tagenden Konzil hätten heilige und ehrwürdige Männer teilgenommen. Er schließe sich dem Beschlusse der Mehrzahl willig an, und als Verteidiger der Kirche werde er denselben aufs äußerste schirmen. Er sei der Zuversicht, daß die auf allgemeinen Konzilen versammelte Kirche nicht irren könne. Die Bürgschaft dafür liege schon in der Verheißung des Herrn an Petrus Matth. 16, 18“ u. s. w. — Die Rede des Kaisers erhielt ein Accompagnement ganz eigener Art. Einer seiner Jagdhunde pflegte ihn zu begleiten, so oft er eine Beratung mit den Griechen hielt. Gewöhnlich lag er ganz ruhig und schlief auf einem Schemel, welcher vor des Kaisers Sitze stand. Als aber dieses Mal der Kaiser zu reden anfing, hob er ein Geheul an. Vergebens suchte man ihn zu beruhigen. Redete der Kaiser laut, so heulte er stärker; ließ der Kaiser die Stimme sinken, so ward auch das Geheul dumpfer. Dabei blieb es während der ganzen kaiserlichen Rede. „Ein trauriges Wahrzeichen!“ meinten einige der Griechen *). In dem von den Griechen

*) Syropulus l. c. IX, 8—11.

abgefaßten Formular hatten die Griechen dafür gesorgt, daß das ihnen so teure „durch“ nicht ganz verschwinde. Es lautete nämlich: der Geist sei, ewig und seinem Wesen nach, vom Vater und dem Sohne, und gehe, ewig und seinem Wesen nach, vom Vater aus durch den Sohn. Da aber die Lateiner hartnäckig auf ihrem Satz bestanden, so mußte dieses „durch“ fallen *).

Nachdem so die große Frage entschieden war, galt es, den Widerstand derer zu brechen, die sich der Mehrzahl nicht angeschlossen hatten. Der Patriarch wandte alle Künste der Überredung an. Der Kaiser gab den Befehl, es ihm anzuzeigen, wenn jemand gegen das Dekret spreche: er werde dafür sorgen, daß solche gehörig bestraft würden. Indes war des Kaisers Bruder nicht zur Unterschrift zu bewegen. Der Patriarch hatte sich der Hoffnung hingegeben, bald heimkehren zu dürfen, und schon einen großen Teil seiner Bagage nach Venedig abgesandt. Er lebte der Hoffnung, sein Vaterland wiederzusehen. Man sollte meinen, daß die langwierige Krankheit ihn mit dem Gedanken des Todes vertraut gemacht habe. Aber unerwartet und überraschend traf ihn der Tod. Joseph starb am 10. Juni, nachdem er 23 Jahre das Patriarchat verwaltet hatte.

Jetzt lastete die ganze Verantwortung auf dem Kaiser. Im ganzen bewies er Festigkeit und nur so viel Entgegenkommen, als die Verhältnisse geboten, wenn nicht der ganze Plan vereitelt werden sollte. Inzwischen wurde seine Geduld von neuem durch die leidige Geldfrage aufs äußerste erprobt. Er drohte in seiner Verstimmung, unverrichteter Sache nachhause zu reisen; und um zu zeigen, daß er das Geld des Papstes entbehren könne, ließ er verlauten, daß er mit den Florentinern eine Übereinkunft wegen der Heimreise abschließen wolle.

Die endliche Abfassung des Hauptpunktes veranlaßt keinen weiteren Streit; und sinnreich genug verweist sie die obwaltende Differenz in das Reich der Mißverständnisse. Die Griechen

*) Mansi, Conc. coll. XXXI, 1001.

seien gegen den Ausdruck der Lateiner: Ausgang des heiligen Geistes vom Vater und Sohne, darum gewesen, weil sie annahmen, daß dem Geiste hiermit zwei Ursprünge, zwei Ursachen zuerkannt würden. Das sei indessen keineswegs der Fall. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes habe das heilige allgemeine Konzil von Florenz ausgesprochen und festgestellt, daß alle Christen diese Glaubenswahrheit glauben und bekennen sollen: „der heilige Geist ist ewig vom Vater und Sohne und hat sein Wesen und seine Persönlichkeit zugleich und auf einmal vom Vater und Sohne, und geht ewiglich von beiden aus, als von einem Ursprung und einer Aussendung“.

Der Papst hatte anfänglich das Verlangen gestellt, es solle in dem Dekrete des Konzils ausdrücklich erklärt werden, daß der Papst, als Statthalter Christi, das Recht gehabt habe, dem Symbole hinzuzufügen: „und dem Sohne“. So war demnach die Behauptung, daß der Zusatz auf einem früheren Konzile gemacht sei, wie man sieht, fallen gelassen; indessen nahm man in den Konzilsbeschluß wenigstens dies auf: es sei zulässig und vernünftig gewesen, den Zusatz zu machen, um die Wahrheit zu verdeutlichen, als die Notwendigkeit vorlag.

Rücksichtlich des Gebrauches von gesäuertem und ungesäuertem Brot beim heiligen Abendmahle sollte jede der beiden Kirchen ihrem Herkommen folgen dürfen.

Was die Lehre von dem Zustand nach dem Tode betrifft, so hatten mehrere geltend gemacht, daß gar kein wesentlicher Unterschied zwischen Lateinern und Griechen vorhanden sei, sofern verzeihliche, in diesem Leben ungesühnte Sünden, nach der Meinung der Ersteren durch Feuer, nach derjenigen der Letzteren durch Finsternis gesühnt werden. Das Dekret des Konzils läßt beide Ansichten gelten, indem es als leitenden Gedanken ausspricht, daß solche Seelen durch läuternde Strafe geläutert werden.

Inbetreff der päpstlichen Oberhoheit wurde bestimmt, daß der heilige apostolische Stuhl und der römische Papst den Primat über die ganze Welt innehabe, daß der Papst Nach-

folger des Fürsten der Apostel, des seligen Petrus, und der wahre Statthalter Christi sei, das Haupt der ganzen Kirche, der Vater und Lehrer aller Christen; und daß die Vollmacht, über die ganze Welt die oberste Macht und Regiment zu üben, von dem Herrn Jesu Christo ihm übertragen sei in der Person des seligen Petrus, wie es ausgesprochen sei in den Akten der ökumenischen Konzilien und in den heiligen Gesetzesbestimmungen (Dekretalien). Nachdem hierauf konstatiert ist, daß die übrigen Patriarchen ihrer Würde nach also auf einander folgten: Konstantinopel, Alexandrien, Jerusalem, kommt dieser Zusatz: „mit Vorbehalt ihrer Privilegien und Rechte". Aus den Verhandlungen scheint hervorzugehen, daß diesem Zusatze eigentlich ein anderer Platz zugedacht war, nämlich unmittelbar nach Erwähnung der Oberhoheit des Papstes, während er an seiner jetzigen Stelle viel von seiner Bedeutung eingebüßt hat. Die Frage, welche Stellung der Papst einnehme, gab Veranlassung zu einer ziemlich lebhaften Kontroverse. Der Kaiser war bereit, alle Vorrechte des Papstes anzuerkennen, ausgenommen zwei derselben. Er dürfe kein allgemeines Konzil berufen ohne Zustimmung des Kaisers, sowie der übrigen Patriarchen. Ferner: wenn eine Berufung von den Patriarchen an den Papst gelange, alsdann sollen sie nicht vor ihm erscheinen, um sich richten zu lassen; vielmehr solle der Papst einen Gesandten abordnen, der an Ort und Stelle die Sache zu untersuchen und danach das Urteil des Patriarchen entweder zu bestätigen oder zu kassieren habe. — Bei der schließlichen Vereinbarung umging man diese Frage, indem man sich allgemeiner Ausdrücke bediente. Jedoch entspann sich ein Streit auch über die Wahl dieser Ausdrücke. Der Papst hatte gewünscht, daß der auf den päpstlichen Primat bezügliche Passus mit diesen Worten enden solle: „in Übereinstimmung mit der Bestimmung der heiligen Schrift und den Aussprüchen der Heiligen". Diese Ausdrücke erschienen dem Kaiser mit Recht gar zu unbestimmt und zu weitgehend, weshalb sie mit den oben angeführten vertauscht wurden. Im letzten Augenblick entdeckte man, daß die Griechen da, wo von dem Vorbehalt der Privilegien und Vorrechte der

Patriarchen die Rede war, zu dem Wort „Privilegien“ vorsichtig das Wörtchen „alle“ eingefügt hatten. Sie mußten es nachträglich wieder ausmerzen.

Vor dem endlichen Abschluß stieß man noch auf verschiedene Schwierigkeiten. In dem Eingange zu der Bulle über die getroffene Übereinkunft war der Zustimmung des Kaisers und der Patriarchen gar keine Erwähnung geschehen. In dieser Hinsicht mußte der Papst nachgeben *). — Nun entstand wieder eine andere wichtige Frage: Wer sollte zuerst unterschreiben, der Kaiser oder der Papst? Der Erstere machte geltend, daß auf den früheren Konzilien immer der Kaiser zuerst unterschrieben habe. Der Papst dagegen hob hervor: er sei's, welcher das Konzil zusammengerufen, welcher es dazu auch unterhalten habe. Der Kaiser machte den sehr billigen Vorschlag: man solle zwei Exemplare der Beschlüsse des Konzils ausfertigen, von welchen er das eine, der Papst das andere zuerst unterschreiben möge. Indes konnte er auch mit diesem Vorschlage nicht durchdringen und mußte notgedrungen nachgeben. — Endlich war noch ein Bedenken bei den Lateinern aufgekommen, nämlich wegen der Messe der Griechen. Nach den Einsetzungsworten beteten diese folgendes Gebet: „Mache dieses Brot zu dem kostbaren Leibe deines Sohnes; durch deinen heiligen Geist verwandle, was in diesem Kelche ist, in das kostbare Blut deines Sohnes.“ Man meinte nun, hiernach sehe es aus, als ob die Verwandlung nicht mittels der Einsetzungsworte vor sich gehe, sondern kraft dieses Gebetes. Als der Kaiser während der Verhandlung sich auf den großen Basilius und den großen Chrysostomus berief, so richtete der Kardinal Julian an ihn eine höchst charakteristische Frage. Er fragte nämlich:

---

*) Der Eingang bekam nun diesen Wortlaut: „Eugenius episcopus, servus servorum dei, ad perpetuam rei memoriam, consentiente ad infra scripta carissimo in Christo filio nostro Joanne Palaeologo Romanorum imperatore illustri et loca tenentibus venerabilium fratrum nostrorum patriarcharum et ceteris orientalem ecclesiam repraesentantibus.“

ob er mit einem Eide bekräftigen könne, daß die angeführten Schriften sich gegenwärtig ganz in derselben Gestalt befänden, in welcher sie von den heiligen Männern abgefaßt seien, und daß sie im Laufe der Zeiten keine Veränderungen erlitten hätten. Wenn er solches nicht beschwören könne, welches Vertrauen könne man alsdann zu diesen Schriften hegen? Man sagt, daß heutiges Tages katholische Priester an Protestanten, die zur katholischen Kirche übertreten, eine ähnliche Frage richten, um sie dahin zu bringen, daß sie sich aufs neue taufen lassen, nämlich: „Bist du ganz sicher, daß du getauft worden? Wagst du einen Eid hierauf abzulegen?" — Es war ein besonderer Beweis des Ansehens, das der Bischof von Ephesus hinsichtlich seiner Gelehrsamkeit bei dem Kaiser genoß (bei welchem er doch infolge seiner Opposition gegen das ganze Unionswerk in Ungnade gefallen war), daß der Kaiser sich dessenungeachtet an ihn wandte und ihn aufforderte, über jene Frage ein schriftliches Gutachten abzugeben. Indes ward seine Mithilfe entbehrlich, da unter der Hand der Kaiser mit dem Papst und seinen Vertrauten verabredete, daß Bessarion gelegentlich eine mündliche Erklärung im Namen der Griechen abgeben solle.

Endlich war man über alle Schwierigkeiten hinweggekommen. Am 3. Juli 1439 wurden im Palaste des Kaisers die Beschlüsse des Konzils zuerst von den Griechen in Gegenwart einiger päpstlichen Abgeordneten unterzeichnet, demnächst im Palaste des Papstes in Gegenwart einer griechischen Deputation, welche vom Kaiser ernannt war. Die nämlichen Griechen, welche man vorher, um die erforderliche Majorität zu erzielen, ihres Stimmrechtes beraubt hatte, wurden jetzt überredet, mit zu unterschreiben. Der Bischof von Ephesus unterschrieb nicht. — Indem der Papst unterschrieb, fragte er, ob der Bischof von Ephesus unterschrieben habe; und als man die Frage verneinte, rief er aus: „Also haben wir nichts ausgerichtet!" Die Konsequenz eines einzigen Mannes kann manchmal große Bedeutung erhalten. — Wir können uns hierbei nicht enthalten, einen kleinen Zug als Beweis römisch-katho-

lischer Schlauheit anzuführen. Über jene Frage wegen der Messe hatte man sich nicht geeinigt. Die nicht in alle Geheimnisse eingeweihten Griechen verstanden nicht recht, weshalb der Kaiser durchaus wünschte, daß der Beschluß des Konzils, mit der Unterschrift der Griechen versehen, durch eine so zahlreiche Deputation überreicht würde. Als sie kamen, erfolgte die Erklärung. Bei der Überreichung hielt nämlich der Bischof von Nicäa eine Rede, in welcher er erklärte, daß die Griechen den Einsetzungsworten die verwandelnde (sakramentale) Kraft beilegten. Kaum hatte derselbe das Wort genommen, als der Kardinal Julian den Befehl gab, alles, was der Bischof sage, niederzuschreiben. Auf einem Umwege wollte man also ein schriftliches Dokument über die Meinung der Griechen zustande bringen *).

Am 6. Juli 1439 fand in dem großen Dome von Florenz die öffentliche Feierlichkeit statt. Alle Läden waren geschlossen; die ganze Bevölkerung strömte zur Kirche. Nachdem lateinische und griechische Lob- und Danklieder abgesungen waren, betrat der Kardinal Julian die Kanzel, verlas den Beschluß des Konzils in lateinischer Sprache und richtete an die lateinischen Mitglieder des Konzils die Frage, ob sie dem Vorgelesenen ihren Beifall gäben. Nachdem diese Frage mit einem Ja beantwortet war, verlas der Bischof von Nicäa denselben Beschluß in griechischer Sprache, richtete jene Frage an die griechischen Mitglieder, und nachdem hierauf wieder ein vielstimmiges Ja erschollen war, umarmten einander der Kardinal Julian und der Bischof von Nicäa. Die lateinische und die griechische Kirche waren uniert. Der Papst verlangte, daß der Bischof von Ephesus vor das Konzil vorgefordert werde, um wegen seines Widerstrebens sich zu verantworten, ja noch mehr, daß, wenn er auf seiner Opposition bestehe, er dem Papste zur Bestrafung ausgeliefert werde. Hierauf wollte sich indes der Kaiser nicht einlassen. Der Bischof von Ephesus, mit Weiterem

*) Dieses Dokument findet sich, mit den Unterschriften der Notare, in **Mansi**, Conc. coll. XXXI, 1046.

verschont, mußte persönlich vor dem Papste erscheinen und einen scharfen Verweis entgegennehmen*). Hier halten wir in unserer Erzählung inne.

Dieses war das Ende des Unionskonzils. In einem Schreiben vom 9. Juli 1439 spricht Papst Eugen dem deutschen Kaiser, sämtlichen Königen und Universitäten, seine berechtigte Freude über das nunmehr Erreichte aus**). — So wie das Konzil in Ferrara vor der Ankunft der Griechen eröffnet war, so wurde es in Florenz auch nach ihrer Abreise fortgesetzt. Schon damals, als die Griechen sich noch in Florenz befanden, waren Gesandte der armenischen Christen eingetroffen, welche bei dem griechischen Kaiser eine Audienz bekamen. Sie waren mit einer Vollmacht von Konstantinus, Patriarchen zu Vagarsabath, einer Stadt Armeniens, datiert den 25. Juli 1438, versehen. Auch sie begehrten eine Vereinigung mit der römisch-katholischen Kirche. Daß sie kamen, geschah auf Eugens schriftliche Aufforderung und Zuspruch. Ebenso fanden sich nachher Gesandte der Jakobiten in Ägypten ein, mit einer Vollmacht ihres Patriarchen Johannes, datiert den 12. September 1440. Durch Dekrete des Florentiner Konzils wurde sowohl das Kirchenwesen der Armenier, als das der Jakobiten geordnet. Sogar im Namen des Fürsten der Äthiopier (Abessinier) erschien ein Gesandter. Aus diesen Thatsachen ersieht man, wie der ganze Orient durch den großen Versuch, die griechische und die lateinische Kirche zu unieren, in Bewegung gekommen war. Am 26. April 1442 wurde das Konzil, dessen weitere Verhandlungen uns hier nicht interessieren, nach Rom versetzt. Es löste sich auf, ohne daß man einen bestimmten Zeitpunkt anzugeben vermag, an welchem es zu tagen aufgehört hat. Es verlor sich, wie andere große Ströme, im Sande. So lange das Baseler Konzil noch beisammen war, konnte der Papst das von ihm berufene Konzil füglich nicht

*) Mansi l. c. XXXI, 1001—1044; Syropulus l. c. IX, 10—16; X, 1—16; H. Justinianus, Acta, p. 283—322.

**) H. Justinianus l. c., p. 333.

auseinandergehen lassen. Zunächst wurden seine Sitzungen vertagt, und diese Vertagung zog sich dermaßen in die Länge, daß sie einer Auflösung gleich war.

Das Konzil zu Florenz war der letzte Versuch, eine Einheit in die Kirche Christi zu bringen. Dieser große und schöne Gedanke war damals überall in der Christenheit lebendig, und man hatte die Hoffnung seiner Verwirklichung nicht aufgegeben. Ein solcher Gedanke hat seine Wurzel und genügende Berechtigung in dem Ausspruche des Herrn: „Eine Herde und ein Hirt.“ Freilich unterliegt es keinem Zweifel, daß er damals durch die gemeinsame Furcht vor dem Türken, durch den gemeinsamen Haß gegen ihn, eine größere Stärke gewonnen hatte. Wir möchten nun nicht behaupten, daß die Lateiner durch die in Florenz abgeschlossene Übereinkunft der orientalischen Kirche zu nahe getreten seien. Nach der Denkweise der Zeit mußte man die Einheit als eine sichtbare und dogmatisch fixierte verstehen; und daß diese Einheit in Rom gesucht werden mußte, war einmal geschichtlich gegeben, und zwar durch die damaligen Verhältnisse gegeben. Allerdings hielten die Lateiner an ihrer überlieferten Lehre von dem Ausgange des heiligen Geistes mit aller Zähigkeit fest und verlangten, daß die Wahrheit dieser Lehre ohne alle Umschweife von den Griechen anerkannt werde; aber sie verlangten nicht, daß die Griechen den Zusatz „filioque“ in das Symbol aufnehmen sollten, wie jene es bei der Taufe und in der gottesdienstlichen Liturgie gebrauchten. Sie begnügten sich vielmehr mit der Anerkennung der Thatsache, daß die Lateiner den Zusatz unter dem Drange einer zwingenden Notwendigkeit, jedoch in gesetzmäßiger Form, gemacht hatten. Ferner ließ man den Gebrauch gesäuerten Brotes beim Abendmahle, neben dem abendländischen des ungesäuerten, als kirchlich zulässig gelten. Was endlich die Lehre vom Zwischenzustande betrifft, so bediente man sich zur Bezeichnung desselben solcher Ausdrücke, die sich mit den

---

*) H. Justinianus l. c., p. 353. 379. Labbeus, Conc. XVIII, 1409.

beiderseitigen Anschauungen vereinigen ließen. Demnach verdienen keineswegs die Männer, die auf die Union eingingen und diesen Standpunkt fest behaupteten, wie z. B. Bessarion, daß wir ein tadelndes Urteil über sie aussprechen. Aber dasselbe müssen wir auch inbetreff eines Markos Eugenikos sagen, welcher jede Konzession zurückgewiesen hat. Er erscheint als eine Personifikation der orientalischen Kirche, welche sich bewußt war, das von den Vätern Überlieferte bewahrt zu haben, und welche eine Union mit den Lateinern zwar lebhaft ersehnte, aber nur so weit, als letztere sich dazu verstehen würden, ihre partikuläre, einer späteren Zeit angehörige Entwickelung und von der Urkirche abweichende Lehre aufzugeben. Aber was soll man von denjenigen sagen, die wohl unterschrieben, nachher aber bereuten es gethan zu haben? Hier liegt uns freilich, wie bei allem Selbstwiderspruche, der Tadel sehr nahe, und ihr Verfahren fordert auch unsere Kritik heraus. Man vergesse aber nicht, daß die Verhältnisse und Umstände, unter denen die Menschen leben, die ganze geistige Atmosphäre, die sie umgiebt, in hohem Grade auf sie einzuwirken pflegen. Unbewußt atmen wir gewisse Ansichten und Empfindungsweisen ein. Als jene die Heimat verließen, waren sie voll der Hoffnung, siegreich zurückzukehren. Unter den Verhandlungen zu Ferrara und Florenz wurde die Überzeugung von dem eigenen Recht und dem Unrecht der Lateiner bedeutend herabgestimmt. Während die edlere Seite ihrer Natur von der Hoffnung angesprochen wurde, für die Rettung des Vaterlandes mitzuwirken, stand die niedere Seite unter dem Einfluß des Heimwehs und zugleich der Besorgnis, daß die nötigen Mittel zur Heimreise fehlen möchten. Die religiösen Bedenken wurden zurückgedrängt: sie unterschrieben. Aber wie verschieden ist oft die Beleuchtung, in welcher eine Handlung dem Menschen vorher erscheint, von derjenigen, in welcher er sie ansieht, nachdem sie geschehen ist! Jetzt erwacht wieder der eingelullte Zweifel. Kehrten sie doch als die Besiegten heim! Sie wußten, daß die öffentliche Meinung entschieden mißbilligen werde, was sie gethan; dieses Bewußtsein machte sich in ihren Gemütern immer stärker geltend,

je mehr sie der heimatlichen Küste nahten, und es verschmolz mit dem wieder erwachten Zweifel. Es verdroß sie, unterschrieben zu haben.

Ein griechischer Geschichtsschreiber *) erzählt, daß, als die Mitglieder der Synode in Konstantinopel gelandet waren, die Bewohner der Residenz sie fragten: „Wie steht die Sache? Wie ging es auf dem Konzile her? Habt ihr gesiegt?" Man antwortete: „Wir haben unseren Glauben verkauft, haben Gottesfurcht vertauscht gegen Gottesvergessenheit, und das reine Opfer verratend, sind wir Azymiten **) geworden." — „Warum habt ihr denn unterschrieben?" — „Aus Furcht vor den Franken." — „Haben sie euch geschlagen oder auf die Folter gespannt? Haben sie euch ins Gefängnis geworfen?" — „Nein." — „Nun, was haben sie denn gethan?" — „Möge diese rechte Hand, welche unterschrieb, abgehauen werden! Möge diese Zunge, welche bekannte, ausgerissen werden!" — Derselbe Berichterstatter erzählt, daß in Florenz einige der Bischöfe, als sie unterschreiben sollten, gesagt haben sollten: „Wir unterschreiben nicht, zahlet ihr nicht dafür eine anständige Summe." Man habe ihnen Geld ausgezahlt, worauf sie alsbald die Feder eintauchten. Und sie seien ärger gewesen als Judas: denn dieser habe doch das Geld zurückgegeben, als es ihn reute; das thaten aber die Bischöfe nicht! — Wiewohl letztere Erzählung nachgewiesenermaßen unrichtig und die ganze Schilderung gewiß gefärbt ist, so muß es doch als ausgemacht gelten, daß es die Griechen hinterher bitter verdroß, was sie gethan hatten. Die Kirchen in Rußland und Asien verwarfen die Union als ein Werk der Schwäche und Heuchelei. Isidoros, Metropolit von Kiew, welcher in Florenz für die Union besonders thätig gewesen und vom Papste zum apostolischen Legaten ernannt war, stieß sowohl in Moskau als in Tver auf entschiedenen Widerstand. Er wurde sogar ins Gefängnis ge-

*) Historia Byzantina, p. 216.

**) Das heißt: „Wir haben den Gebrauch des ungesäuerten Brotes beim Abendmahl zugestanden."

worfen, flüchtete aber nach Italien und wurde zum Kardinal ernannt. In Konstantinopel erwies sich zwar der Kaiser den eingegangenen Verpflichtungen getreu, war aber genötigt, mit großer Behutsamkeit vorzugehen. Sein eigener Bruder Demetrios, welcher die Unionsakte nicht unterschrieben hatte, war gegen ihn. Als an des verstorbenen Patriarchen Joseph Stelle ein Nachfolger gewählt werden sollte, trug man diese Würde dem Markos Eugenikos an; er aber lehnte die Wahl ab, welche der Kaiser auch schwerlich würde bestätigt haben. Metrophanes von Cyzikus, ein Anhänger der Union, wurde gewählt; aber Antonius von Heraklea ergriff die Gelegenheit, in der Wahlversammlung seine Gewissensunruhe und seinen bitteren Schmerz darüber zu äußern, daß er in Florenz unterschrieben habe. Die drei anderen Patriarchen des Morgenlandes wollten den Metrophanes nicht als Patriarchen anerkennen, und drohten im April 1443 sogar den seinerseits eingesetzten Geistlichen mit Absetzung, falls sie nicht freiwillig abdankten. Markos Eugenikos schürte das Feuer an. Für einen Mann von seinem Charakter war es unbegreiflich, wie man zwar selber gesäuertes Brot im Abendmahl genießen und zugleich doch den Christennamen solchen beilegen könne, die ungesäuertes Brot aßen, und wie man selber bei Ablesung oder Absingung des Symbols sagen könne, daß der heilige Geist vom Vater ausgehe, und dennoch die Bruderhand denen reichen, die hinzufügten: „und von dem Sohne“. Solche scharfe, abgeschlossene, alles andere kurzweg verdammende Standpunkte, solche Ansichten, welche die Wahrheit absolut nur unter einer einzigen Form gelten lassen und nicht die geringste Abweichung zugestehen, sagen allezeit der großen Menge ungemein zu. — So gingen denn in der Kirche des Orients die Wogen sehr hoch.

Bessarion beteiligte sich an diesem Kampfe nicht. Er war in Italien geblieben, wurde auch zugleich mit Isidoros am 18. Dezember 1439 zum Kardinal ernannt und übte noch unter den vier nachfolgenden Päpsten großen Einfluß *). Er

*) Stephan. Baluzii Miscellan. l. VII, 512.

ward Bischof von Tusculum, führte den Titel eines Patriarchen von Konstantinopel und setzte sich im Jahre 1466 in Rom selbst ein Grabmonument *). Er war ein Mann reiner Sitten, wissenschaftlich gebildet; in seiner Gesellschaft wurde Laurentius Valla häufig gesehen. Seiner Landsleute, die nach der Eroberung Konstantinopels eine Zuflucht in Italien suchten, nahm er sich bestens an **). — Dagegen trat Kardinal Julian, welcher auf dem Konzil zu Florenz ebenfalls eine hervorragende Rolle gespielt hatte, um diese Zeit wieder auf den Schauplatz der Begebenheiten. Er gehört zu den schönsten, hochgesinntesten Charakteren jener Zeit. Sein Wandel und Sitten waren die reinsten; die Zeitgenossen sagten lächelnd von ihm (als einer Ausnahme unter den Geistlichen), er habe niemals mit einem Weibe zu thun gehabt. Er war, so wie Papst Eugen, voll brennenden Eifers für die Kirche; sein Auge aber blickte weiter, sein Geist war vorurteilsfreier. Er hatte ein Verständnis für die große Bedeutung der Kirchenversammlungen und für die Notwendigkeit kirchlicher Reformen, dabei aber zu viele Besonnenheit, um die unerläßlichen Bedingungen für das Bestehen der päpstlichen Macht zum Opfer zu bringen. Durch sein mannhaftes, offenes Auftreten gewann er das Vertrauen des Baseler Konzils, während er zugleich das des Papstes Eugen IV. nicht verscherzte. Freilich hat Eugen ihm manchmal mehr als ein derbes Wort gesagt, blieb aber dabei immer seinen Ratschlägen folgsam. Durch seine klassischen Studien hatte er die höchste Stufe der Bildung seiner Zeit erreicht, ohne daß seine Seele hierdurch das rein christliche Gepräge verlor. Er war so vertraut mit Cicero und Lactantius, wie mit den Werken des heiligen Augustin; aber die Bibel war das Buch, auf das er sich am liebsten berief. Das Allgemein-Menschliche tritt bei ihm in einer schönen, veredelten Gestalt hervor. Eine wohlthuende Mischung von Milde und Würde war seiner Persönlichkeit eigen; mit der Gabe hinreißender

*) G. Fabricii Roma etc., p. 208.
**) G. Jovius, Elogia, p. 56.

Beredsamkeit verband er das feine Wesen des Weltmannes. Auch bei den Griechen genoß er großes Ansehen. Dukas sagt von ihm (Hist. Byz., p. 213): „er war groß in weltlicher Weisheit und den christlichen Glaubenslehren". Aus einer niedrigen Stellung schwang er sich zu einem weitreichenden Einflusse empor, und dennoch muß man sagen, daß das Mißgeschick ihn bis zu seinem letzten Atemzuge begleitet hat. An dem Gedächtnis seines Namens haftet, dunklen Schatten gleich, der Fluch schwerer Verschuldung und der größten Leiden der Christenheit.

Giuliano, einer verarmten römischen Familie angehörig, ist im Jahre 1398 geboren. Als er in Perugia unter Bindaccio da Ricassoli studierte, mußte er mit der größten Armut kämpfen. Sein Lehrer schenkte ihm hin und wieder zur Belohnung für gute Verse einen Dukaten. Als er zum Studieren die Nachtzeit benutzen mußte, aber kein Geld besaß, um sich Lichte zu kaufen, sammelte er Lichtstümpfchen in den Häusern der Vornehmen. Um so mehr hat er es später für eine heilige Pflicht erachtet, hilfsbedürftige junge Leute zu unterstützen. In Rom hat er eine Stiftung für arme junge Studenten errichtet und derselben seine reiche Bibliothek vermacht *). Schon Martin V. (1417—1431) berief ihn nach Rom, und sandte ihn nach Böhmen, um hier den Kreuzzug gegen die Hussiten zu predigen; er sollte aber Zeuge ihres glänzenden Sieges am 14. August 1431 werden. Im folgenden Monat reiste er auf das Baseler Konzil, welches eben damals zusammentrat und auf welchem er den Vorsitz führen sollte. Die Verhandlung mit den Böhmen mißfiel dem Papste: er hielt an dem Gesichtspunkte fest, daß die Kirche ein- für allemal die Frage entschieden habe, und daß mit den Widersachern kurzer Prozeß gemacht werden müsse, wenn sie sich nicht bekehrten. Wie milde und entgegenkommend war Julian, als die hussitischen Abgesandten sich einfanden! Er rührte sie zu Thränen durch

*) Christophe, Histoire de la papauté pendant le XVe siècle I, 451.

die Rede, mit der er sie willkommen hieß, als sie vor dem Konzil erschienen. Auch außerhalb der Sitzungen pflegte er mit ihnen Umgang und suchte auf sie einzuwirken. Man hatte ihn beinahe schon in Verdacht, selber zu den hussitischen Ansichten hinzuneigen. Auch in einer anderen Veranlassung offenbarte er diesen friedfertigen, entgegenkommenden Sinn. Als die ersten griechischen Gesandten im Jahre 1434 auf dem Konzile empfangen wurden, sagte er u. a.: „Christus ist gekommen und hat uns den Frieden verkündet, denen, die nahe sind, wie auch denen, die ferne sind. Bei seiner Geburt hat er den Frieden uns durch Engel verkündet; durch das Wort seiner Predigt hat er denselben uns gelehrt, und sterbend ihn uns als Erbe hinterlassen. Und wir, die seine Jünger heißen, die den Christennamen tragen — dürfen wir wohl irgendeine Aufforderung, eine Gelegenheit verabsäumen, wo es gilt, diesen Frieden zu pflegen? dürfen wir die kirchliche Einheit außeracht lassen? Wenn wir erwägen, wie untergeordnet die Fragen sind, in denen wir verschiedener Ansicht sind, wie viel und groß dagegen die Dinge, in denen wir einig sind, so müssen wir ja erröten, daß wir diesen Streit noch länger währen lassen." Er opponierte mit Nachdruck, als der Papst am 12. November 1431 das Baseler Konzil nach Bologna verlegen wollte. „Die Seelen der Menschen" — so schrieb er am 1. Januar 1432 an den Papst — „gehen schwanger mit Argem, und fangen schon an Gift auszuspeien. Raub und Mord, an Geistlichen verübt, wird ihnen ein gottgefälliges Opfer dünken; löset das Konzil sich auf, alsdann werden sie alle Zügel abwerfen." Wie ernstlich drang er in Eugen IV., daß er nach Basel gehen solle, wohl wissend, daß sein (des Kardinals) eigener Einfluß sich dadurch sehr verringern werde. Einzelne dieser Töne begegnen uns auch bei Laurentius Valla, in seiner Schrift über die Schenkung des Konstantins, aber hier immer mit dem einen oder anderen Mißlaut gemischt. „Wie rühmlich würdet ihr handeln", schreibt Julian, „wenn ihr Italien und alles fahren ließet und persönlich hierher kämet. Die Obhut über die zeitlichen Erbgüter der Kirche

kann füglich den Legaten überlassen werden. Das wahre Erbgut der Kirche sind die Seelen, welche sie gewinnt: denn fürwahr, die Kirche ist keine bloße Zusammenhäufung von toten Steinen und Mauern. Und Christus hat euch nicht bestellt zu einem Wächter von Schlössern und Festungswerken, sondern zu einem Seelenhirten. Darum müsset ihr in eigener Person das ausführen, was das Notwendigere ist und den Seelen zum Heile gereicht, so wie auch die Apostel gethan haben." Eine Reform der Kirche durch Zusammenwirken von Papst und Konzil durchzuführen, dieses war das beständige Augenmerk aller Bestrebungen Julians. Als das Konzil am 9. Juni 1435 ein Dekret genehmigte wegen Abschaffung von Annaten, Palliengeldern und anderen Abgaben an den päpstlichen Stuhl, wodurch dieser der Mittel zur Bestreitung seiner vielen Ausgaben entblößt worden wäre, so ging Julian zwar auf dieses Dekret ein, jedoch nur unter der Bedingung, daß in irgendeiner anderen Form die Kurie einen Ersatz erhielte. Man versprach solchen Ersatz, hielt aber das Versprechen nicht. Seitdem indes die Spannung zwischen Papst und Konzil sich dermaßen steigerte, daß ein vollständiger Bruch unvermeidlich schien, verlor Julians vermittelnde Thätigkeit alle Bedeutung. Er legte daher den Vorsitz nieder; an seine Stelle trat der Kardinal von Arles. Jedoch verließ er Basel erst den 9. Januar 1438, und nahm scheidend die Hochachtung aller mit sich. Am 24. Januar desselben Jahres wurde das Konzil durch Papst Eugen suspendiert. Fortan übertrug dieser dem Kardinal Julian auf den Konzilen von Ferrara und Florenz die Leitung der Verhandlungen mit den Griechen. Es gereicht sowohl Eugen als Julian zur größten Ehre, daß das Band der Freundschaft zwischen ihnen nicht zerriß, ungeachtet ihrer sehr verschiedenen Anschauungen sowohl hinsichtlich der kirchlichen Reformen als auch der Stellung, welche die päpstliche Macht zu den Konzilen einzunehmen habe. Im Jahre 1443 kam Kardinal Julian als apostolischer Legat nach Wien, zu dem Zwecke, den König mit den Ungarn zu versöhnen und zum Türkenkriege zu drängen. Trotz der großen Schwierigkeiten,

auf welche die Durchführung der Union im Oriente stieß, war ein Mann wie Eugen doch zu konsequent, um seine Pläne aufzugeben. Auf der einen Seite suchte er durch Unterhändler, die er nach Konstantinopel absandte, die Sache in Ordnung zu bringen; auf der anderen war er unermüdlich in seinen Anstrengungen, um die Christenheit zu einem Kreuzzuge gegen die Türken zu entflammen. Die großen Mächte waren mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt; aber in Ungarn und Polen gelang es dem Kardinal Julian, eine begeisterte Stimmung für die Sache zu erwecken. Von allen Seiten strömten kampflustige Scharen nach Ungarn, um sich dem Zuge anzuschließen, den König Wladislaw, mit Hilfe des heldenmütigen Woiwoden Hunyad und in Begleitung des Kardinals Julian, im Sommer 1443 unternahm. Jener gewann einen glänzenden Sieg bei Nissa an der Morava (in Serbien); aber seine Versuche, über den Balkan hinauszudringen, mißlangen. Jedoch sah sich Murad II. genötigt, den Frieden zu Szegedin abzuschließen, und hierbei wurde bestimmt, daß die Donau künftig die Grenze zwischen den beiden Reichen bilden sollte. Hier ist es, wo in Julians Geschichte der dunkle Punkt eintritt. Er konnte sich in diesen Friedensschluß nicht finden, konnte das griechische Kaisertum nicht aufgeben, Konstantinopel nicht dem Schicksale überlassen, das die Türken dieser stolzen Stadt bereiten wollten: er kämpfte ja für Gott, für die Christenheit. Er verleitete den König, den Frieden zu brechen. Gegen die Ungläubigen brauche man nicht Glauben und Treue zu halten; Wladislaw habe als König von Ungarn und Polen den Frieden geschlossen, keineswegs aber als Anführer der zahlreichen Scharen, die aus der ganzen Christenheit zusammengeströmt seien. Ungeachtet seiner humanistischen Studien hatte Julian sich von jener sehr elastischen Spitzfindigkeit nicht losgemacht, von welcher der Jesuitismus nur eine neue Ausgabe ist. Schon bei den oben erzählten Verhandlungen mit den Griechen wiesen wir hin auf einen Beweis solcher Spitzfindigkeit. Dieselbe Verirrung wiederholte sich hier, hatte aber dieses Mal furchtbare Folgen. Die schreckliche Niederlage des christlichen Heeres

bei Varna (den 10. November 1444) war die Strafe für den Friedensbruch. Der König fiel auf dem Schlachtfelde; Kardinal Julian, welcher bis zuletzt aufs mutigste ausgehalten hatte, starb auf der Flucht. Einer seiner Widersacher traf ihn, mit Wunden bedeckt, in einem Walde und überschüttete den im Todeskampf Liegenden mit den bittersten Vorwürfen: er sei der Anstifter dieses Treubruches, durch welchen Gottes Zorn auf die Christenheit herabgerufen worden.

Der Kaiser Johannes Paläologus blieb als Regent der stipulierten Union treu, gesetzt auch, daß es wahr ist, was erzählt wird: er habe dieselbe auf seinem Sterbebette abgeschworen. Aber sein Nachfolger, Konstantin Paläologus, welcher am 31. Oktober 1448 den Thron bestieg, berief nach Konstantinopel eine Synode, welche die Beschlüsse des Unionskonzils verwarf und den Patriarchen absetzte, weil dieser sich der Union angeschlossen hatte. Inzwischen war Konstantinopel bedroht, und der Kaiser söhnte sich bald wieder mit dem Papste aus. Am 12. Dezember 1452 verlas Isidor in der Sophienkirche das Dekret des Unionskonzils und feierte die Messe, wobei er von griechischen und lateinischen Geistlichen bedient wurde. Um diese Zeit fingen die türkischen Bastionen schon an, Konstantinopel einzuschließen. Das Volk war erbittert und rief: wir wollen von den Lateinern keine Hilfe haben, wir wollen von keiner Union wissen, wir wollen keine azymitischen Gottesdienste feiern. Am 29. Mai 1453 wurde Konstantinopel erstürmt und die Sophienkirche in eine Moschee verwandelt. Unter der türkischen Herrschaft verschwand der Gedanke der Union spurlos *).

Nur die Union, welche aus der inneren Entwickelung des kirchlichen Lebens frei hervorgeht, kann von Bestand sein. Tritt sie aber als ein bloßes Mittel in den Dienst der Politik, so wird sie meistens mißlingen. Hat denn alle die Arbeit und

*) Vgl. Weber, Allgemeine Weltgeschichte IX, 670ff.; Voigt, Enea Silvio Piccolomini I, 49. 76. 130. 212ff.; J. M. Schröckh, Christliche Kirchengeschichte XXXII, 36; K. Hase, Kirchengeschichte, am betr. O.; Popoff, The history of the council of Florence, p. 167—184.

Anstrengung, von welcher wir gehört haben, gar keine Frucht getragen? Ohne Zweifel trägt jede Geistesarbeit ihren Lohn in sich selbst. Und weltgeschichtliche Begebenheiten, wie die geschilderten, haben, wenn auch scheinbar erfolglos, dennoch zwar oft verborgene, aber nichtsdestoweniger bedeutungsvolle Wirkungen. Aber als eine augenscheinliche Wirkung des Florenzer Konzils dürfen wir gewiß diese bezeichnen, daß im Abendlande die kirchliche Hoheit und Selbständigkeit durch dasselbe gestärkt wurde, so wie denn auch der Umstand beachtenswert ist, daß jedenfalls durch den längeren Aufenthalt und die Verhandlungen so vieler Griechen die Kenntnis der griechischen Sprache und Litteratur sich ebendaselbst verbreitet hat, ein Umstand, der von nicht geringem Einflusse war auf den neuen wissenschaftlichen Aufschwung jener Zeit. —

Wir müssen inbetreff des Konzils von Basel noch einige Worte hinzufügen. Eugen IV. wurde durch dasselbe am 25. Juni 1439 abgesetzt und im November d. J. Herzog Amadeo von Savoyen an seiner Stelle zum Papst gewählt. Frankreich machte sich diese Streitigkeiten zunutze, um die Rechte der französischen Kirche gegenüber Rom sicherzustellen. Im Frühjahr 1438 berief König Karl eine Nationalsynode nach Bourges. Am 7. Juli 1438 wurde die pragmatische Sanktion zum Reichsgesetz erhoben. Hiermit begann die Entwickelung besonderer katholischer Staatskirchen. Deutschland erklärte sich in dem entbrannten kirchlichen Streite neutral. Die erste Neutralitätserklärung ist vom 17. März 1438. Indessen verglich sich Kaiser Friedrich III. mit dem sterbenden Papste Eugen und erhielt als Lohn seiner Willfährigkeit baare 221,000 Dukaten. Basel, damals eine der deutschen Reichsstädte, wurde im Jahre 1447 mit der Reichsacht bedroht, falls es ferner noch das Konzil in seiner Mitte dulde. So siedelte dieses denn nach Lausanne über. Als Felix V. freiwillig sein Pontifikat niedergelegt hatte, so beschloß das Konzil, nicht ohne eine gewisse Würde, seine kirchliche Thätigkeit damit, daß es am 19. April 1449 den schon regierenden Papst Nikolaus V. zum Papst ernannte, worauf es sechs Tage nachher sich selbst auflöste. Es

herrschte weit und breit das Verlangen nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern; aber dieses Verlangen hatte damals seinen Ausdruck noch nicht in klaren Gedanken gefunden. Nur in einer Wiedergeburt des christlichen Lebens selbst konnte es befriedigt werden. Dennoch hätte das Baseler Konzil hinsichtlich der Ordnung der kirchlichen Verhältnisse, soweit diese mit der Lehre nicht zusammenhingen, viel ausrichten können, wenn es größere Mäßigung gezeigt hätte. Es ist aber jederzeit gerade dieser Mangel an Mäßigung und Selbstbegrenzung, es sind Übergriffe in das Gebiet der ausübenden Gewalt, wodurch solche Versammlungen ihren eigenen Untergang herbeizuführen pflegen. Die päpstliche Macht behielt den Sieg; aber durch diesen Sieg wurde sie des Mittels beraubt, welches sie in wirklich freien Konzilien besessen haben würde, um Kontrolle über Ausschreitungen auf dem kirchlichen Gebiete zu üben und die kirchliche Entwickelung zu leiten.

V.

Das apostolische Glaubensbekenntnis auf dem Unionskonzil.

Wir haben im Eingange dieser Schrift nachgewiesen, daß die Zweifel, die Laurentius Valla hinsichtlich des Ursprungs des apostolischen Symbolums hegte, nicht wohl auf eine eigene gewissenhafte Prüfung der geschichtlichen Verhältnisse zurückzuführen waren, daß also irgendeine äußere Veranlassung ihnen zugrunde liegen mußte. Und diese Veranlassung war die wenige Jahre vorher eingetretene lebhafte Verbindung mit der griechischen Kirche. Wir hätten uns nun, was diese Verbindung betrifft, mit einem kurzen Hinweis auf dieselbe begnügen können. Wir zogen es aber vor, unsere Leser in die Lage zu versetzen, selbst urteilen zu können, indem wir ihnen ein Bild jener Zeit entwarfen, welches nach unserem Dafürhalten in mehr als einer Hinsicht besonders lehrreich ist. Indessen bekennen wir zugleich, daß wir uns von der Sache haben fortreißen lassen und so in unserer Erzählung weitläufiger geworden sind, als in dem anfänglichen Plane lag. —

Was konnte denn Laurentius Valla Neues lernen durch die so vermittelte nähere Bekanntschaft mit der griechischen Kirche? — Dieses, daß die griechische Kirche das apostolische Glaubensbekenntnis damals nicht kannte, und es demnach sehr fraglich war, ob dieselbe jemals dieses Bekenntnis im Gebrauche gehabt hatte.

Die Taufe selbst kam weder in Ferrara, noch in Florenz zur Verhandlung, so nahe die Veranlassung hierzu auch liegen mochte, schon darum, weil die Verwaltung des Sakramentes eine abweichende war: bei den Lateinern ging die Taufe mit bloßer Übergießung des Hauptes vor sich, während bei den Griechen der Täufling untergetaucht wurde. Es ist aber für jene Zeit charakteristisch, daß das Abendmahl, das Meßopfer, in dem religiösen Bewußtsein eine ganz andere Stelle einnahm, als die Taufe. „Wir sind Azymiten geworden!" das heißt, wir sind dahin geraten, daß wir den Genuß ungesäuerten Brotes im Sakrament des Abendmahls, wiewohl nicht selbst adoptieren, aber doch bei anderen gelten lassen und für zulässig erachten. Dieses war der Ausdruck des Verwerfungsurteils, das jene, welche die Unionsakte in Florenz unterschrieben hatten, über sich selbst aussprachen. Jedoch kam wenigstens in Privatgesprächen der Unterschied der Form, in welcher die Lateiner und die Griechen die Taufhandlung verrichteten, während des Aufenthaltes der letzteren in Italien zur Sprache. So erklärte einer der Griechen einem Kalabreser, mit dem er sich über kirchliche Fragen unterhielt: er könne die Lateiner gar nicht für getauft ansehen, da sie hierbei nur mit Wasser bespült seien *). Als Markos Eugenikos nach seiner Heimkehr anfing, gegen die Union zu agitieren, unterließ er es nicht, auch die verschiedene Art und Weise, wie die Taufe vollzogen wurde, hervorzuheben. Wie damals die römisch=katholische Kirche über den Vollzug der Taufe dachte, erhellt am deutlichsten vielleicht aus dem Dekret des Papstes vom 22. November 1439, durch welches das Kirchenwesen der armenischen Christen geordnet wurde. Hier heißt es **): „Den ersten Rang unter allen Sakramenten nimmt die heilige Taufe ein, welche die Thür ist zum göttlichen Leben; denn durch sie werden wir Glieder Christi und zugleich Glieder an dem Leibe der heiligen Kirche; und nachdem der Tod durch den ersten

*) Syropulus, Vera historia IX, 9.
**) H. Justinianus, Acta, p. 367.

Menschen zu allen hindurchgedrungen ist, so können wir, laut dem Ausspruche der Wahrheit, nicht in das Himmelreich kommen, es sei denn, daß wir wiedergeboren werden aus dem Wasser und Geist. Die leibliche Materie dieses Sakraments ist wirkliches und natürliches Wasser, und darauf, ob dieses kalt oder warm sei, kommt es hierbei nicht an. Aber die Form, unter der die Taufe geschieht, ist diese: ‚Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.‘ Indessen leugnen wir nicht, daß eine wahre Taufe auch mit folgenden Worten vollzogen werden könne: ‚N. N., der Knecht (die Magd) Christi, werde getauft (baptizetur) in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes‘, oder: ‚N. N. wird mit meinen Händen getauft (baptizatur) in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes‘; denn da die heilige Dreieinigkeit die Grundursache (causa principalis) ist, durch welche die Taufe ihre Kraft erhält, der Diener aber, der das äußerlich erscheinende Sakrament (exterius sacramentum) überliefert, als Werkzeug dient (instrumentalis est), so wird das Sakrament vollzogen, indem der von dem Diener geübte Akt unter Anrufung der heiligen Dreieinigkeit sich darstellt (exprimitur). Der Priester, dem es von Amts wegen zukommt, zu taufen, ist der Diener des Sakraments; aber im Notfalle kann ein Laie, ein Weib, ja, sogar ein Heide und Ketzer taufen, wenn sie nur die Weise und Form der Kirche beobachten und im Sinne haben, das zu thun, was die Kirche thut. Die Wirkung dieses Sakraments ist die Vergebung aller Erbsünde und aller Thatsünde, und Erlassung aller Strafe, welche der Schuld gebührt; daher sollen den Getauften für die vor der Taufe begangenen Sünden keine Büßungen (satisfactiones) auferlegt werden. Die, welche danach sterben, ehe sie irgendeine Sünde begehen, kommen sogleich ins Himmelreich und zum Schauen Gottes.“ — Auffallend ist es, daß gar kein Glaubensbekenntnis an die Taufe geknüpft wird, und noch auffälliger, daß das apostolische Symbolum mit keinem einzigen Worte erwähnt wird, obgleich der Papst das nicäno = konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis,

dazu die Beschlüsse verschiedener Konzilien, ja, das athanasianische Glaubensbekenntnis den Armeniern überlieferte *). Das beweist, wie verlassen von den Mächtigen und Klugen der Kirche jenes apostolische Bekenntnis war; dennoch hielt es sich unter dem Volke durch seine eigene Macht.

Während der Verhandlungen in Ferrara und Florenz fanden die Lateiner mitunter Gelegenheit, das apostolische Glaubensbekenntnis zu erwähnen; aber nur ein paarmal ließen dabei auch die Griechen Äußerungen hören, in denen sie ihre Ansichten über dasselbe darlegten.

In der Sitzung des 4. November suchte der Erzbischof Andreas zu beweisen, daß die Worte „und von dem Sohne" kein Zusatz seien, sondern eine Erklärung, und daß sie ihrem Sinne nach also nicht außerhalb des Symbols lägen, sondern in dasselbe eingeschlossen seien. Dies erläutert er dadurch, daß er auf das Verhältnis des apostolischen Symbols zur heiligen Schrift und wiederum des nicänischen Symbols zu dem apostolischen hinweist, indem er sagt: „Es sei klar, daß das Evangelium das dem Symbol zugrunde liegende Prinzip ausmache, da die heiligen Apostel, welche Gottes Befehl ausführen wollten, das Evangelium aller Kreatur zu predigen, das Symbol, welches das der Apostel heiße, aus dem Evangelium gestalteten, und zwar zu dem Zwecke, um in der Verkündigung des Evangeliums völlig übereinzustimmen. Daraus folge also, daß man nicht sagen dürfe: das Wort des Evangeliums liege außerhalb des Symbols, wenn man dies nämlich von dem Sinne verstehe. Etwas anderes sei es, wenn von dem Wortlaute die Rede sei." Hierdurch gerieten aber die Griechen in eine mißliche Stellung. Denn was „außerhalb" liegt, erscheint als ein Zusatz, und das Symbol würde somit ein Zusatz oder Anhang zu dem christlichen Glauben sein. Das war's ja aber gerade, wogegen die Griechen aufs eifrigste stritten und was sie verwarfen, so daß sie in Widerspruch mit sich selbst kamen. Ferner sagte Andreas: wenn das nicänische

* H. Justinianus, Acta, p. 363—374.

Symbol erkläre, der Sohn sei desselben Wesens wie der Vater, so finde sich dieser Ausdruck in dem apostolischen Symbolum freilich nicht dem Wortlaute nach, wohl aber seinem Sinne nach, und sei daher kein Zusatz zu demselben *).

Der nämliche Gedankengang wurde von dem Bischof von Forli in der Sitzung vom 8. November entwickelt. Er sagte u. a.: „Da die Väter einsahen, wie diese Wahrheit, daß der Sohn desselben Wesens mit dem Vater ist, aus dem Artikel von dem Sohne, wie er sich in dem Apostolicum findet, ohne Schwierigkeit abzuleiten sei, so sangen sie (in der Liturgie) getrost und freudig die Worte: ‚desselben Wesens', ohne zu fürchten, daß sie dem Symbol der Apostel dadurch zu nahe träten. Und ebenso machten es die Väter in Konstantinopel mit dem Artikel von dem heiligen Geiste. Da sie sahen, wie nahe die Wahrheit liege, daß der Geist von dem Vater ausgehe, so hielt sie keine Scheu vor dem apostolischen Symbol zurück, in welchem es allerdings nur heißt: ‚Ich glaube an den heiligen Geist', sondern sie fügten mit aller Zuversicht hinzu: ‚welcher ist ein lebenschaffender Herr und vom Vater ausgeht'. In ähnlicher Weise fügten die Lateiner dem Symbol das ‚filioque' hinzu; denn sie erkannten, daß dies wie von selbst aus dem, was die Apostel und was die nicänischen Väter gesagt hatten, abzuleiten sei." **)

Denselben Schluß zog auch Kardinal Julian in einer den 11. November gehaltenen Rede. Wenn die Lateiner die von den Vätern gesetzten Schranken überschritten hätten, so sei von der Konzilien zu Nicäa und Konstantinopel dasselbe geschehen: denn jenes habe von dem Apostolicum etwas hinweggenommen, und dieses habe wieder zu dem nicänischen Bekenntnis etwas hinzugefügt ***).

Endlich hören wir von dem Mönche Johannes in seiner Rede am 10. März diese Bemerkung: der heilige Klemens,

*) H. Justinianus, Acta, p. 106.
**) Ibid., p. 118. 119.
***) Ibid., p. 138.

ein Schüler Petri, sage in seinem Briefe an den heiligen Jakobus (er läßt den Brief als echt gelten): die Apostel wären zusammengetreten und hätten das Symbolum abgefaßt, — ein Wort, welchem Klemens die Bedeutung: „Zusammenschuß", Beisteuer, collatio, beilegt *).

Demnach fehlen uns aus jenen Tagen keineswegs Äußerungen über das apostolische Symbolum; und wir sehen, daß die lateinischen Mitglieder des Konzils an der Ansicht festhielten, welche inbetreff der Entstehung des Symbols damals die herrschende war. Aber wir fragen: welches war über diesen Punkt die Ansicht der Griechen?

Ich habe nur zwei hierauf bezügliche Äußerungen gefunden, beide von Markos Eugenikos. Wir haben mit diesem Manne schon nähere Bekanntschaft gemacht. Hier möge es erlaubt sein, noch einige Worte über seine persönlichen Verhältnisse hinzuzufügen. Er war in Konstantinopel geboren und lag von Jugend auf dem Studium der Theologie und Beredsamkeit ob. Er war Vorsteher der Schule zu Konstantinopel, gewann aber besonders durch seine Predigten ein solches Ansehen, daß, wenn in den Provinzen das eine oder andere Fest gefeiert wurde, man ihn einzuladen pflegte, um die Festpredigt zu halten. Er gehörte zu der Geistlichkeit der konstantinopolitanischen Kirche, riß sich aber von dem unruhigen Leben der Hauptstadt los und schloß sich in das Kloster Mangana ein. Hier lebte er, abgeschieden von der Welt, unzugänglich selbst für seine Familie und widmete sich ausschließlich dem Studium der heiligen Schrift und der Kirchenväter **). Dukas (S. 213 und 458) gebraucht von ihm den Ausdruck: er sei in der griechischen Wissenschaft und für die Beschlüsse der heiligen Synoden „eine Richtschnur und Wagschale" gewesen. Und ein so hervorragender Mann ist es, auf dessen Zeugnis wir uns inbetreff dessen, was zu jener Zeit die Griechen über das apostolische Symbolum dachten, berufen dürfen.

*) H. Justinianus, Acta, p. 231; Mansi, Conc. coll. XXXI, 813.

**) Basil Popoff, The history of the council of Florence (London 1841), p. 32.

Das Konzil war noch in Ferrara. Seine Eröffnung war feierlich proklamiert, aber die eigentlichen Verhandlungen hatten noch nicht begonnen. Die Griechen hatten an den Papst eine Deputation abgeordnet, und der Patriarch unterrichtete sie einige Tage nachher, daß der Papst ein Gleiches thun werde. Die Griechen wählten aus ihrer Mitte zwei Männer, die genau aufmerken sollten, was die Lateiner sagen würden, und demgemäß antworten. Die einstimmige Wahl fiel auf die Bischöfe von Ephesus und Nicäa. Der dafür bestimmte Tag erschien. Der Kaiser riß sich los von den Freuden der Jagd und begab sich von dem Kloster zur Stadt, um dieser Zusammenkunft beizuwohnen. Der Patriarch, die Bischöfe, die Kreuzträger und die Archimandriten waren versammelt. Die päpstliche Deputation bestand aus zwei Kardinälen und sechs Bischöfen. Kardinal Julian führte im Namen der Deputierten das Wort. Er redete von der Notwendigkeit, die Verhandlungen des Konzils in Gang zu bringen, und gab eine geschichtliche Übersicht über die Entwickelung der Lehre. Zuerst hätten die Apostel eine Synode gehalten und auch das heilige Symbolum überliefert. (Er sagte: *ὅπως οἱ Ἀπόστολοι ἐποίησαν σύνοδον καὶ παρέδωκαν καὶ τὸ ἅγιον σύμβολον.*) Die nachfolgenden allgemeinen Konzilien seien nicht bei dem apostolischen Symbolum stehen geblieben. Das erste Konzil habe ein Symbol abgefaßt; das zweite habe es geändert und Zusätze gemacht. Darauf besprach er auch die übrigen Konzilien in einer Weise, daß die Griechen insbesondere sein rhetorisches Geschick höchlich bewundern mußten. Der Bischof von Ephesus ergriff hierauf das Wort. Über die Synode der Apostel und ihr Symbol sagte er: „Ein Symbolum der Apostel haben wir nicht, auch kennen wir's nicht“ (*ὅτι ἡμεῖς οὔτε ἔχομεν οὔτε οἴδαμεν σύμβολον τῶν Ἀποστόλων*). Was die apostolische Synode betreffe, so ziele der Kardinal wohl auf jene Versammlung, in welcher die Bestimmung getroffen wurde wegen Genusses des Opferfleisches, des Erstickten, und mehrerer anderer Dinge. Jene Versammlung gelte indes den Griechen nicht als eine Synode. Hierauf entspann sich zwischen

beiden ausgezeichneten Männern, deren jeder eine große Abteilung der christlichen Kirche repräsentierte, ein Wettkampf. Die Griechen selbst erkannten dem Kardinal den Lorbeer der Beredsamkeit zu; namentlich imponierte er ihnen dadurch, daß er die Einwendungen des Bischofs von Ephesus auf achtzehn Punkte zurückzuführen verstand; aber sie fanden doch, daß ihr eigener Wortführer den Vorzug der größeren Gründlichkeit habe. Die Frage wegen der Synode der Apostel überging er ganz mit Stillschweigen; aber über das apostolische Symbol sagte er, dasselbe finde sich bei jenen (*τόδε σύμβολον τῶν Ἀποστόλων εὑρίσκεσθαι παρ᾽ ἐκείνοις* *)[48]).

Der Mann, dessen Berichte wir folgen, und welcher der Synode selbst beigewohnt hat, hebt einzig und allein diesen Punkt der Verhandlungen hervor, während er dieselben übrigens nur obenhin und in allgemeinen Ausdrücken bespricht. Er muß also die Meinungsverschiedenheit merkwürdig gefunden haben. Daß eine solche über diesen Punkt unter den aus der ganzen Welt versammelten Griechen selbst stattgefunden habe, ist nicht anzunehmen. Wäre eine solche vorhanden gewesen, so mußte sie wenigstens bei den Privatverhandlungen der Griechen, wenn sie unter sich waren, zutage treten, wovon aber Syropulus ungeachtet vieler Veranlassungen dazu nicht das Geringste zu verstehen giebt. Im Gegenteil müssen wir voraussetzen, daß alle Griechen mit dem Bischof von Ephesus einig waren.

Auch bei einer anderen Gelegenheit äußert sich Markos Eugenikos über dieselbe Frage. Gegen Ende der Rede, die Kardinal Julian am 11. Dezember in Ferrara hielt, sagte er: „Demnächst tadelt der selige Cölestinus das nicänische Konzil darüber nicht, daß es [aus dem apostolischen Symbolum] die Worte „niedergefahren zur Hölle" und noch einige fortgelassen hat. Also wird etwas nicht als eine Hinzufügung oder als ein Ausscheiden betrachtet, wenn nicht zugleich hierbei ein Ausscheiden der Wahrheit stattfindet." — Markos: „Dieses steht nicht in dem Buche." — Der Kardinal: „Habet ihr das

*) Syropulus, Vera historia VI, 6.

Symbol der Apostel?" — Markos: „Nein, und wäre solches vorhanden gewesen, so wäre es [auf dem Konzil zu Nicäa] erwähnt worden. — Der Kardinal: Das folgt noch nicht, da ja auch [das nicänische Symbol] nicht auf dem konstantinopolitanischen [Konzil] zur Sprache kommt. — — Und weil ihr in Abrede stellt, daß es ein Symbolum der Apostel gebe, so will ich es euch beweisen. Der heilige Papst Leo schreibt in seinem Briefe an Pulcheria: Selbst das kurze Glaubensbekenntnis der Apostel ist in ebenso vielen [nämlich 12] Sätzen ausgedrückt. Es ist wie mit einer himmlischen Rüstung ausgestattet, damit jede ketzerische Meinung auf einmal mit seinem Schwerte zerhauen werde. Hätte jener Eutyches mit lauterem und einfältigem Herzen die Fülle dieses Symbols sich angeeignet, so würde er in keinem Lehrstücke von dem nicänischen Konzil abgewichen sein." *)[49])

Am 13. Dezember kehrt Kardinal Julian zu demselben Thema zurück. „Da ihr gesagt habt, es gebe nur zwei Symbole, und ein apostolisches Symbol existiere gar nicht, so will ich den Beweis für das Gegenteil führen." Er citiert Leos Brief, fügt aber noch verschiedene andere Zeugnisse hinzu. Ambrosius schreibt an Papst Siricius: „Wenn man den Lehren der Priester nicht glauben will, so glaube man den Aussprüchen Christi, so glaube man den Erinnerungen der Engel, welche versichern, daß vor Gott kein Ding unmöglich sei. Man glaube dem Symbolum der Apostel, welches die römische Kirche unverändert (intactum) bewahrt." Hierzu kommt der große Augustin, welcher das Symbolum der Apostel erläutert, es Wort für Wort vorlegt und sagt, es sei darum so kurz abgefaßt, damit alle es im Gedächtnis haben können; „ferner: in demselben seien die Evangelien, die Bücher der Propheten und die Apostelgeschichte enthalten"

---

*) Justinianus, Acta, p. 172. Was oben in Klammern gesetzt ist, hat der Verfasser um der Deutlichkeit willen hinzugefügt. Die gegebenen Erklärungen sind aber aus dem citierten Werke selbst entnommen.

u. s. w. — Kardinal Julian fügte hinzu: man müsse wohl beachten, daß das Symbolum der Apostel vollkommener, d. h. vollständiger sei, als das nicänische. In dem nicänischen Symbol werde nicht gesagt, daß Christus empfangen ist von der Jungfrau Maria durch den heiligen Geist, welches doch ein großes und wunderbares Mysterium sei. Ebenso wenig sei dort von dem Hingange Christi zu den Toten die Rede, noch von der Gemeinschaft der Heiligen, der Auferstehung des Fleisches und manchen anderen Dingen. „Lasset daher ab von der Rede, es gebe nur zwei Symbole; denn solche Rede wird durch allzu viele Autoritäten verwehrt" *).

Soweit sich in geschichtlichen Fragen dieser Art eine Gewißheit erlangen läßt, erscheint es nach diesem allem als ausgemacht, daß im Jahre 1438 die Griechen das apostolische Symbolum nicht, oder wenigstens nicht als von den Aposteln herrührend, kannten, noch kirchlich anerkannten.

Da erhebt sich denn aber die für die Geschichte des apostolischen Symbolums jedenfalls interessante Frage: Hat die orientalische Kirche das apostolische Symbolum einmal besessen, und war es ihr also verloren gegangen? oder hat besagte Kirche dieses Symbolum vielleicht niemals besessen? — Hier werden wir uns auf die Beantwortung dieser Frage nicht einlassen, einer Frage, welche für das richtige Verständnis der Entstehung des apostolischen Symbolums von der größten Bedeutung ist. Wir hoffen unsere über diesen Punkt angestellten Untersuchungen in nicht allzu ferner Zeit veröffentlichen zu können [50]).

Den Lateinern war es also nicht unbekannt, daß die griechische Kirche das apostolische Symbolum nicht besaß. Wir können nicht zweifeln, daß die Nachricht von dieser auffallenden Thatsache sich im Abendlande schnell verbreitet habe. Insbesondere mußte sie zu deren Kunde gelangen, die in persönlichem Verkehr mit den Griechen standen. Das war namentlich der Fall bei Laurentius Valla, welcher überdies der griechischen Sprache und Litteratur sein spezielles Interesse zuwandte. Es

*) Justinianus, Acta, p. 184.

ist höchst wahrscheinlich, daß die angeführte Thatsache es war, wodurch seine früher erwähnten Zweifel hinsichtlich des apostolischen Ursprungs des Glaubensbekenntnisses hervorgerufen wurden. In unseren Tagen, wo der Zweifel das Scepter führt, würde dieser sein Haupt bei dem ersten besten erheben können. Damals verhielt es sich anders. Man hatte allgemein Vertrauen zum dem Überlieferten; und ein gewöhnlicher Mensch würde sich höchstens über die unerwartete Kunde verwundert haben, und würde dadurch nur in seiner Überzeugung, daß die griechische Kirche weit hinter der lateinischen zurückstehe, bestärkt worden sein. Es gehörte dazu ein Geist und Charakter, wie der des Laurentius Valla, um durch die angeführte Thatsache zu ernstlicher Skepsis und Kritik aufgefordert zu werden. Indessen die Veranlassung, die er zu seinem Zweifel gehabt hatte, offen einzugestehen, das lag ihm ferne. Er wünschte dazustehen als der Mann, welcher selbständig auf etwas gekommen sei, was keinem anderen in den Sinn gekommen war, und hierdurch Bewunderung zu erregen. Er ging mit einer gewissen Vorsicht zuwerke. Zunächst wollte er auskundschaften, was diejenigen, die an den apostolischen Ursprung des Glaubensbekenntnisses glaubten, für ihre Ansicht geltend machen könnten. Da nun diejenigen, an welche er sich wandte, bei ihrer Unbekanntschaft mit den Kirchenvätern für ihre Ansicht keine Gründe anzuführen wußten, sondern nur gegen seinen Unglauben polemisierten, so begann er sich nach Waffen umzusehen, mit denen er seine Zweifel verfechten könne.

VI.

Laurentius Valla.

Wir blieben bei den ersten Anfängen des Kampfes stehen. Um einen Mönch von hervorragender Bedeutung auszufragen, begab sich an jenem Vorabend des Osterfestes 1443 Laurentius Valla in Begleitung des Angelillus Campanus nach dem Kloster hinaus, in welchem jener Mönch wohnte. Man hat die Diskussion, die daselbst anhub, bezeichnen wollen als „den Kampf Vallas mit der obskurantischen Mönchspartei wegen des Symbolum apostolicum“ *). — Zwei Welten berührten sich hier und rangen mit einander: das Mittelalter und die neue Zeit, ein Kampf, welcher auch heute noch nicht zu Ende geführt ist. Mehr oder weniger nehmen wir Jetztlebenden alle an diesem Kampfe teil; unser eigenes Innere ist zum Teil die Walstatt. Damals verteilte sich Licht und Schatten in der einen und der anderen dieser Parteien. Versetzt man sich in jene Zeit, so könnte man sich geneigt fühlen, auf die Seite des Mönches zu treten, des Bruders Antonius Betontinus. Die Frage nach dem Ursprunge des Apostolicum war in der Kirche längst zur Ruhe gegangen, und zwar in der zweifellosen Überzeugung, daß es das gemeinsame Werk der Apostel sei, deren jeder bei einer Zusammenkunft ad hoc seinen Beitrag geliefert

---

*) So Dr. J. Clausen in seiner früher angeführten Schrift (Überschrift des vierten Kapitels derselben).

habe. Diese Vorstellung erhielt sich das ganze Mittelalter hindurch; sie hatte ein tausendjähriges Alter erreicht. Vor einer Überzeugung, welche eine solche Lebenskraft bewährt hat, fühlt man unwillkürlich, auch ohne sie zu teilen, eine gewisse Ehrfurcht. Es war nicht bloß die Meinung einzelner Männer, einzelner Parteien, sondern der Ausdruck der in der ganzen lateinischen Kirche herrschenden Anschauungsweise. Allerdings liegt in dem Gedanken, daß jeder Apostel sein Stück des Glaubensbekenntnisses hergesagt haben soll, etwas recht Kindliches. Aber geschieht es nicht oft, daß große und ewige Wahrheiten sich in unvollkommene und vergängliche Formen verkleiden? Ein ausgezeichneter Geist wohnt zuweilen in einem mißgestalteten Leibe: so geht es auch der Wahrheit. Aber in dem menschlichen Bewußtsein ist die Wahrheit mit ihrer unvollkommenen Form oft dermaßen verwachsen, daß, wenn die Form zerschlagen wird, die Wahrheit verloren geht. Dies giebt Anlaß zu manchem ernsten, stillen Trauerspiel, das sich in den Seelen abspielt, und liegt jenen heftigen Kämpfen zugrunde, die in der Welt des Geistes ausgekämpft werden, weil nämlich auf beiden Seiten ein teilweises Recht ist. Manchmal kommt es unter solchen Kämpfen auch vor, daß die Wahrheit selbst verflüchtigt und getötet wird, während man meint, eine ihrer unvollkommenen, vergänglichen Formen zu beseitigen.

Was für eine Wahrheit war es denn, welche sich an jene, im Mittelalter so festgehaltene Sage knüpfte? Es war diese, daß das apostolische Glaubensbekenntnis in einer summa die Wahrheiten des Christentums enthalte, wie solches von den Aposteln verkündigt wurde. Wie nun einer sich auch die Entstehung des Apostolicum vorstellen mag, jedenfalls muß er dasselbe als eines der großen Gnadenmittel Gottes anerkennen, die es bewirkt haben, daß das heilige Feuer des Pfingstfestes niemals ganz verlosch. Die Kirche behielt die Taufe und das Abendmahl, wiewohl das letztere einer vermessenen und argen Verunstaltung verfiel. Viele Gebete wurden auch in jener Zeit gebetet, und daß eine nicht geringe Zahl derselben zur Erde fiel, ist nicht zweifelhaft. Aber ein Gebet, das „Vater=

unser", wurde von allen gebetet, und es vermochte die Seelen zu dem himmlischen Vater zu erheben. Vieles wurde gelehrt und gepredigt, was dem wahren Christentume ferne lag; aber an einem Unterrichte nahmen alle teil, dem Unterrichte in den Lehren des apostolischen Glaubensbekenntnisses, und sie lernten und gewöhnten sich, diesem Bekenntnis, als dem gemeinsamen Werke der Apostel, ihr Vertrauen zu schenken.

Durch die trüben und sturmbewegten Wasser des Mittelalters hat das Glaubensbekenntnis, wie eine Arche Noahs, die Lehre des Christentums hindurchgerettet. Aus demselben leuchtete ein Blitzstrahl auf und entzündete die Reformation: denn das Wort des dritten Artikels von der Vergebung der Sünden war es, das aus dem Munde eines alten Mönches in Luthers Ohr und Gewissen drang. Soll es uns da keine Freude sein, zu sehen, wie Bruder Antonius Betontinus dastand und die Kinder in dem apostolischen Glaubensbekenntnis unterwies, mochte er auch in seinem Eifer sich etwas heiser reden?

Auf der anderen Seite war die neuaufgehende Zeit berechtigt, mit Laurentius Valla zu fragen: „Warum?" — und daß man durch Machtsprüche diese Frage zu ersticken suchte, war gewiß vom Übel.

Wer aber von ihnen beiden kam der Wahrheit am nächsten? Antonius Betontinus mit seiner Behauptung, daß das apostolische Symbol auf die Apostel zurückzuführen sei, oder Laurentius Valla, welcher annahm, es sei erst lange nach dem nicänischen Konzil entstanden? — Offenbar war es der Mönch. Und Valla war also in diesem Punkte nicht der Freund des Lichtes, der Kämpfer wider die Mächte der Finsternis.

Was nun die Unterhaltung jener Männer in der Zelle des Klosters bei Neapel angeht, so fußt unsere Kunde von derselben und den Begebenheiten, die sich ihr anschlossen, also auch unsere Erzählung, einzig auf dem Berichte Vallas.

Nachdem dieser und sein Begleiter, Angelillus Campanus, den Mönch getroffen hatten, nahm zuerst Campanus das Wort. Er redete denselben an: „Du wirst mir gerühmt als gelehrt und

wißbegierig —" Valla ließ ihn nicht weiter reden; er unterbrach ihn, damit der Mönch nicht denke, sie seien gekommen, um mit ihm zu disputieren, und sagte: sie seien nur gekommen, zwei ganz kurze Belehrungen von ihm zu erbitten. Daß dem also sei, könne er daraus sehen, daß sie zu so später Stunde kämen. Angelillus bestätigte dies und setzte hinzu: „Wir möchten gerne von dir erfahren, wer das berichtete, was wir dich sagen hörten, nämlich daß Hieronymus ein Römer war." — Betontinus antwortete: „Viele! aber wer leugnet es denn?" Da ruft Valla aus, diese Frage als eine thörichte belächelnd: „Nun, Hieronymus selbst macht sich nicht zu einem Römer, sondern zu einem Pannonier, oder Dalmatier, aus der Stadt Stridon, welche, wie er sagt, auf der Grenze dieser beiden Länder lag." Er ließ hiermit diese Sache fallen. „Ich drang nicht weiter in den Mann", so erzählt er uns, „da ich alsbald seine Unwissenheit sowohl als seine Schlechtigkeit durchschaute." Er ging vielmehr zu seiner zweiten Frage über: „Wer berichtet denn aber, daß das Symbolum glied- und stückweise (membratim articulatimque) von den Aposteln verfaßt sei?" — „In hochfahrendem Tone" — so schreibt Valla — „und augenscheinlich entrüstet über die erste Frage, welche er doch so ungenügend beantwortet hatte, warf er hin: ‚Nun, die Kirchenlehrer!' — Ich sah, daß diese Antwort nicht besser war, als die erste; um aber sein hohes Selbstgefühl mir gegenüber etwas herabzustimmen, fuhr ich fort zu fragen: ‚Welche Kirchenlehrer? welche Kirchenlehrer?' — Verächtlich wandte er den Blick hinweg und richtete an Angelillus die höhnischen Worte: ‚Das gehört nicht zu seinem Fache (non est ejus artis)!' — Ich wunderte mich, daß er mich als einen Ungelehrten zu behandeln wagte; ich gestehe, es verdroß mich, daß er, welcher dem Volke über Bescheidenheit, Milde, Liebe predigte, so verächtlich mit mir umging, der ich nur einige Fragen an ihn richtete über unschuldige und heilige Dinge. Ich beherrschte mich aber und erwiderte ihm: ‚Gehörte es zu meinem Fache, so wäre ich ja nicht gekommen, dich zu fragen. Wenn es aber Sache deines Gewerbes ist, so solltest du mich lieber belehren,

als meiner spotten (verum si tui artificii est, quin potius doces, quam derides?).‘ Er aber fuhr fort zu lachen und wiederholte mehrmals: ‚Die Kirchenväter.‘ — Hierauf sagte ich: ‚Ist denn unter Lehrern nicht ein Unterschied? Man nennt zwar Lehrer, so viele es wagen etwas zu schreiben, gerade als wären sie Gelehrte; nun giebt es aber heutzutage mehr Lehrer als Gelehrte. Wahre Lehrer sind die, welche die Kirche als solche anerkannt hat, wie jene vier: Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Gregorius.‘ Hierauf antwortete er nicht mehr lachend, sondern mit zürnender Miene: ‚Aber Bonaventura, welcher dies berichtet, ist nicht weniger als jene.‘ — „Immerhin mag dein Bonaventura noch größer sein als jene, wenn's dir gefällt‘, entgegnete ich, ‚obgleich man ihn immer zu den kleinen rechnen wird (was ich ihm als Gegenspott zurückgab); aber in dieser Sache kann er durchaus mit ihnen nicht zusammengestellt werden. Denn die neuere Zeit kann die ältere zwar in den Fächern übertreffen, welche sich auf Vernunftschlüsse stützen (quae ratione constant); aber wie können wir unseren Vorvätern wohl widersprechen oder über sie hinausgehen, wenn es sich um die Kenntnis des Altertums oder die Geschichte vergangener Zeiten handelt, sofern das, was sie berichten, wahrscheinlich ist? In welchen Büchern hat Bonaventura das gefunden, wonach ich frage?‘ — ‚Glaubst du nicht‘, sagte er darauf, ‚daß er's irgendwo gefunden hat?‘ — ‚Durch dein Zürnen‘, antwortete ich, ‚suchst du meine gute Sache zu einer schlechten zu machen. Ich frage als ein Schüler, fordere dich nicht heraus als ein Widersacher.‘ — ‚Ja‘, fiel er ein, ‚gerade als ein Widersacher redest du, der nicht lernen will, sondern auf Zank ausgeht.‘ — ‚Wie kann ich lernen, wenn du nicht lehrst?‘ — ‚Weil‘, lautete seine Antwort, ein Schüler glauben muß.‘ — ‚Er muß glauben‘, erwiderte ich, ‚in den Dingen, die dogmatischer Art sind, nicht aber in solchen, die Zeugnis und Untersuchung erfordern (quae sunt elenchtica).‘ — ‚Du wagst sogar‘, fuhr er fort, ‚in meinem Fache mit mir zu streiten, während ich mit dir streiten könnte in dem deinen: denn ich habe Rhetorik

schon als Fünfzehnjähriger gelehrt.' Und hierbei gebärdete er sich mit Armen und ganzem Leibe nicht anders, als stände er auf der Kanzel, weshalb ich sprach: ,Aber die Rhetorik schreibt nicht vor, wie ein Faustkämpfer die Arme und den ganzen Leib hin und her zu werfen.' Jetzt stieß er Spott- und Scheltworte aus. Obgleich ich an demselben Tage den Leib des Herrn genossen hatte, konnte ich nicht umhin, ihm zu sagen: ,Du gleichst einem Rasenden, magst du zuhause sein, oder öffentlich auftreten.' — Mit diesen Worten entfernte ich mich, sowie mein Freund, und ließ jenen in voller Wut zurück unter einer Anzahl von Ordensbrüdern und anderen, welche auf sein Geschrei zusammengekommen waren."

So berichtet uns Laurentius Valla den Beginn des ersten Kampfes über die Entstehung des Glaubensbekenntnisses, ein Vorspiel, in welchem wir keine Osterklänge vernehmen. Auch läßt sich das Gebaren des Antonius Betontinus gewiß nicht rechtfertigen. Er konnte sich in Gelassenheit darauf berufen, daß die Lehre von dem apostolischen Ursprunge des Glaubensbekenntnisses nicht seine Erfindung, sondern die allgemeine Ansicht der ganzen Kirche sei; er hätte füglich fragen können, aus welchen Gründen diese Ansicht zweifelhaft erscheine. Wundern wir uns über seine Unwissenheit nicht allzu sehr. Wegen einer Ansicht, die allgemein als die richtige gilt, unterläßt man ja oft nach Gründen zu fragen. Wundern wir uns aber auch nicht, daß sein Blut in Wallung geriet, wenn ein Mann, welcher unlängst einen mächtigen Angriff gegen das Papsttum, einen anderen gegen die Vortrefflichkeit der Mönchsgelübde gerichtet hatte*), und welcher jedenfalls von seiner eigenen Weisheit und Gelehrsamkeit eine hohe Meinung hatte, mit der Miene eines demütigen Schülers, der Belehrung suche, ihm gegenübertrat.

*) Valla, De professione religiosorum. — Diese vortreffliche kleine Schrift ist erst vor wenigen Jahren herausgegeben. J. Vahlen, Laur. Vallae Opuscula tria (Wien 1869). Der Herausgeber nimmt an, daß die Schrift vor dem Jahre 1442 verfaßt ist. Vgl. daselbst S. 56ff.

Die erwähnte Zusammenkunft war ein Vorpostengefecht gewesen. Hinter der kirchlichen Frage verbarg sich eine politische. König Alfons hatte noch nicht mit dem Papst Eugen Frieden geschlossen. Man erzählte ferner: der Mönch Antonius habe zur Nachtzeit eine geheime Unterredung mit den zwei Bischöfen gehabt, die Valla als seine bittersten Feinde ansah, mit „Kaiphas" und mit Bischof Johannes von Alesa, über welchen Valla öffentlich gespottet hatte, da er sich auf den angeblichen „Brief Jesu an König Agbarus" als einen authentischen berief. Hat jene nächtliche Unterredung wirklich stattgefunden, so wurde hier der Beschluß gefaßt, den Kampf mit Valla aufzunehmen. Es war der erste Ostertag. Antonius predigte. Er scheint zum Thema die Zweifel genommen zu haben, welchen die Botschaft von der Auferstehung einst begegnete, wodurch er auf die Zweifel geführt wurde, die zu seiner Zeit herrschten. Es war natürlich, daß der gestrige Besuch ihm vor die Seele trat. „Da sei ein Mann, der die Entstehung des Glaubensbekenntnisses durch die Apostel bezweifle; derselbe Mann lehre: es gebe nicht vier, sondern drei Elemente, nicht zehn, sondern drei Kategorieen" (Substanz, Qualität, Handlung). Hierdurch war deutlich genug die Person Vallas den Zuhörern bezeichnet. Wenn Valla mehrere Jahre nachher hiervon redet, kann er sich einer heftigen Aufwallung nicht erwehren. „Siehe hier, ein frommer Mann, welcher Demut, Geduld, Weltverleugnung nicht allein predigt, sondern diese Tugenden schon durch seine ärmliche Kleidung empfiehlt! Aber nein, es ist ein Mensch, welcher vor Begierde nach eitler Ehre brennt, welcher an sich selbst denkt, während er predigt, und nicht an das Volk, welcher nach Volksgunst und dem Beifall der Frauen hascht (captator aurae popularis ac muliebrium vocularum venator). Er, welcher nicht einmal ein paar scharfe Worte vertragen kann, wie würde er sich einen Schlag gefallen lassen? Du willst deinen irrenden Nächsten züchtigen? — So züchtige ihn unter vier Augen, ermahne ihn, dringe ihm ans Herz mit aller Geduld und Einsicht! Solche öffentliche Anklage bessert den Nächsten nicht, sondern erbittert ihn. Das ist Rache! das

ist öffentliches Ärgernis!" Beherzigenswerte Worte; indessen fragt es sich, wie Valla eine vertrauliche Ermahnung aufgenommen hätte.

Vallas Äußerungen kündigten deutlich genug an, daß gegen den Glauben an den apostolischen Ursprung des Symbolums ein Sturmwetter heraufzog. Dies konnte der Kirche nicht gleichgültig sein. In solchem Ursprung fand man eine Bürgschaft für die Echtheit des Glaubens, auf welchen man taufte. Welche Folgen drohten, wenn die Kirche anerkennen mußte, sie habe sich in diesem Punkte geirrt! Es galt daher, die öffentliche Meinung zu bearbeiten, ehe das Unwetter losbrach, und dem Angriffe die Spitze abzubrechen. Nicht auf die Bekehrung Vallas war es abgesehen, sondern darauf, in dem Kampfe gegen diesen gefährlichen Menschen eine günstige Stellung einzunehmen. Daß ein Plan zugrunde lag, ergiebt sich daraus, daß Antonius dasselbe Thema auch in den drei folgenden Predigten behandelte. Der König sah sich veranlaßt, einzuschreiten und dem Antonius Stillschweigen zu gebieten. Diese Maßregel mag zugunsten Vallas, welcher den König von der Sache unterrichtet hatte (wie er selber mitteilt), getroffen worden sein. Aber dem sei, wie ihm wolle, jedenfalls mußte dem König gerade damals dieser Streit zwischen der Kirche und seinem Sekretär unbequem sein, da er es eben auf einen Friedensschluß mit dem Papste anlegte. Valla wollte sich indes nicht damit begnügen, daß dem Widersacher Schweigen auferlegt war. Er lud zu einer großen öffentlichen Disputation ein, bei welcher er die Sache gegen seine Gegner zu Ende führen wollte. Die nötigen Vorbereitungen waren in einer großen Halle schon getroffen. Beinahe der ganze hohe Adel, selbst des Königs Sohn Ferdinand war eingeladen, dem gelehrten Zweikampfe beizuwohnen. Neapel war in einer starken Bewegung. Als man nun dem Könige vorstellte, daß durch diesen öffentlichen Akt Unruhen herbeigeführt werden könnten, überdies aus dem angeführten Grunde die Sache ihm nicht erwünscht war, so fand sich eines Abends der Polizeimeister bei Valla ein und ließ ihn wissen: der König rate

ihm, die Disputation auszusetzen, bis er (der König) sich wohler befinde. Valla erkannte alsbald unter dieser eleganten Einkleidung den königlichen Befehl. Er sagte die Versammlung ab, indem er an die Thür der Kirche, wo sie stattfinden sollte, folgende Verse anschlagen ließ:

Rex pacis, miserans sternendas marte phalanges,
Victoris cupidum continuit gladium *).

Wir wollen hier ein Porträt des Königs Alfons zu geben versuchen, da das Verständnis der folgenden Begebenheiten wesentlich dadurch bedingt ist, daß man seinen Charakter kennt und richtig beurteilt. Nur die Lichtseiten an einem Menschen ins Auge zu fassen, gewährt niemals ein treues Bild. In König Alfons' Charakter ist die große Schattenpartie nicht zu übersehen. Weber sagt**): „er verkürzte sein Leben sehr durch seine Ausschweifungen". Freilich kann er von dem Vorwurf der Sinnlichkeit nicht freigesprochen werden; indes hat er doch das Alter von 64 Jahren erreicht. Er hatte einen natürlichen Sohn, Ferdinand, welchen er zärtlich liebte. Er sorgte auf alle Weise für seine Erziehung, und zwar ließ er ihn als Kronprinzen erziehen. Nur die besten Lehrer galten ihm als gut genug. In dem Friedensschlusse zu Terracina war dieses eine der Bedingungen, daß der Papst den Prinzen legitimiere und ihm Neapel zum Lehen gebe, falls der König keinen echten männlichen Nachkommen hinterlassen sollte. Diese Fürsorge für ein außer der Ehe geborenes Kind läßt gerade nicht auf ein Wüstlingsleben schließen. Auch verdient es bemerkt zu werden, daß einer seiner Umgangsfreunde***) von ihm bezeugt: niemals sei über seine Lippen ein schmutziges Wort gekommen. Jemand hat die psychologische Bemerkung gemacht,

---

*) Mildiglich schonet der König der Schar, die im Kampf unterläge;
Darum hemmt er das Schwert, eben zum Siege gezückt.
(Laur. Vallae Opera, p. 359.)

**) Weber, Allg. Weltgeschichte IX, 703.

***) Antonius Panormita, De dictis et factis Alphonsi, regis Aragonum (Basileae 1538) IV, § 41.

daß der Ausschweifende die Fähigkeit verliere, eine wirklich persönliche Liebe zu einem weiblichen Wesen zu fassen. Ist diese Bemerkung anders begründet, so dürfte Webers Urteil über den König nicht stichhaltig sein. Alfons war nämlich über 60 Jahre alt, als er von einer (freilich nicht zu rechtfertigenden) leidenschaftlichen Neigung zur Lukrezia d'Alagno, einer schönen Jungfrau aus angesehener Familie, hingerissen wurde. Die Zeitgenossen waren voll Verwunderung darüber, daß ein so großer König, welcher über Neapel, Sicilien, Sardinien, Corsica und den schönsten Teil Spaniens herrschte, und so viele Siege gewonnen hatte, in diesem Grade sich von einer solchen jungen Dame beherrschen ließ. War sie in seiner Gesellschaft, so sah und hörte er niemand als sie; bewundernd horchte er ihren verständigen Reden. Er überhäufte ihre Familie mit Wohlthaten, und zuletzt konnte man nichts bei ihm durchsetzen, als nur durch ihre Empfehlung. Desungeachtet ließ sie sich nicht gewinnen. Sie erklärte — und die Mitwelt glaubte es ihr —, daß sie niemals sich preisgeben werde, und daß, falls der König Gewalt anwenden sollte, sie vor der Unthat sich töten werde, nicht, wie ihre Namensverwandte im römischen Altertume, erst nachher[52]). Der König suchte daher beim Papste die Erlaubnis nach, von seiner tugendhaften und treuen Gemahlin, der Königin Maria, sich scheiden zu dürfen, unter dem Vorgeben, daß sie unfruchtbar sei. Und man hat einen Brief von Kalixt III. vom 6. November 1457, in welchem er berichtet, daß Lukrezia d'Alagno selbst in Rom gewesen und in königlicher Pracht aufgetreten sei, um die Scheidung durchzusetzen. Es gereichte jener Zeit, gleichwie auch uns heute, zum Anstoß, daß der König nicht einmal in seinem Testamente die Königin nannte. Als Regent hat er vielleicht die Spanier zu sehr begünstigt, und seine unaufhörlichen Kriege machten hohe Steuern notwendig. Er riet seinem Sohne, hierin einer anderen Maxime zu folgen. In jeder anderen Hinsicht aber hinterließ er einen glänzenden Namen; und gewiß mit Recht sagt Summonte, daß Italien seit Karls des Großen Zeit keinen besseren, ruhmwürdigeren Fürsten ge-

habt hat. Es war einer der tüchtigsten Kriegsherren, wofür die eine Thatsache genügend spricht, daß er F. Sforza nötigte, sich aus der Markgrafschaft Ancona zurückzuziehen. Aber im Kriegsleben verwilderte er nicht: er zeigte oft eine große, den Zeitgenossen auffallende Milde. Als er Gaeta belagerte, jagte man hier die ganze nicht kriegstüchtige Bevölkerungsklasse aus der Festung, weil Mangel an Lebensmitteln eintrat. Was sollte nun geschehen? Sollte man diese Scharen aufnehmen, oder umkommen lassen? Wurde doch vielleicht die Besatzung zur Übergabe der Festung bewogen, wenn sie den Jammer der zwischen den Festungsgräben und dem feindlichen Heere zusammengedrängten Menge erblickte. Die Sache wurde im Kriegsrate verhandelt. Fast alle stimmten dafür, daß man, gemäß den Regeln der Kriegkunst, die Verjagten nicht aufnehme. Da sagte Alfons: ich kämpfe mit Männern, nicht mit Frauen und Kindern; und lieber will ich auf den Besitz von Gaeta verzichten, als siegen auf eine so grausame und abscheuliche Art *). Dieses edle Verhalten des Königs scheint dazu mitgewirkt zu haben, daß sich Gaeta dem Bruder des Königs Alfons ergab **). Er zeigte sich als Regent weitblickend, klar, ruhig, leidenschaftslos. Dabei war er allerdings ein passionierter Jäger und scheint auch hohes Spiel geliebt zu haben. Wenn Kardinal Scarampus, welcher behufs der Friedensverhandlungen nach Neapel gesandt war, in einer Nacht 8000 Goldgulden an ihn verlor, so sehen wir, daß man am neapolitanischen Hofe hoch gespielt hat ***). Aber trotz dieser Zerstreuungen, trotz seines bis zum Jahre 1442 vielbewegten Lebens, trotz seiner vielen Kriege und der treuen Erfüllung der Regentenpflichten, die auf ihm ruhten, liebte er dennoch und pflegte eifrig die Wissenschaften. Er war kein vornehm herablassender Beschützer der Gelehrten, die an seinem Hofe

---

*) Ant. Panormita, De dictis et factis etc. I, § 15.

**) M. Denina, Révolutions d'Italie, trad. de l'italien par Jardin, p. 135.

***) Reumont, Geschichte der Stadt Rom III, 1. S. 105.

sich sammelten; nein, mit wahrhaftem Interesse studierte er die lateinischen Klassiker in einer Zeit, welche sich mit so lächerlichem Hochmute über die klassischen Studien hinwegsetzte. Fünfzig Jahre alt, machte er sich an ein gründlicheres Studium der lateinischen Sprache, und er hat einige Schriften in dieser Sprache verfaßt. Auf seinen Reisen führte er J. Cäsars Werke bei sich, und kein Tag verging, ohne daß er in ihnen las *). Er liebte den Livius. Als er eines Tages ihn las und durch eine von tüchtigen Musikern ausgeführte Musik gestört wurde, bat er um Ruhe, indem er sagte: „Aus dem Livius tönt mir eine weit schönere Harmonie entgegen.“ Der Mediceer Cosmo hatte aus Florenz ihm ein Exemplar des römischen Historikers zugeschickt. Da man bei den Mediceern eine üble Gesinnung argwöhnen durfte, so rieten ihm die Ärzte, das Buch nicht anzurühren, da es vergiftet sein könne; der König konnte dem Verlangen nicht widerstehen, mit dem werten Geschenke bekannt zu werden. Er öffnete es und las, indem er erklärte: das Leben der Könige steht unter Gottes Schutz. Als er in Capua krank lag, brachte man ihm einen Curtius Rufus, und der König freute sich dermaßen, ihn und seine Schilderung Alexanders d. Gr. kennen zu lernen, daß sogleich in seinem Zustande eine günstige Wendung eintrat. Wie er ungeachtet seines Fiebers sich zu Aurispa begab und über gelehrte Materien mit ihm redete, hörten wir schon früher. Obgleich die Historiker sein Lieblingsstudium waren, las er doch auch gern die Dichter. Als er in Messina sich den Virgil vorlesen ließ, bekamen alle, die zu lernen Lust hatten, Zutritt, auch Leute niederen Standes, wogegen die Hofleute, deren Mangel an höherem Interesse bekannt war, ausgeschlossen wurden. Auch mit den Philosophen beschäftigte er sich, besonders mit Seneca. War er eben aufgelegt und hatte Muße zum Lesen, so beseitigte er jedes Hindernis. Einst wollte er in die Bibliothek; diese war aber verschlossen und der Bibliothekar mit dem Schlüssel davongegangen. Der König wollte indes hinein und ver-

*) Ant. Panormita l. c. II, § 14.

suchte mit eigener Hand das Schloß aufzubrechen. Als ein darüber zukommender Priester seine Verwunderung äußerte, fiel der König ihm in die Rede und sprach: „Glaubst du, heiliger Mann, daß die Natur und Gott den Königen die Hände für nichts und wieder nichts gegeben hat?“ Des Königs Liebe zu den Büchern war allgemein unter den Soldaten bekannt. Wurde unter den Kriegsläuften eine Stadt geplündert, so brachten sie ihm die Bücher, die man vorgefunden. Auch römische Münzen sammelte er eifrig. Er sammelte Bücher, nicht zu bloßer Unterhaltung, sondern weil er in den Erfahrungen der Vorzeit eine Anweisung suchte. „Die Toten“, sagte er, „sind meine besten Ratgeber; sie sind es, die keine Furcht vor mir haben, auch meine Gunst nicht suchen.“ — Wein genoß er nicht anders als mit vielem Wasser vermischt. Alexanders d. Gr. Mangel an Mäßigung diente ihm zur Warnung. Bekannt ist auch seine Äußerung: er wolle lieber seine Reiche verlieren, als das bischen Wissen, das er sein nenne. Als man ihm von einem der Könige Spaniens erzählte, welcher zu sagen pflegte: für einen Adeligen zieme sich nicht gelehrte Bildung, so rief er aus: „Das ist nicht eines Königs Rede, sondern eines Ochsen.“

Höherstehenden fällt es schwer, anderen, unter ihnen Stehenden gegenüber sich als einfache Menschen, als bloße Sterbliche zu fühlen; und doch liegt in dieser Kunst oder Naturgabe das Geheimnis, wie Könige am besten die Liebe ihres Volkes gewinnen. Als Alfons, auf einer Reise nach Capua begriffen, seinen Begleitern vorausgekommen war, stieß er auf einen Eseltreiber, welcher klagte, sein mit Mehlsäcken beladener Esel sei so tief in den Koth gesunken, daß er ihn allein nicht auf die Beine bringen könne. Und er wandte sich an den König, welchen er unter seiner schlichten Kleidung nicht erkennen konnte, mit der Bitte, ihm zu helfen. Alfons sprang vom Pferde und half ihm. Er zog am Halse des Esels, der Eseltreiber am Schwanze, und bei diesem brüderlichen Zusammenwirken wurden die Majestät und der Eseltreiber von dem nachkommenden Gefolge angetroffen. — Einst suchte er Nachtquartier in einem

Hause, wo alles von Soldaten besetzt war. Diese kannten ihn nicht, schalten aber und bedrohten ihn, wenn er sich nicht fortmache. Der König wollte auflachen. Der Irrtum wurde aufgeklärt; aber jetzt durften die Soldaten nicht eher das Haus räumen, als nachdem sie an der Mahlzeit des Königs selbst teilgenommen hatten. — Ein Reiter war ins Wasser gestürzt und schrie vergebens nach Hilfe; da sprang der König hinein und rettete den Ertrinkenden. — Jemand hatte auf dem Marsche einen Baumzweig seiner Hand so entfahren lassen, daß der König dadurch im Gesichte verwundet wurde. Da bedauerte dieser nur den Menschen, welcher natürlich über sein Ungeschick höchlich bestürzt war.

Auch Fürsten gegenüber hatte Alfons ein gewinnendes Wesen. Im Anfange des Kampfes, da es sich um den Thron von Neapel handelte, stand Genua auf der Seite des Königs René. Es kam zu einer Seeschlacht bei der Insel Ponza, und Alfons wurde gefangengenommen. Die Genuesen freuten sich, denn sie waren auf die Seemacht der Katalonier sehr eifersüchtig. Der Herzog von Mailand, Filippo Maria (zu ihm standen nämlich die Genuesen in einem Abhängigkeitsverhältnis), befahl, er solle nach Mailand gebracht werden. Alfons ließ sich durch das Mißgeschick nicht beugen, wie es überhaupt für ihn charakteristisch war, daß er als derselbe erschien im Unglück wie im Glück. Es gelang ihm in kurzem, Filippo Maria so für sich einzunehmen, daß sie Freunde und Bundesgenossen wurden. Die Genuesen wurden nun aufgefordert, König Alfons nach Neapel zurückzugeleiten und ihn zu unterstützen. Sie aber, höchst ungehalten über den geringen Vorteil, den sie von dem königlichen Fange gemacht hatten, empörten sich. Wenn Filippo Marias Testament echt ist — die Echtheit steht keineswegs völlig fest —, so war der Eindruck, den Alfons auf den Herzog gemacht hatte, ein so starker, daß dieser ihn zum Erben seiner Besitzungen einsetzte; nur Cremona sollte der Tochter des Herzogs, Bianca Maria, zufallen, welche mit Fr. Sforza vermählt war.

König Alfons scheint ein guter Katholik gewesen zu sein,

obgleich die heutige römische Kirche ihn schwerlich als solchen anerkennen wird, da er mehrere Jahre hindurch sich dem Baseler Konzil als Gegner Eugens IV. anschloß. Damals aber war die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes noch nicht sanktioniert; auch dürfte es den Kindern jener Zeit schwer geworden sein, eine solche Vorstellung sich anzueignen, da sie erst jüngst Papst gegen Papst auftreten sahen, deren einer den anderen verketzerte. Nach dem Frieden von Terracina zeigte Alfons in seinem Verhalten gegen den Papst eine gewisse Treue, nämlich bis Kalixt III. den päpstlichen Stuhl bestieg und nun besondere Umstände eine Veränderung herbeiführten. Eine wahrhaft schöne Denkweise hat er an den Tag gelegt, wenn das, was erzählt wird, als beglaubigt gelten darf, daß der Papst ihm zum Danke für die Hilfe, die er bei Vertreibung des Sforza geleistet, die eroberten Städte angeboten habe, daß der König aber aufs bestimmteste sich weigerte, das Anerbieten anzunehmen: denn nicht um des Vorteils, sondern um Gottes und der Kirche willen habe er die Expedition unternommen. Jedoch dürfte die Sache in dem Berichte etwas verschönert sein. Vermutlich hatte der Papst ihm jene Städte nicht sowohl für das angeboten, was er schon geleistet, sondern vielmehr, um ihn zu bestimmen, daß er sich nicht auf die Vorstellungen des Herzogs von Mailand wieder von seiner Partei zurückziehen möge. Als er sich nun außerstande sah, auf des Papstes Anliegen einzugehen, mag er immerhin seine ablehnende Antwort mit den angeführten schönen Worten begleitet haben.

Er verehrte gläubig die Heiligen. Nach der Einnahme von Marseille bemächtigte er sich des dort angeblich vorhandenen Leibes des heiligen Aloisius und ließ diese Reliquie nach Spanien führen. Begegnete er etwa der Hostie, die zu einem Kranken getragen wurde, so stieg er vom Pferde und folgte ihr zu Fuße. An jedem Gründonnerstag pflegte er selbst sechzig Armen die Füße zu waschen, und nachdem er sie gegetrocknet, küßte er sie, bereitete ihnen ein Mittagsmahl und ließ sie, mit Geld und neuen Kleidern versehen, heimgehen.

Es wird erzählt, daß er eines Tages, nach einer gewonnenen Schlacht, müde und hungrig ins Lager zurückkehrte, alsdann aber zunächst einem Gottesdienst beiwohnte und dem Heilande für den Sieg dankte, ehe er seine Waffen ablegte und seinen Hunger stillte. Einst feierte er Weihnacht, als ihm die Nachricht in die Kirche gebracht wurde, daß zwei feindliche Heere heranrückten; er ließ sich aber nicht stören und gab den Befehl, daß die Soldaten nicht vor dem Schluß des Gottesdienstes zu den Waffen greifen sollten. Er steuerte dürftige Jungfrauen aus, die Nonnen zu werden wünschten, aber ihrer Armut wegen keine Aufnahme im Kloster fanden. — Während der Belagerung von Pozzuoli reitet er zu seiner Erholung längs des Strandes. Plötzlich sieht er eine Leiche am Boden liegen. Alsbald springt er vom Pferde und befiehlt seinen Begleitern das Gleiche. Einige graben ein Grab; andere hüllen den Leichnam ein; der König aber richtet irgendwie ein hölzernes Kreuz zu und legt es dem Toten auf die Brust. — Armen Knaben, die zu studieren wünschten, reichte er die nötigen Mittel dar, half manchem Theologen zum Doktorgrad, welcher damals nur mit großen Kosten erreichbar war, unterstützte aufs reichlichste Lehranstalten, in denen Theologie gepflegt wurde, und wohnte öfter den Vorträgen selbst bei. Erkrankte einer seiner vertrauteren Freunde, so besuchte er ihn und richtete ihn mit religiösem Troste auf. Es klingt beinahe unglaublich, und doch ist kein Grund, an der Erzählung zu zweifeln, daß er vierzehn Male die Bibel durchgelesen habe, und zwar mit Kommentaren. „Er starb" — sagt Summonte — „nachdem er, als ein echt katholischer Fürst, mit großer Demut und Andacht die heiligen Sakramente der Kirche empfangen hatte." Derselbe Geschichtsschreiber kann nicht Worte genug finden, die vielen vortrefflichen Eigenschaften des Königs zu beschreiben. „Er war sehr tapfer, gerecht, strenge, ernsthaft, hochherzig, dabei huldreich, freigebig, wohlthätig, freigesinnt." Und um auch ein spanisches Zeugnis anzuführen, so sagt der spanische Litterarhistoriker Nicolaus Antonius: „Er war edelgesinnt, gerecht, mutvoll, ein großer Freund der Wissenschaft und aller

Gelehrten, ein Muster aller Helden- und Königstugenden". Fügen wir noch hinzu, daß er seinen Ausspruch: „eines Fürsten einfaches Wort muß ebenso viel gelten, als der Eidschwur anderer Menschen", im ganzen auch bethätigt zu haben scheint, so dürfen wir unseren Versuch, ein Bild des Königs Alfons zu geben, hiermit abschließen *)[53].

König Alfons, welcher also, bei aller seiner Leidenschaft für die klassischen Studien, keineswegs mit dem alten Glauben gebrochen hatte, erteilte Valla in der angeführten Weise einen feinen, aber verständlichen Wink, daß die Fortsetzung des Kampfes, welcher schon eine nicht geringe Aufregung hervorgerufen, ihm unerwünscht sein werde. Die Auslegung, die das erwähnte Epigramm dem königlichen Verbote gab, konnte ihm nur mißfallen.

Valla aber ging — so berichtet er uns selbst — in dem stolzen Bewußtsein, gesiegt zu haben, einher; er beschuldigte laut die Widersacher, in der Voraussicht ihrer Niederlage den König zu jener Maßregel vermocht zu haben. Hierdurch wurden diese natürlich noch mehr gereizt. Es verdroß sie, daß ein Mann, welcher den apostolischen Ursprung des Glaubensbekenntnisses leugnete, ungestraft, ja triumphierend umhergehen dürfe. Dieser fühlte sich, je länger er über die Frage nachdachte, immer mehr in seiner Überzeugung bestärkt. Er dogmatisierte inbetreff einer historischen Thatsache, ohne sich um die historische Überlieferung zu kümmern. Er ließ sich zu Vermutungen und Voraussetzungen fortreißen, die ohne solide Grundlage waren. Das immerhin nicht unbegründete, obgleich nichts weniger als entscheidende Bedenken, das Valla geltend machte, war das Stillschweigen der Apostelgeschichte über jene

---

*) Vgl. Ant. Panormita, De dictis et factis Alphonsi regis Aragonum libri quatuor (Basil. 1538) an vielen Stellen. Dominicus Georgius, Vita etc., p. 33. Summonte, Istoria di Napoli III, 81. 115. 189. 221—224. Nicol. Antonius, Bibliotheca Hispana vetus II, 173. Leo, Geschichte der italienischen Staaten III, 374 f. Reumont a. a. O. III, 1. S. 117.

Thatsache. Der Bischof von Ephesus hatte auf dem Konzil zu Ferrara das Bedenken dadurch angeregt, daß er auf den Umstand aufmerksam machte, daß Lukas in seinem Berichte über die Versammlung der Apostel nichts erwähnt von der Abfassung und Geltendmachung eines Glaubensbekenntnisses. Dieses Stillschweigen ist denn bekanntlich auch von anderen, bis in die neueste Zeit, als eine Instanz gegen die apostolische Entstehung desselben hervorgehoben worden. Abgesehen aber von diesem einzigen Momente — wie völlig haltlos und aus der Luft gegriffen waren alle die übrigen Einwendungen, die Valla als vermeintlich tiefsinnige und gewichtige vorbrachte.

In einem Gespräche mit dem Bischof von Palermo, welcher, wie Valla bemerkt *), kürzlich von dem Baseler Konzil zurückgekehrt war, entwickelte dieser seine Ansichten. Durch diese Notiz erhalten wir eine einigermaßen genaue Zeitbestimmung. Wir müssen einen Augenblick bei diesem merkwürdigen Manne verweilen, da Vallas sehr freundschaftliches Verhältnis zu ihm die ganze Situation zu beleuchten dient.

Nikolaus Tudeschi, auch genannt Nikolaus Siculus und Nik. Panormitanus (d. h. der Palermer), in der gelehrten Welt unter dem Namen Abbas Siculus bekannt, war in Catania geboren, ward in seinem vierzehnten Jahre Mönch, studierte in Bologna, hielt sowohl hier als in Siena Vorlesungen, ward Abt eines Benediktinerklosters, bis Eugen IV. ihn zum Erzbischof von Palermo ernannte. Er wurde von König Alfons nach Basel aufs Konzil gesandt, und ward durch seine ungewöhnliche Gelehrsamkeit eine große Stütze desselben. Welch ein Redner! Auf dem Reichstage zu Frankfurt hielt er sogar eine Rede, die sich über drei Tage erstreckte **). Im ganzen schloß er sich der gegen Eugen feindlich gesinnten Majorität an und redete der Suspension desselben eifrig das Wort. Daher erregte es große Verwunderung, als er mit

*) L. Vallae Opera, p. 359.

**) Diese Rede ist öfter abgedruckt worden. Bei Würdwein, Subsidia diplomatica VIII, füllt sie 230 Seiten.

demselben Eifer gegen seine Absetzung auftrat; und seine Feinde verbreiteten, er thue es auf Ordre des König Alfons. Ausgemacht ist, daß er bald nachher wieder seine frühere Haltung einnahm. Nachdem nämlich Felix V. vom Baseler Konzil zum Papste erwählt war, ward er einer seiner Kardinäle. Inzwischen trat in der neapolitanischen Politik der große Umschwung ein. In dem Frieden von Terracina, den 14. Juni 1443, war es eine der Friedensbedingungen, daß König Alfons die Mitglieder des Konzils, welche seine Unterthanen seien, zurückrufen solle. So wurde auch der Erzbischof von Palermo gezwungen, Basel den 4. August zu verlassen, wobei er sein Schicksal beklagte und versicherte, daß er allezeit gegen das Baseler Konzil und Papst Felix dieselbe treue Gesinnung bewahren, und niemals sich Eugen unterordnen werde. Man erzählt, daß er sich nicht dazu verstehen wollte, der Kardinalswürde zu entsagen, auch sich Eugens Verfügung nicht unterwarf, da dieser solche ihm absprach. Wenn aber hinzugefügt wird, daß er bei seinem Starrsinn auch alsdann noch verblieb, als Felix V. seine päpstliche Würde niedergelegt hatte, so ist das augenscheinlich unwahr, denn er starb 1445, also vier Jahre vor diesem Ereignis. Da aber König Alfons den Papst Eugen aufrichtig anerkannt und sich mit ihm verbündet hatte, so mußte die fortdauernde Anhänglichkeit des Erzbischofs von Palermo an Basel freilich auf ihr gegenseitiges Verhältnis störend einwirken. Ein Zeitgenosse, Falinus, berichtet: der König habe dem Erzbischof geradezu gesagt, daß er kein Vertrauen zu ihm haben könne, da er seinem Herrn, dem Papste, ungetreu geworden sei. Daß Valla sich nun gerade an diesen Mann wandte, war nicht geeignet, den König gegen seinen hartnäckigen Sekretär freundlich zu stimmen *).

Da der Erzbischof von Palermo Basel am 4. August ver-

---

*) Summa conciliorum Basiliensis, Florentini, Lateranensis, Lausanensis etc. Anotore Augustino Patricio, canonico Senensi. Cap. CXLII. — Vgl. Labbeus et Cossartius, Concilia XVIII, 1421; Mansi l. c. XIX, 41; Tiraboschi, Lett. VI, 1. p. 511—515.

ließ, so schließen wir hieraus mit ziemlicher Bestimmtheit, daß die Begebenheit, die wir erzählen wollen, im Herbste des Jahres 1443 stattgefunden hat. Nun war dem Valla von einem ihm befreundeten Bischofe hinterbracht worden, daß seine Feinde sich auf eine Stelle in den Dekretalien beriefen, wo es heiße: das Konzil von Nicäa habe ein Symbol abgefaßt, „das zweite nach dem der Apostel"; aus dieser Bezeichnung erhelle es ja deutlich, daß die Apostel ein Symbol abgefaßt hätten, welches kein anderes sein könne, als das bekannte, den Namen der Apostel tragende. Indem Valla dies hörte, geht es ihm plötzlich auf, wie durch eine Inspiration. „Ich will verdammt sein" — ruft er aus — „wenn man die Stelle nicht also lesen muß: das Konzil von Nicäa, das zweite nach den Aposteln, hat ein Symbol abgefaßt." Er rennt zu einem Manne, welcher einen alten Codex mit den Dekreten besitzt, und siehe: da steht, was er vermutet hat. Der freundschaftliche Bischof erstaunt über sein Genie — leider beweist jedoch die inspirierte Lesart nicht die Richtigkeit seiner Ansicht[54]) — und erteilt ihm den Rat, den Erzbischof von Palermo zu befragen. In der Unterhaltung mit diesem entwickelt er denn seine Ideen; jedoch gestehen wir, daß es uns Mühe gekostet hat, des Laurentius Valla eigentliche Ansicht über die Entstehung des apostolischen Symbolums zu verstehen. Zunächst treten uns aus seinen Äußerungen anscheinend die gröbsten Widersprüche entgegen. Indessen sind solche bei einem so scharfen Denker, wie Laurentius Valla unstreitig war, kaum anzunehmen. Wir haben daher in einer Anmerkung[55]) versucht, sie bestmöglich zu lösen, und zwar in der Weise, daß wir den Text nach der Ausgabe der Werke Vallas vom Jahre 1543 vollständig angeführt, und in Parenthesen die abweichenden Lesarten, die sich in der Calumnia Theologica (gedruckt im Jahre 1522) finden, hinzugefügt haben. Hier begnügen wir uns, die Resultate darzulegen.

Bleibe man bei Isidor (Bischof von Sevilla, gest. 633, dem Pseudoautor der Collectio Canonum decretalium) stehen und halte sich an die richtige Lesart, und zwar nach richtiger

Auslegung, so erhalte man durchaus keinen Beweis dafür, daß das apostolische Glaubensbekenntnis vor dem Konzil von Nicäa abgefaßt sei. Daß es nicht früher abgefaßt worden, erhelle auch daraus, daß die arianischen Streitigkeiten durchaus nicht hätten entstehen können, wenn man schon damals das apostolische Symbol gehabt hätte. Nehme man aber an, dasselbe sei auf dem nicänischen Konzile selbst abgefaßt, so lege man ihm ein zu hohes Alter bei. Denn erstens sei es nicht denkbar, daß ein und dasselbe Konzil zwei Symbole verfaßt haben sollte, das nicänische und das apostolische. Ferner hätten auch die durch Macedonius veranlaßten Streitigkeiten über den heiligen Geist, wie sie nach dem Konzil von Nicäa ausbrachen, nicht zum Ausbruch kommen können, wenn man das apostolische Symbol damals schon hatte. Ja, wie wäre in diesem Falle das Schisma zwischen den Lateinern und Griechen aufgekommen? Nicht auf das apostolische Symbol habe man sich unter diesen Kämpfen berufen, sondern auf das nicänische. Valla bemerkt, er könne noch unendlich viele Gründe für seine Behauptung anführen. Gut, daß er's unterlassen hat. Denn niemals hat es eine kirchenpolitische Erörterung gegeben, welche mehr in der Luft schwebte. Antonius Betontinus bekam Recht mit seinem spottenden Ausruf: „Das gehört nicht zu eurem Fach!" — Wann und wie aber das apostolische Glaubensbekenntnis entstanden sein soll, sagt Valla nicht ausdrücklich. Jedenfalls verlegte er den Ursprung desselben in eine sehr späte Zeit, und erklärte es, nicht weniger als Konstantins Schenkung an den Papst, für apokryph.

Laurentius Valla hatte sich völlig die griechische Anschauungsweise angeeignet. Fragte man einen Griechen: „Wer hat das Symbol abgefaßt?" so antwortete er: „Das Konzil von Nicäa; das dort abgefaßte Symbol erhielt indes nachher auf dem Konstantinopeler Konzil einen Zusatz." Betonte man aber alsdann, daß man nicht das nicänische Symbol meine, sondern das apostolische, so hätte des Griechen Antwort gegelautet: letzteres besitze man nicht; es sei auch unstreitig gar kein eigentliches, selbständiges Symbol, sondern nur

eine volkstümliche Fassung des nicänisch=konstantinopolitanischen.

Der Erzbischof hat sich damals, nach Vallas Mitteilung, nicht eben tiefer mit ihm eingelassen: augenblicklich erinnere er sich nicht, was bei den Kirchenvätern über diesen Gegenstand stehe. Jedoch soll er zuletzt gegen Valla geäußert haben: er finde dessen Gründe annehmlich („ille probabiles sibi videri rationes meas respondit“); er werde die ganze Frage gründlicher erwägen. Auf das Resultat dieser Erwägung zu warten, war Valla nicht aufgelegt. Er hatte den Eindruck gewonnen, daß vonseiten der Kirche gegen seine Ansicht keine gewichtigen Einwendungen zu erheben sein möchten. Er blieb dabei, daß er die richtige Lesart entdeckt habe, seine Deutung die rechte sei. In den päpstlichen Dekreten eine Stelle berichtigt zu haben, deuchte ihm ein Triumph gegenüber den Juristen, mit welchen er längst auf gespanntem Fuße gestanden hatte. „Ich schrieb demnach an die juristische Fakultät zu Neapel — wie ich gestehe, das Verlangen, die Unwissenheit meiner Gegner zu verhöhnen, vermochte ich nicht zu zügeln —, daß sie doch jene Stelle in den Dekreten abändern und hierdurch sich den Ruhm einer Berichtigung erwerben möchten. Zugleich zeigte ich der Fakultät an, daß ich beabsichtigte, über diesen Gegenstand Schreiben an die gelehrten Gesellschaften Italiens zu richten.“ [56])

Somit ist er wenig berechtigt, in seiner „Apologie“*) den Vorwurf zurückzuweisen, daß er durch Veröffentlichung seiner Zweifel die Frommen geärgert habe, und zu beteuern: seine Absicht sei keineswegs gewesen, Aufsehen zu machen; ganz arglos habe er sich an Antonius Betontinus gewandt, um sich belehren zu lassen, sei aber gezwungen worden, den Angriffen des Mönches entgegenzutreten. Zu dieser Selbstverteidigung passen jedesfalls nicht die beabsichtigten Adressen an die gelehrten Fakultäten Italiens. Der Streit, welchen der König zweimal zu dämpfen gesucht hatte, indem er zuerst dem Antonius, danach dem Valla Stillschweigen gebot, schien nun=

*) Laur. Vallae Opera, p. 804.

mehr einen ernsteren Charakter anzunehmen und sich über ganz Italien ausbreiten zu wollen. Hiermit war der König durchaus nicht zufrieden. Er hatte mit dem Papste Frieden und Bündnis geschlossen und eine große politische Schwenkung gemacht, bei welcher Valla ihm hätte Folge leisten sollen. Dazu haben wir gesehen, daß der König an dem überlieferten katholischen Glauben festhielt, gesetzt auch, daß er diesen in sittlicher Hinsicht nicht überall geltend machte; es mißfiel ihm jedenfalls, daß die Katechismuslehre, die er von Kindheit auf gelernt hatte, solchen Angriffen ausgesetzt wurde. Bischof von Alesa war oder ward damals sein Beichtvater [57]), und es ist wahrscheinlich, daß dieser zu dem Könige in einem vertrauteren Verhältnis stand. Wenn unsere Vermutung richtig ist, daß Vallas zweiter bitterer Feind, der sogenannte Kaiphas, niemand anders war als Alfons Borgia, welcher nachher unter dem Namen Kalixt III. Papst ward (worüber s. Anm. 63), so ist leicht einzusehen, daß dieser sich veranlaßt sah, einzuschreiten, und zwar aus rein politischen Gründen. Er war friedlichen Sinnes; und Frieden zu stiften oder zu vermitteln, hierin sah er eine der Aufgaben seines Lebens. In Spanien spielte er unter König Alfons' dortigen Differenzen den Vermittler, und dieselbe Aufgabe stellte er sich während der Streitigkeiten desselben mit Eugen IV. Beiden war er aufrichtig ergeben. König Alfons wollte ihn nach Basel senden; aber er lehnte diese Aufforderung ab, um nicht in eine schiefe Stellung zu kommen. Der Papst wollte ihn zum Kardinal ernennen; er wollte aber nicht eher diese Würde annehmen, als bis der Papst mit König Alfons Frieden geschlossen hätte. Schon die Angriffe, die Vallas frühere Schrift gegen den Papst enthalten hatte, hatten ihn aufs tiefste verletzt, und jetzt suchte der Mann neuen Anlaß zu Streit und Unruhe! Daher darf man annehmen, daß von seiner Seite der König für ernste Maßregeln gegen Valla gewonnen worden sei. Genug, man beschloß, einen ernsten Schlag zu führen, ob man die Zunge des händelsüchtigen Mannes nicht endlich binden könne. Und dazu forderte noch besonders die nähere Beziehung auf, in welche

dieser unlängst zu dem Erzbischof von Palermo, dem gefährlichsten Bekämpfer der Papstgewalt, getreten war.

Hat auch der Erzbischof von Neapel sich an dem, was geschah, beteiligt? — Er war damals abwesend; handelnd trat nur sein Vikar auf. Er selbst mochte wünschen, sich im Hintergrunde zu halten, und fühlte keine Lust, gegen Valla aufzutreten, dessen Gegnerschaft in Rede und Schrift zu fürchten war. Indessen wird der Vikar in einer solchen Sache schwerlich ohne seine Zustimmung einen Schritt gethan haben. Laurentius Valla erhält also die Einladung, im bischöflichen Palaste, und zwar sofort, zu erscheinen. Ohne Zweifel war das Schreiben, das Valla an die Mitglieder der dortigen juridischen Fakultät eingesandt hatte, alsbald in der Residenz weit und breit bekannt geworden, zumal er selber kaum davon schweigen mochte. Auch bemerkt Valla: sein Schreiben sei von den Professoren gelesen und gebilligt worden. Zugleich erwähnt er, daß einer seiner Freunde — magis inconsultus quam jurisconsultus — „unbesonnen" genug gewesen sei, den Brief an „Kaiphas" zu zeigen, welcher in dem bischöflichen Palast wohnte. Nachdem dieser ihn gelesen hatte, „war es, als breche ein Feuer in dem entzündlichen Manne aus, welcher sogleich in Wut geriet". Valla meinte, wie er wenigstens versichert, daß es sich nur um irgendeine gelehrte Frage (disputatio) handle. Daher redet er von der Vorforderung gar nicht mit seinen Freunden, nimmt auch keinen Rechtsbeistand an; und als er unterwegs gefragt wird, wohin er wolle, antwortet er unbefangen, er gehe zum Vikar, um mit seinen Gegnern zu disputieren. Daher gehen manche mit, um der Verhandlung beizuwohnen. Als er vor dem erzbischöflichen Palast ankommt, steht „Kaiphas" an einem Fenster und sieht nach ihm. Bei seinem Eintritt ins Gemach erblickt er mehrere Priester und „Pharisäer". Unter letzterer Bezeichnung kann er nur Mönche verstehen. Kurz nachher tritt sein erbittertster Widersacher ein, der alesanische Bischof Johannes. Diese alle nehmen Platz, während er selbst in dem Kreise der Zuhörer stehen muß. Da steigt ihm die Ahnung auf, daß es sich nicht um eine ordentliche Dis-

putation handle. Ein Mönch präsidiert. Valla fragt, wer derselbe sei? Die Antwort lautet: „Es ist der Inquisitionsrichter.“ — Hat Valla seine Erzählung nicht gefärbt, so ist zuzugeben, daß die Vorladung vor das Inquisitionstribunal eine sehr formlose war. Jedenfalls wundert er sich, daß die Rechtsverhandlungen, die nun beginnen, sich nicht nach den Regeln richten, die man bei einer Disputation zu befolgen pflegte.

Der Untersuchungsrichter fragt, was er von dem Symbol denke, ob es von den Aposteln abgefaßt sei, oder nicht. Valla: „Ich meine, daß es nicht von den Aposteln abgefaßt sei, sondern von dem Konzil zu Nicäa. Denn wie sollte es anders sein?“ (Nam quomodo secus?) Der Richter: „Aber eine solche Meinung ist ketzerisch.“ Valla versichert, er könne seine Ansicht mit vielen guten Gründen beweisen. Der Richter: „Hier ist kein Ort, über eine Ansicht zu disputieren, sondern sie abzulegen.“ Hierbei zog er Vallas erwähnten Brief hervor, mit der Bemerkung, daß er durch denselben die Dekrete angegriffen habe; beharre er bei derselben Ansicht, so würden sie ihn als einen Ketzer richten. So erhielt er gar keine Gelegenheit, seine Vorstellung zu entwickeln, nach welcher das Konzil nicht das apostolische Symbol abgefaßt habe, sondern dasjenige, das allein verdiene, Symbol genannt zu werden, nämlich das nicänische, von welchem das apostolische nur eine spätere, populäre Ausgabe sei.

Valla überzeugte sich jetzt, daß die Sache eine ernste Wendung nehme. Es galt ein Ja oder Nein. Wie er Welt und Leben gegenüber stand, war er gerade nicht dazu aufgelegt, den Märtyrertod um einer Überzeugung willen zu leiden, welche ihm nicht hoch und heilig war, zu welcher er sich auch nicht durch ernstes Forschen hindurchgekämpft hatte. „Ich sagte“, — so lauten seine eigenen Worte —, „um mich aus der ganzen Verlegenheit herauszuziehen: ich denke über diese Dinge ebenso, wie unsere Mutter, die Kirche.“ Mit diesen Worten hatte Valla sich unterworfen und sein Urteil gefangen genommen unter den Gehorsam der Kirche[58]). Als aber der

Richter es hierbei nicht wollte bewenden lassen, als er verlangte, Valla solle ausdrücklich widerrufen, was er über die Entstehung des Glaubensbekenntnisses gesagt und geschrieben habe, so rief er aus: „Warum wollet ihr mich nicht lieber darüber belehren, warum es widerrufen werden muß?" — „Du bleibst also", fragte der Richter, „bei deiner ersten Meinung?" — Valla: „Wollet ihr denn lieber, daß meine Zunge gebessert werde, als meine Seele? Wie kann ich gebessert werden, wofern nicht meine Seele für wahr hält, was meine Zunge bekennt? Wollet ihr, daß ich, es sei im Zorne oder unbedachterweise, aufs neue meine Meinung ausspreche und so in den Irrtum wieder zurückfalle?" — Valla sah ein, daß, wenn er jetzt mit seiner betreffenden Ansicht hervortrete und zur Rechenschaft wegen seiner Äußerungen gezogen werde, er hinterher nicht als einfacher Ketzer werde verurteilt werden, sondern als ein solcher, der in eine schon widerrufene Irrlehre zurückgefallen sei; er werde also wegen zwiefacher Ketzerei gestraft werden. Valla war warm geworden, so daß nunmehr auch der alesanische Bischof Johannes (zu demselben Mönchsorden gehörig, wie der Richter) nicht länger zurückhalten konnte. „Ja, das wollen wir gerade" — rief er —, „daß du wieder fallen sollst; denn deine Widerspenstigkeit ist uns bekannt." Valla: „Du hast nicht gewagt, mit mir zu kämpfen mit gleichen Waffen; daher hast du mich in dieses Gedränge gebracht. Aber meine Zeit wird auch noch einmal kommen." Da springt der Bischof empor, greift ihn an der Brust und schreit: „Hier sollst du deinen Hochmut ablegen." Nach diesem Intermezzo, welches die übrigen stillschweigend mißbilligen, fährt der Vorsitzende fort: „Widerrufst du also, was du geschrieben und geredet hast?" Valla: „Ich denke, wie gesagt, über dieses alles ebenso, wie unsere Mutter, die Kirche." Hiermit galt der Widerruf für vollzogen, und diese Frage war also erledigt. Die übrigen meinen, daß die Verhandlung zu Ende sei; aber Hannas, d. h. Johannes, nimmt das Wort und fragt: „Was meinst du von den zehn Kategorieen?" — Valla hatte diese, wie früher erwähnt wurde, auf drei zurückgeführt und

dadurch so allgemeines Ärgernis erregt, daß Antonius darüber sogar in einer Predigt seine Stimme erhoben hatte. Valla: „Gehören denn auch die zehn Kategorieen zum Glauben, wie die zehn Gebote?“ — Da entstand unter den übrigen Beisitzern ein Murren: es sei doch unziemlich, daß über dialektische Lehrsätze ein Verhör stattfinde, wie über Glaubensartikel [59]. „Wie?“ sprach der Bischof, „sollte das nicht zum Glauben gehören? Wisset ihr nicht, daß die wichtigsten Stücke der Theologie mit Hilfe der Dialektik erläutert und gelöst werden, namentlich durch die Lehre vom geteilten und zusammengesetzten Begriff, eine Lehre, die dieser zu den zweifelhaften Dingen gerechnet hat?“ [60]) Als einige ihm zustimmten, andere widersprachen, so sagte ich (Valla): „Wohlan, obschon unsere Mutter, die Kirche, diese Dinge nicht kennt, so glaube ich doch inbetreff derselben dasselbe, wie unsere Mutter, die Kirche.“ Zwar wollte der Bischof in derselben Richtung noch weiter gehen, wurde aber hieran durch die anderen gehindert. Inzwischen hatten sich nämlich einige vornehme Herren eingefunden, welche erklärten: der König habe von der Sache gehört und sie abgesandt, zum Schutze für Valla. Sie befahlen daher dem Bischof, ihm nunmehr beichtväterliche Absolution (more confessorum) zu erteilen. Die Versammlung löste sich auf. Valla gebärdete sich eben nicht als reuiger Sünder. Als er draußen war, so wartete er auf Bischof Johannes. Kaum hatte dieser das Gemach verlassen, als Valla ihn mit den bittersten Vorwürfen überfiel, und, wie er selbst erzählt, „unter dem Beifall des Volkes“. Er hoffte, seine lauten Reden sollten dem „Kaiphas“ in der Fensternische zu Ohren kommen. Hierauf eilte Valla sogleich zum König und beklagte sich. Der König ließ Bischof Johannes rufen und soll — wenigstens versichert es Valla — aufs ernstlichste gerügt haben, daß sie versucht hätten, in unregelmäßiger Weise einen Unschuldigen zu überwältigen. „Wem wurde je die Möglichkeit geraubt, sich ordentlich zu verteidigen? Sprach doch Gott selber: er wolle herniederfahren und sehen, ob das Gerücht sich so verhalte, wie es von Sodom und Gomorrha verlaute [61]); ja er habe den Leuten von Ninive den

Prediger Jonas gesandt, damit sie sich bekehrten. Der König wisse wohl, was sie zu solchem Schritte bewogen habe: es sei eine andere der Schriften Vallas; wobei er unstreitig auf dessen Schrift von der konstantinischen Schenkung anspielt. Nach Vallas Meinung trugen die Äußerungen des Königs viel dazu bei, diese Schrift in ganz Italien bekannt zu machen. Wenn letzteres auch kaum anzunehmen ist, so muß doch die erzählte Begebenheit ein ungeheures Aufsehen gemacht haben, so daß Vallas Name in aller Mund kam und das Verlangen überall erwachte, ein Werk näher kennen zu lernen, das, obschon es seiner Tendenz und Bedeutung nach füglich nicht unbeachtet bleiben konnte, doch vielleicht geringere Aufmerksamkeit erweckt haben würde[62]). Der König soll sehr aufgebracht gewesen sein, so daß er fast dem Bischof Johannes verboten hätte, sich ihm zu nahen (parumque abfuit, quin eum ab oculis suis abjiceret). Der Bischof „Kaiphas" soll, aus Furcht vor dem König und aus Ärger darüber, daß die Sache so übel abgelaufen war, sich über zwei Monate zuhause gehalten haben. Darf man der Darstellung Vallas trauen, so scheint keine einzige der handelnden Persönlichkeiten mit dem Schluß des Dramas zufrieden gewesen zu sein[63]).

Es ist ein lebendiges Bild einer entschwundenen Zeit, welches uns hier vor Augen tritt; aber wohlthuend ist der Anblick desselben durchaus nicht. Empörend ist es, zu sehen, wie die Gewalt angewandt wird, um einem Manne ein Bekenntnis abzunötigen, das seiner Überzeugung widerstreitet; widerwärtig ist es, wie der Mann nicht allein sich beugt, sondern hinterher, anstatt demütigen Nachgebens, vielmehr den Kopf hochmütig und trotzig zurückwirft.

Diese Grundzüge sind ohne Zweifel der geschichtlichen Wahrheit entsprechend. Dagegen giebt es über den Ausgang jenes Inquisitionsverfahrens einen Bericht, welcher, von einem der Gegner Vallas, Poggius, herrührend, von seiner eigenen Erzählung wesentlich abweicht.

In dem ersten seiner gegen Valla gerichteten Angriffe wird jene Begebenheit zwar noch nicht selbst geschildert; aber am

Schlusse kündigt er an, was er sich vorbehalten habe für den nächsten Schlag. „Das Leben soll beschrieben, die Ketzerei entschleiert, das neapolitanische Treiben offen ans Tageslicht gezogen worden.“*) — In dem zweiten Angriffe läßt Poggius das ganze Unwetter gegen ihn losbrechen. „Ich habe in meiner ersten Rede gesagt, daß ich das neapolitanische Treiben offenbaren wolle. Die Sache ist der Rede wert: denn hier wird sich der ganze Wahnwitz des tollen Mannes zeigen. Hier wird man die Frömmigkeit des Mannes verstehen lernen, welcher in seinen Schriften sich für einen Fürsten in allen Wissenschaften ausgiebt, ja den gelehrtesten Männern der Vergangenheit gleichgeachtet sein will. In Neapel hat er Ansichten, die ihn zu einem groben Ketzer stempeln, nicht nur gehegt, sondern öffentlich verfochten. Die Sache wird dem Inquisitor gemeldet. Valla wird gefangen gesetzt; in Ketten giebt er Rechenschaft von seinem Unglauben. Er wird als Ketzer verurteilt; ihm wird die verdiente Strafe zuerkannt. Der gottlose Mensch wird durch des Königs Gnade vom Feuertode befreit, jedoch unter der Bedingung, daß er seine Schuld durch Geißelung sühne, nachdem er zuvor seine Reden öffentlich widerrufen und verdammt habe. Darauf lassen die Richter den von Todesangst leichenblassen, matten, ausgezehrten, halbtoten Menschen in dem Kloster der Predigermönche vortreten; und damit die Erinnerung an den vormals so gepriesenen Mann sich ihren Gemütern für die Zukunft einpräge, führen sie ihn, mit auf den Rücken gebundenen Händen, mit aufgeschürzten Kleidern, rings im Kloster umher und peitschen heftig Schultern und Rücken des Mannes, oder vielmehr reinigen seinen Leib von dem Schmutze, mit dem er besudelt war, damit jener sich dereinst in reinerem Glanze zeige. Dieses augenfällige Siegeszeichen [des Glaubens] wurde in Neapel an unserem Laurentius aufgerichtet, dem Manne, der so ehr- und ruhmbegierig ist, um seinen Namen beständig in der Erinnerung seiner Nachkommen zu erhalten. — Wage es zu leugnen, wenn du kannst, oder entschuldige es,

*) Poggii Opera, p. 205.

als sei es anders zugegangen! Hier sind viele, die Zeugnis ablegen werden, da viele zu dem Schauspiel zusammenliefen, deines Ruhmes lüstern! Sie wollten nicht, daß ein durch Glauben und Gelehrsamkeit so hervorragender Mann in solchem Grade verlassen sein sollte, daß er in seiner Not verlassen wäre, ohne Klienten und ohne Volk als Zuschauer. Von dem durch Herkunft und Stellung Ausgezeichneteren war einer zugegen, dessen Namen ich aus Ehrfurcht verschweigen will; er beteuert: er sei zugegen gewesen, als das Gericht über dich erging; ihm sei es vornehmlich zuzuschreiben, daß die Güte des Königs sich bewegen ließ, von der größten Pein dich zu erlösen. Nachdem er aber später deine Halsstarrigkeit, deinen Wahnsinn kennen gelernt, versichert er: so wie er damals deine Rettung bewirkt habe, wolle er es noch zu deiner wohlverdienten Verurteilung bringen." — Poggius kommt öfter auf dieses Thema zurück. In seiner dritten Rede wider Valla schildert er, wie derselbe, schon in der Hölle angelangt, ihr wieder entschlüpft sei, wie ein zweiter Orpheus, Herkules, Theseus. Er soll aber in der Unterwelt gerichtet werden. Die Meinungen sind verschieden. Einige stimmen dafür, daß dieser schädliche, unsinnige, verbrecherische, verleumderische, ketzerische Mensch zunächst mit Pech und Schwefel tüchtig eingeschmiert werde, damit die Gluten des Feuers bessere Arbeit an ihm haben; dann werde er zu seiner Peinigung in den Phlegethon geworfen: denn noch niemals sei ein abscheulicheres Ungeheuer in jene Welt hinabgefahren; nicht einmal die Giganten, welche den Göttern den Krieg erklärt hatten, seien mit größerem Rechte, oder um ärgerer Verbrechen willen verdammt worden. Die weiterblickenden unter den Höllenrichtern erklären dagegen: es sei für die Hölle der größte Vorteil, wenn ein solcher Mensch, der weder Gott noch Menschen verschone, in der Oberwelt lebe. Und dieser Meinung sei Satan beigetreten. „Sie riefen nach Valla, welcher zitterte und bebte, da nicht neapolitanische Geißeln, sondern die Pein des Feuerstroms ihm vor Augen schwebte." Er wurde freigelassen, nachdem er versprochen, so viel Böses wie möglich auf Erden zu voll-

bringen *). — Endlich in der fünften seiner Ausfallreden drückt er sich also aus: „Du weißt, daß du in Neapel nahe daran warest, als Ketzer verbrannt zu werden. Du weißt, daß du durch den Beistand des sehr gelehrten Ferdinand von Cordova, welchem ich dafür schlechten Dank weiß, freigekommen bist. Wage nur, diese weltbekannte Sache zu leugnen. Laß sehen die Narben oder Schrammen, welche Zeugen sind von deiner Ruchlosigkeit.“ **) Poggius, von welchem es heißt: er habe wegen einiger seiner Schriften den Namen des schmutzigsten Skribenten bekommen, hat — infolge der bekannten Verwandtschaft, die zwischen Wollust und Grausamkeit stattfindet — eine besondere Freude daran, sich auszumalen, wie Laurentius Valla brennen wird. „Gieb heraus“, sagt er u. a., „deine Pamphlets, die du gegen den Glauben geschmiedet hast! Gieb sie heraus, die Bücher, die mit der größten Perfidie von dir geschmiedet sind über die Irrtümer eines Hieronymus, die Unkunde eines Augustin, die Unwissenheit eines Boetius! Gieb sie nur heraus, sage ich, damit sie zugleich mit ihrem Verfasser brennen mögen.“ ***)

Wem soll man hiernach glauben, dem Valla oder dem Poggius? Beides waren Männer in angesehenen Stellungen und hatten in der Litteratur einen berühmten Namen. Aber der eine war, wie der andere, äußerst heftig und leidenschaftlich. Wo sollen wir die Wahrheit finden, die hohe und heilige, in deren Dienste wir stehen, gesetzt auch, daß es nur verhältnismäßig geringe Fragen sind, bei denen wir zu entdecken suchen, was wirklich geschehen sei? Der neueste dänische Biograph Vallas †) geht auf diese Untersuchung tiefer ein. Er urteilt folgendermaßen: „Aus guten und leicht begreiflichen Gründen haben die begeisterten Verteidiger des Papsttums, Raynaldus, Bzovius und Spondanus, sich einzig und allein

*) Poggii Opera, p. 235.
**) Ibid., p. 251.
***) Ibid., p. 250.
†) Joh. Clausen, Laurentius Valla, S. 164 Anm.

an diese — von Vallas unversöhnlichstem Feinde herrührende — Darstellung gehalten, ohne die Verteidigung, welcher man in Vallas eigenen Schriften begegnet, zu berücksichtigen. Sogar Bayle, welcher die betreffende Stelle bei Valla nicht kannte, hielt Poggius für einen zuverlässigen Gewährsmann." — Die Sache verdient eine noch sorgfältigere Prüfung. Wir haben mehrere Briefe von Valla, die er alsbald nach der Begebenheit geschrieben hat, in denen aber diese gar nicht erwähnt wird. Jedoch läßt sich hieraus kein Schluß ziehen. Denn was über Valla seinem eigenen Berichte zufolge auch ergangen war, jedenfalls war es für ihn so demütigend, daß er begreiflicherweise es ungern erwähnte, wenn nicht die Notwendigkeit es gebot. — War der König in der That so entrüstet über das Vorgefallene, wie Valla ihn schildert? und was können wir aus dieser Entrüstung schließen? Es will uns wahrscheinlich und natürlich vorkommen, daß der König wohl zufrieden war, wenn seinem Sekretär einiger Schrecken eingejagt wurde, nachdem sein deutlich genug geäußerter Wunsch, daß Valla die Frage wegen der Herkunft des Glaubensbekenntnisses ruhen lassen möge, unbeachtet geblieben war. Und wenn er nachher seinem Sekretär darin recht giebt: es sei doch schnöde, daß man ihm nicht erlaubt habe, sich zu verteidigen, so dürfte darin ein feiner Anstrich von Ironie zu finden sein. Aber die menschlichen Gefühle sind sehr häufig aus entgegengesetzten Elementen zusammengesetzt. Solche Befriedigung und solche Ironie kann immerhin mit etwas wirklichem Unmut versetzt gewesen sein. Der König würde kaum gesagt haben: er kenne die Beweggründe des auf Valla gemachten Angriffes, und er hätte der Schrift desselben über die Schenkung Konstantins schwerlich gedacht, wenn er nicht im Ernste über den Hergang ungehalten war. Was lag aber dieser seiner Verstimmung eigentlich zugrunde? — Das Inquisitionstribunal war doch, wenn wir Vallas Bericht hören, glimpflich genug mit ihm verfahren. Ganz abgesehen von den Nebenumständen, war ihm allerdings nicht gestattet worden, zu reden und sich zu verantworten. Indessen mußten dem König die Regeln einer solchen

Gerichtsverhandlung bekannt sein. Hatte der Angeklagte in aller Kürze dargelegt, was seine Ansicht und Lehre war, und war somit für das Gericht eine Grundlage, nämlich eine Thatsache vorhanden, deren Richtigkeit durch das Geständnis des Angeklagten oder sonstwie feststand, so hatte dasselbe mit diesem darüber nicht weiter zu verhandeln, ob seine Ansicht und wie weit mit der Kirchenlehre übereinstimme. Gründe für die Richtigkeit seiner Ansicht von hier oder dort zu holen und zu entwickeln, gestand das kirchliche Tribunal einmal nicht zu. Dieses produzierte einfach Vallas Schreiben an die juridische Fakultät zu Neapel, und Valla erklärte ausdrücklich, daß die Apostel das Symbol nicht abgefaßt hätten. Das Gericht erkannte vom Standpunkte der damaligen Kirche aus, daß diese Ansicht ketzerisch sei, und stellte Valla die Alternative, entweder als Ketzer gerichtet zu werden, oder seine Ketzerei zu widerrufen. Was war es also, was dem Könige Grund zum Unwillen gab? Ging es doch völlig nach seinem Willen, wenn Bischof Johannes auf königlichen Befehl dem Valla die Absolution erteilte. Und doch soll er diesem fügsamen Bischofe so gezürnt haben, daß er ihm verbot, vor seine königlichen Augen zu kommen! Die Unwahrheit verwickelt sich immer in Widersprüche. Ist der König wirklich so zornig geworden, wie Valla erzählt, so muß in jener Gerichtssitzung irgendetwas Bedenklicheres vorgegangen sein, als was Valla bei seinem Streithandel mit Poggius uns berichtet.

Valla verteidigt sich gegen die Beschuldigung des Poggius. Ist seine Verteidigung aber wirklich zutreffend und beweisend? — In seinem vierten Buche gegen Poggius*) fügt er seinem Berichte über das Geschehene folgendes hinzu: „Hier hast du, Podius [ein Spottname statt Poggius], was sich in Neapel zugetragen hat. Aber du Abschaum erdreistest dich zu sagen, daß ich sogar gepeitscht worden sei. Wie sollte der König wohl einen ketzerischen, dergestalt herabgewürdigten Mann durch Ehrenbezeugungen, Wohlthaten, ja durch einen so ver-

*) Laur. Vallae Opera, p. 362.

traulichen Umgang ausgezeichnet haben, daß ich sogar sein Lehrer ward?" Als einen schlagenden Beweis der wohlwollenden Gesinnung des Königs erwähnt Valla in seiner dem Papst Eugen gewidmeten „Apologie"*): in einem mit goldenem Siegel versehenen Briefe habe der so große Fürst ihm bezeugt, daß er „beinahe in allen Wissenschaften, sowie in der Poesie (Beredsamkeit) ausgezeichnet" sei[64]). Was Valla hier anführt, macht es allerdings unwahrscheinlich, daß er auf des Königs Befehl die Geißelhiebe bekommen haben sollte. Hiermit ist aber nicht ausgemacht, daß er nicht dennoch, ohne königliche Ordre, gegeißelt worden ist. Es ist wenigstens denkbar, daß das Inquisitionstribunal ihn auf diese Weise für seine Ketzerei büßen ließ, und so zugleich der Gesinnung gegen ihn, die bei den Mitgliedern des Gerichtes durch seine Schrift über die Schenkung Konstantins entstanden war, einige Befriedigung gewährte. Daß der König über die Mißhandlung, die seinem Sekretär widerfahren war, ernstlich zürnte, das können wir verstehen. Und sollte nun nachher der König seinen Diener darum haben in Ungnade fallen lassen, weil dieser mißhandelt war? Das wäre unedel und in Widerspruch mit König Alfons' Charakter gewesen. Es giebt manche Beispiele, daß ein König einen Mann, für welchen er Achtung und Wohlwollen fühlt, nicht fallen läßt, wenngleich dessen Ansehen in der öffentlichen Meinung gesunken ist. Überdies mußte der König wissen, daß, während die Schläge auf Vallas Rücken fielen, mancher Mönch dabei an ihn, auf dessen Befehl jene Schrift herausgegeben war, denken mochte. Den König fesselte aber auch sonst an Valla das eine und andere Interesse. Dieser redete ein so vortreffliches Latein, also die Sprache, die damals von Diplomaten und Königen in ihren schriftlichen und mündlichen Unterhandlungen gebraucht wurde. Der König liebte, wie wir früher gehört, leidenschaftlich den Livius; und wer konnte ihm über manche schwierige Stelle besser hinweg-

*) Laur. Vallae Opera, p. 797.

helfen, als Valla? Dazu waren beide durch Erinnerungen sehr ernster Art mit einander verbunden. Vermutlich hatte der König die Bekanntschaft Vallas während seiner Gefangenschaft in Mailand gemacht. Valla schloß sich ihm näher an und stand ihm in jenen sturmvollen Jahren zur Seite, während er um den Thron von Neapel kämpfte. Wie oft mögen sie in der Vergegenwärtigung des gemeinsam Überstandenen frische Kraft gewonnen haben, um den Kampf zu erneuern! Die Geschichte ist die tägliche Lehrerin der Könige; hierzu leistete aber Valla ihm stets bereite Dienste. Und warum sollte der König Bedenken tragen, mit jemand zu verkehren, der seine Ketzerei widerrufen hatte?

Die Beweisführung Vallas dafür, daß er nicht gegeißelt worden, ist ungemein schwach ausgefallen. Auch waren schon zehn Jahre seit der Begebenheit verflossen, als er gegen Poggius schrieb. Daß er keine Zeugen derselben, so viele ihrer noch am Leben sein mochten, aufruft, redet in hohem Grade dafür, daß er nicht gerade wünschte, das Geschehene ins volle Licht der Wahrheit treten zu lassen. Und dazu fällt der Umstand wohl ins Gewicht, daß Poggius seinerseits einen bestimmten Namen nennt, zur Gewähr für seinen Bericht. Dieser dürfte nicht aller Wahrheit entblößt sein. Und wie ist doch Vallas Schrift an Poggius augenscheinlich durch seinen Wunsch gefärbt, den ganzen Vorgang zu etwas Unbedeutendem herabzudrücken. Dazu besitzen wir von ihm selbst, nämlich im Anfange seiner an Papst Eugen gerichteten „Apologie", einen zweiten Bericht über dieselbe Begebenheit, welcher sich zwar keineswegs mit dem des Poggius deckt, wohl aber geeignet ist, eine weit größere Übereinstimmung zwischen beiden Auffassungen zuwege zu bringen. Seltsamerweise hat man bisher, soweit wir sehen, die in der „Apologie" enthaltene Erzählung völlig mißverstanden. Zum Beweise dieser Behauptung verweisen wir auf die kritische Untersuchung in den „Anmerkungen", wo wir auch den Text, auf dessen richtiges Verständnis es eben ankommt, vollständig mitteilen werden [65]).

„Warum unterwieset ihr mich nicht? Warum waret ihr

so eilig, alsbald des Nächsten Blut zu vergießen?" *) So schreibt Valla am Schlusse seiner „Apologie" an Eugen; und durch diese Worte kommt sofort der ganze Handel vor dem Inquisitionstribunal in einem anderen Lichte zu stehen. Es galt wirklich das Leben. „Du fragst vielleicht, was mich denn aus der Gefahr, einen schmachvollen Tod zu erleiden, gerettet habe? — Nicht meine Flucht, nicht meiner Freunde Fürbitten, nicht irgendein Zufall, sondern der beste König, welcher auf Eingebung Gottes das jüdische Gerichtserkenntnis wider mich für ungültig erklärte, und über das mir zugefügte Unrecht, wie über die Grausamkeit jener Menschen und das sehr schlechte Beispiel, in einen solchen Zorn geriet, daß er, ein Mann von sehr mildem Charakter, niemals in seinem Leben zorniger gewesen ist." **) Also steht es fest, nach Vallas eigenem Zugeständnis, daß er von dem Inquisitionstribunal zum Tode verurteilt war, und daß er allein durch die Intercession des Königs gerettet wurde. Ferner wird alles, was in dem Gerichte vorgeht, dazu auch die Stimmung und Haltung, welche die Bevölkerung Neapels an den Tag legte, uns hier in einer anderen, weit dunkleren und drohenderen Beleuchtung gezeigt. Hier ist nicht davon die Rede, daß er beim Heraustreten aus dem Gerichtssaale mit Beifallsrufen des Volkes, seine Feinde mit Vorwürfen überhäuft worden seien. Im Gegenteil, das Volk war aufgehetzt und bewaffnet. „Sie verboten mir, zu widerlegen, was mir zur Last gelegt wurde; sie verwarfen meine Bitten, ja, wollten mich nicht einmal anhören, der da wehklagte, indem sie riefen: daß, wenn ich noch weiter rede, sie mich nicht als einfachen Ketzer richten würden, sondern als einen hartnäckigen Ketzer, und mich steinigen lassen durch die Volksmenge, die zugegen war." — Nachdem er die Bemerkung gemacht hat: dadurch daß man einem Menschen ein Zugeständnis abnötige, nötige man ihn nicht, wirklich seine Meinung zu ändern, sondern zu lügen; weiter: jene Menschen hätten, um

*) Laur. Vallae Opera, p. 204.
**) Ibid., p. 797.

ihre Tollheit voll zu machen, ihn gezwungen, sogar einen Eid darauf abzulegen, daß sein Geständnis ein aufrichtig gemeintes sei — nach dieser Zwischenbemerkung fährt er also fort: „Nicht zufrieden mit jener Strafe, warteten sie begierig auf meinen Untergang, dessen Herbeiführung sie einander angelobt hatten.“

Aus Vorstehendem wird man ersehen, daß die Darstellung, die Poggius giebt, im wesentlichen richtig ist. Ob Valla wirklich mit Ruten gepeitscht worden, ist eine Frage von untergeordneter Bedeutung. Wir sind geneigt anzunehmen, daß wirklich etwas Derartiges stattgefunden hat. Es will uns dünken, daß eine Lücke in seinem Berichte sei, und daß diese Lücke eben durch das von Poggius Erzählte ausgefüllt werde. Valla redet ausdrücklich von einer vollzogenen „Strafe“. Kann aber das eine Strafe heißen, daß man, um einem Übel zu entgehen, einen falschen Eid schwört? Darf man eine solche Begriffsverwirrung bei einem Valla voraussetzen, daß er seinen Meineid eine Strafe genannt habe? Kann man hierzu sich nicht verstehen, so muß man annehmen, daß auf seine Eidesleistung noch eine Behandlung gefolgt ist, die als Strafe gelten durfte, die er aber ausdrücklich zu nennen sich sträubt und auf die er stillschweigend hindeutet, indem er schreibt: „Nicht zufrieden mit jener Strafe.“ Zu dieser Auffassung will indessen nicht passen, daß er im Eingange der „Apologie“ sagt: „sie haben versucht, mich mit der größten Schmach zu überschütten“ *). Eine wirklich vollzogene Geißelung bedeutet doch mehr als einen Versuch, bei welchem man's bewenden ließ. Aber ein Mann giebt ungern zu und nimmt es kaum selber in den Mund, daß er Gegenstand einer unwürdigen Behandlung gewesen sei; und nimmt man hinzu, daß der König in Harnisch geraten sein soll, so stimmt das füglich zu dem Berichte des Poggius von einer brutalen Behandlung des königlichen Dieners und Freundes (mag es sich auch mit den einzelnen Umständen derselben etwas anders verhalten haben). —

*) Laur. Vallae Opera, p. 795.

Mit welchem Rechte aber mengte sich der König in die Sache? Er dürfte geltend gemacht haben, daß, da Valla sein Sekretär war, er allein in der Sache zu erkennen habe[66]). Daher kassierte er das Urteil des Gerichts, und befahl den Mitgliedern desselben, nach drei Tagen vor ihm zu erscheinen, da er selber richten wolle. Indessen vermochte das Gericht — wie Vallas Bericht lautet — durch Bitten und Entschuldigungen den König, die Sache fallen zu lassen.

Nach seiner eigenen Versicherung wurde Valla jetzt allgemein als Sieger, ja als Triumphator betrachtet. Armer Laurentius! Er ein Sieger, er ein Triumphator! Er war aus einem gar schlimmen Handel herausgekommen, jedenfalls in seinem eigenen Bewußtsein als ein Meineidiger, gesetzt auch, daß er nicht gepeitscht worden. Er war auf eine abscheuliche, ja teuflische Weise behandelt worden. Die Jahre gingen hin. Seine Feinde frohlockten über die ihm widerfahrene Mißhandlung. Da widerstand es ihm, die Wahrheit vor aller Welt einzugestehen, und so stellt seine zweite, um so viel Jahre spätere Erzählung die Sache in einem ganz anderen Lichte dar, als die erstere.

Was den oben angeführten Schlußbericht Vallas betrifft, so klingt es unwahrscheinlich, daß der König es über sich genommen habe, die Frage richterlich zu entscheiden, ob Valla ein Ketzer sei, das heißt also als Ketzerrichter aufzutreten. Eher ist anzunehmen, er habe sich vorbehalten, über die Exekution des Urteils nähere Bestimmung zu treffen, und es versucht, die Sache auf die lange Bank zu schieben. Die Lage Vallas muß eine peinliche gewesen sein. Indessen hatte er eine Trösterin: die Wissenschaft, welche ihre Söhne auf ihre mütterlichen Arme hebt und sie im Forschen nach Wahrheit vergessen läßt, was Sorge und Widerwärtigkeit heißt. Er warf sich auf das Studium der griechischen Sprache, welche er zwar in seiner Jugend schon getrieben, aber doch noch nicht eine solche Sicherheit in ihr gewonnen hatte, daß er etwas zu veröffentlichen wagte, ehe der sprachgelehrte Aurispa es durchgesehen hatte. Er machte sich nunmehr an eine Übersetzung der

Ilias u. a. m., dann an eine Vergleichung der kirchlich gültigen lateinischen Übersetzung des Neuen Testamentes mit dem griechischen Texte und revidierte wiederum sein Hauptwerk: „Elegantiae latini sermonis“, indem er den Inhalt in Randbemerkungen zusammenzudrängen suchte. Er durfte wohl völlig versichert sein, daß der König jenes Urteil niemals werde ausführen lassen; und bei dem Charakter desselben ist es nicht zweifelhaft, daß er seinem Sekretär stets besondere Gunst erwiesen habe. Nichtsdestoweniger mußte Neapel diesem zuwider geworden sein. Die Bevölkerung war ihm feindlich gesinnt; seine Widersacher hatten an ihm ihre geheime Schadenfreude. Gegen Ende des Jahres 1444 faßte er einen kühnen — ja, wir möchten sagen, genialen Entschluß, nämlich mit seinem ganzen Talent und allen seinen Kenntnissen in die Dienste des Papstes überzutreten. Die verschiedenen Schritte, die er in dieser Veranlassung that, haben wir schon oben (s. S. 12ff.) kennen gelernt. Anfangs schien es, als solle sein Plan ihm gelingen. Er erhielt vom Papste einen Geleitsbrief und zugleich die Zusage, daß die Schrift über die Schenkung Konstantins ihm nicht zum Nachteil gereichen sollte. Daß dem also war, dafür spricht das vollständige Stillschweigen, das Valla in seiner „Apologie“ hinsichtlich jener Schrift beobachtet. Daß Poggius bei seinen Angriffen sich der Waffen nicht bedient, die ihm dieselbe darbot, mag sich daraus erklären, daß er Bedenken trug, ein in jeder Hinsicht so gefährliches Werk in noch weiteren Kreisen bekannt zu machen. Und der Papst fand es ohne Zweifel geraten, daß es durch Nichtbesprechung möglichst der Vergessenheit übergeben werde. Valla begab sich also nach Rom, sah seine Vaterstadt wieder, sowie seine Mutter, Schwester und Schwager. Aber die neapolitanische Inquisition verfolgte die Spur der ihr entschlüpften Beute. In Rom durfte sie hoffen, das in Neapel gefällte Urteil zur Ausführung gebracht zu sehen. Daß das Gericht zu einer Milderung desselben sich nachträglich bewogen fühlen sollte, dafür sprach durchaus nichts. Im Gegenteil lagen vonseiten Vallas Äußerungen vor, die bewiesen, daß er den widerrufenen ketzerischen Ansichten sich von

neuem hingegeben hatte. Und dieser Umstand war um so gravierender, da er die Aufrichtigkeit seines Widerrufes eidlich beteuert hatte. Alles sprach also dafür, daß das, durch keine spätere königliche Entscheidung außer Kraft gesetzte, Urteil noch exekutiert werde. Der Geleitsbrief des Papstes erwähnte und deckte nur die ältere Schrift über die Schenkung Konstantins; jedenfalls war es leicht, ihm eine Deutung zu geben, nach welcher er nicht hinreichte, ein schon gefälltes Rechtserkenntnis in seiner Ausführung aufzuhalten. Diese Vorstellung fand bei dem Papste Eingang, und Valla flüchtete in einer Vermummung über Hals und Kopf nach Neapel zurück.

Durch Vallas Abreise nach Rom war das Inquisitionsgericht zu Neapel in Bewegung gekommen. Die zurückgedrängte Lust hatte wieder Luft bekommen; und gestützt durch Papst Eugen, fühlte sie sich noch stärker. Es läßt sich daher begreifen, daß sie dem Könige nachdrücklicher zusetzte. Valla schrieb seine Apologie, scheint aber keinen Eindruck dadurch hervorgebracht zu haben. Unter diesen Umständen fand der König es ratsam, Laurentius Valla eine Reise nach Barcellona machen zu lassen, damit die Leidenschaften inzwischen Zeit gewönnen, sich zu beruhigen. Wir sehen keinen Grund, weshalb wir diese Reise für nicht ausgeführt halten sollten *). Vermutlich hat diese Reise einen wissenschaftlichen Zweck gehabt oder doch zum Vorwand genommen. Sie scheint mit dem Plan des Königs, ein Gymnasium in Barcellona zu errichten, in Zusammenhang gestanden zu haben. Im Jahre 1450 gab Papst Nikolaus V. auf besonderes Verlangen des Königs hierzu seine Zustimmung und stattete das zu eröffnende Gymnasium mit Privilegien aus **). Ohne Zweifel hatte er schon einige Jahre früher vorbereitende Schritte gethan. Wie es aber Valla später ergangen ist, und auf welchen Wegen er die Erfüllung seines Lieblingswunsches, nämlich in die Dienste des Papstes zu treten, endlich erreicht hat, das liegt außerhalb der Grenzen der gegenwärtigen Arbeit.

*) Poggiali, Memoire, p. 36.

**) Dominicus Georgius, Vita Nicolai V., p. 82.

Laurentius Valla hatte von Natur viel kritischen Scharfsinn. Nachdem er die Sage, daß Konstantin dem Papste das Abendland geschenkt habe, als bloße Erfindung und Dichtung erkannt, und diese seine Entdeckung, welche er übrigens nicht zuerst gemacht, jedenfalls durch seine Untersuchungen festgestellt hatte, so legte er diesen seinen Fund dem Könige vor, auf dessen Befehl er denselben zu einer politischen Flugschrift über die weltliche Macht des Papstes verarbeitete. Infolge dieser Publikation kam er in eine schiefe Stellung zur Kirche, und diese Stellung wurde durch den Streit über die Entstehung des apostolischen Symbolums noch verschlimmert, einen Gegenstand, dem er übrigens nachher gar keine gründlichere, wissenschaftliche Untersuchung gewidmet hat. Dagegen machte er sich in der Stille an eine kritische Behandlung der autorisierten lateinischen Übersetzung des Neuen Testaments. So begegnen wir bei ihm den Elementen einer großartigen Opposition gegen die Grundlagen, auf denen die römische Kirche während des Mittelalters ruhte: ihren vermeinten Rechtszustand, die Tradition, endlich die Schrift in ihrer kirchlich recipierten Gestalt. Aber hinter dieser Opposition und hinter dieser wissenschaftlichen Arbeit stand bei ihm nicht sowohl ein religiöses oder kirchliches Interesse, auch kein tieferer sittlicher Ernst, kein heiliger Eifer, für die Wahrheit zu kämpfen, sondern hauptsächlich nur das Verlangen, in den Dienst des Papstes zu treten. Der Angriff auf die Konstantinische Schenkung hatte von Anfang einen schlimmen politischen Beigeschmack, und Valla ließ jenen auch fallen, nachdem die politischen Verhältnisse sich geändert hatten. Seine Untersuchungen über die Vulgata ließ er gar nicht ans Tageslicht treten. Er widerrief seine Äußerungen über den Ursprung des Apostolikums, ja, beschwor sogar, daß dieser Widerruf ernstlich gemeint sei. Laurentius Valla war ein Talent, vielleicht ein Genie, aber gewiß kein Charakter.

Ungefähr tausend Jahre hatte das Abendland, die römisch-katholische Kirche, der Überzeugung gelebt, daß das apostolische Glaubensbekenntnis von den Aposteln herstamme, und zwar durch stückweise Beiträge eines jeden derselben. Diese Ansicht

barg in sich die ewige, unvergängliche Wahrheit, daß wir in jenem Bekenntnis die heiligen Thatsachen, die großen Fundamentalwahrheiten besitzen, auf denen die Christenheit, das Christentum, die heilige allgemeine Kirche beruht. Im Laufe der Jahrhunderte ist zwar den Seelen viele andere, wenig heilsame, oder geradezu die göttliche Wahrheit erstickende Nahrung dargereicht worden; aber in jener Wahrheit empfingen sie doch das Brot des Lebens, durch welches sie für das Heil aufbewahrt würden. Antonius Betontinus, welcher in Neapel, in dem Schiff der Kirche auf- und niedergehend, die Kinder über das apostolische Glaubensbekenntnis unterrichtet, gehört — von seiner Persönlichkeit abgesehen — zu den anziehendsten Bildern des Mittelalters.

In jenem Jahre 1438 trafen in Ferrara zwei Welten, die occidentalische und die orientalische Kirche, zusammen, und mit Verwunderung hörte die römisch-katholische Kirche von dem Wortführer der Griechen, Markos Eugenikos, Bischof von Ephesus (dessen Charakterstärke sich ebenso deutlich offenbart, wie die Schwäche des Laurentius Valla), daß die griechische Kirche das apostolische Glaubensbekenntnis gar nicht kenne. Man wunderte sich, man schwieg, man hielt an seiner Lehre fest.

Aber zugleich wurde diese Thatsache lebhaft aufgegriffen von einem Manne, dessen Denkweise ebenso unabhängig war von herrschenden Ansichten, wie sein Auge blind für die Herrlichkeit des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Er wandte sich an die niedere wie an die höhere Geistlichkeit; und da er fand, daß sich keine triftigen Gründe für die allgemein geltende Meinung aufstellen ließen, so warf er kühnlich die Behauptung hin: das apostolische Symbolum sei aus weit späterer Zeit, als das nicänische. Er hatte aber ebenso wenig, wie seine Widersacher, die Frage zum Gegenstand ernster Prüfung gemacht. Er eignete sich die Anschauungsweise der damaligen Griechen an und stellte sich, als habe er durch eigenen Scharfblick die große Entdeckung gemacht.

Da trat das Mittelalter und dessen Eifer, den altherkömmlichen Glauben der Kirche zu schirmen, in seiner abscheu-

lichsten Gestalt hervor. Die Inquisition war es, welche mit roher Gewalt der geistigen Ohnmacht zuhilfe kam. Der Held des freien Gedankens beugte sich. Er widerrief seine Meinung als eine ketzerische. Meineidig schwor er, daß sein Widerruf ein ehrlicher sei, und wurde dennoch allein durch des Königs Beistand vom Tode gerettet.

So endete der erste Kampf über den Ursprung des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Die kirchliche Überzeugung, daß das Symbolum sich von den Aposteln herschreibe, legte dem Zweifel Stillschweigen auf; sie siegte, aber welch ein trauriger Sieg! Uns, die wir das Glaubensbekenntnis lieben, als einen teuren Schatz unserer Seele, ist es schmerzlich, durch Ketzergerichte die Herrlichkeit desselben behaupten zu sehen. Man stand eben noch mitten im Mittelalter.

Die kühnen Gedanken des Laurentius Valla gingen zur Ruhe. Über siebzig Jahre lagen sie wie im Schlummer. Bibliotheken sind Kirchhöfe, in denen die Ideen der Vorzeit in ihren Gräbern ruhen. Die Seele irgendeines stillen Lesers übt die Zaubermacht, durch welche sie aus dem Reiche der Toten ans Licht gerufen werden. Die Reformation brach an; und die Gedanken Vallas — sie, welche teils berechnet waren auf politische Verhältnisse des Augenblicks, teils vorgebracht, um zu zeigen, er sei der Mann, zu entdecken, was keinem anderen eingefallen war, teils endlich Gedanken, die, wiewohl von dem Interesse für das Licht der Wahrheit ausgegangen, sich lichtscheu zurückhielten, also anscheinend nur Gedanken des Tages — sie wurden wieder lebendig und griffen mit wunderbarer Gewalt in die Weltgeschichte ein. Erst im Jahre 1504 wurde seine Geschichte der Übersetzung des Neuen Testamentes von Erasmus Roterodamus herausgegeben. Ulrich von Hutten fand 1517 irgendwo ein Exemplar der Schrift über die Schenkung Konstantins, und gab sie im selben Jahre in den Druck. Luther schrieb, nachdem er dieses Werk gelesen hatte, den 24. Februar 1520 (lateinisch) an Spalatin:

„Es ist mir wehe ums Herz, und ich zweifle nicht mehr daran, daß der Papst im eigentlichen Sinne der Antichrist sei,

dessen der allgemeine Glaube der Welt wartet. So völlig stimmt Alles, was er lebt, thut, redet und ordnet."

Im Juni 1523 erschien in Straßburg zuerst der Bericht über Laurentius Vallas Händel mit dem Mönche Antonius Betontinus und der Inquisition zu Neapel, und zwar auf Grund seiner Schrift gegen Poggius. Welchen Einfluß dieses kleine Werk auf die Ansicht üben sollte, welche die Reformatoren und die spätere Zeit von dem Ursprunge des Glaubensbekenntnisses gewonnen haben, möge einer späteren, vielleicht von anderen weiterzuführenden Untersuchung vorbehalten bleiben.

Anmerkungen.

1) Auf Laurentius Valla als einen Bestreiter des apostolischen Ursprungs des Glaubensbekenntnisses bin ich zuerst aufmerksam geworden, als ich in J. H. Heideggeri Dissertationum selectarum T. II die dissert. XV, p. 634 las. Und hierdurch fand ich mich weiter veranlaßt, über Leben und Schriften des Valla eingehendere Studien zu machen. Die wichtigsten Resultate derselben sollen im Nächstfolgenden mitgeteilt werden.

A. Merkwürdig ist die Ungewißheit, die lange über L. Vallas Todesjahr geherrscht hat. Seine Mutter setzte ihm ein Grabmonument. Von der Inschrift auf demselben hat man Abschriften, und diese besagen, daß er 1465 gestorben sei, während doch 1457 sein Todesjahr war. Im Folgenden wird diese auffällige Differenz ihre Erläuterung finden. Es stehe hier zugleich die Bemerkung, daß der Verfasser sich durchweg nur auf die Werke und die Ausgaben stützt, die er selber einzusehen Gelegenheit gehabt hatte.

a. In Laur. Vallae Opera (Basel, H. Peter, 1543) liest man auf dem Titelblatt: „Epitaphium Laurentii Vallae Romae in aede Lateranensi. Laurentio Vallae harum aedium sacrarum canonico, Alphonsi regis et Pontificis Maximi secretario, Apostolicoque scriptori, qui sua aetate omneis eloquentia superavit, Caterina mater filio pientissimo posuit. Vixit annos L. Obiit An. Domini M.CCCC.LXV. Calendis Augusti." — Hier wird also 1465 als das Todesjahr angegeben.

b. Georgii Fabricii Chemnicensis Roma. Antiquitatum libri duo. Itinerum lib. I. Basileae per Joannem Operinum. Die Epistola nuncupatoria ist datiert Calend. Jul. MDL. Auf einer Vignette, die ein mit dem Titelblatt verbundenes Blatt enthält, steht die

Jahreszahl 1569. Eine andere Angabe des Jahres, in welchem das Werk herausgekommen ist, findet sich gar nicht. In diesem Werke, S. 208, wird die Inschrift so aufgeführt:

LAURENTIO VALLAE HARUM AEDIUM SACRARUM CANONICO, ALPHONSI REGIS ET PONTIFICIS MAXIMI SECRETARIO APOSTOLICOQUE SCRIPTORI QUI SUA AETATE OMNEIS ELOQUENTIA SUPERAVIT, CHATHARINA MATER FILIO PIENTISS. POSUIT. VIXIT ANNOS L. OBIIT ANNO DOMINI M.CCCC.LXV. Calendis Aug.

Auch hier das Todesjahr 1465.

c. Elogia doctorum virorum etc. Authore Paulo Jovio. Basileae MDLXXI. Am Schlusse einer kurzen Notiz über Laur. Valla heißt es S. 36 u. 37: „Sepulchrum caelato ex marmore, cum effigie ac elogio, Catharina mater pientissimo filio posuit, quod in Laterano (ejus enim templi flamen erat) intrantibus ad dexteram spectatur. Obiit anno Christianae sulutis M.CCCC.LVII. Calendis Augusti."

Hier findet sich das Todesjahr 1457 angegeben.

d. Monumentorum Italiae, quae hoc nostro saeculo et a Christianis posita sunt, libri quatuor. Editi a Laurentio Schradero Halberstadiensi Saxone. Helmstadii MDCXII. Von den mir bekannten Autoren, welche die uns hier beschäftigende Frage behandelt haben, hat nur Apostolo Zeno die in diesem Werke über die betr. Inschrift enthaltene Notiz gekannt. Wenn er übrigens bemerkt, daß das ganze Werk dem Johann Adolf, Herzog von Schleswig und Holstein, gewidmet sei, so irrt er. Nur das erste Buch ist demselben dedigiert. Jedes Buch hat seine Dedikation, und das zweite Buch, wo die Grabesinschrift vorkommt, ist Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, dedigiert. Die Inschrift findet sich auf der Rückseite des fol. 138, und zwar in folgender Form:

Laurentio Vallae.

Laurens Valla jacet Romanae gloria linguae,
Primus enim docuit, qua decet arte loqui.

Harum aedium sacrarum Canonico, Alphonsi Regis et Pontificis Max. Secretario Apostolicoque scriptori, qui sua aetate omnes eloquentia superavit, Catharina mater filio pientissimo posuit. Vixit annos L. obiit anno MCCCCLXV. Augusti Calendis.

Schrader kann den Fabricius nicht kopiert haben. Abgesehen von

den beiden Versen, welche Fabricius nicht hat, stößt man noch auf einige kleine Verschiedenheiten. Da man also zwei selbständige Kopieen der Inschrift hat, wird es in hohem Grade wahrscheinlich, daß wirklich in dieser das Jahr 1465 als Todesjahr genannt ist.

e. Nichtsdestoweniger fuhren mehrere Gelehrte fort, das Jahr 1457 anzuführen. G. L. Vossius giebt in seinem Werke De historicis latinis (erschienen 1627) auf S. 528 eine kurze Notiz über Laur. Valla, in welcher er sagt: „Obiit anno 1457 Kal. Aug.“; aber am Rande fügt er vorsichtig hinzu: al. [nach anderen] 1465. In der Bibliotheca ecclesiastica (Albertus Miraeus, Antwerp. MDCXXXXIX) heißt es p. 275: „Laurentius Valla, patricius Romanus et Canonicus Lateranensis, praeter libros sex Elegantiarum linguae Latinae, scripsit de falso et vero libros tres, item Ferdinandi Aragoniae Regis gesta, a Badio excusa. Annotationes ejus in Novum Testamentum a Pauli IV censoribus sunt damnatae. Obiit Romae anno millesimo quadringentesimo quinquagesimo septimo.“ Jedoch machte sich das Todesjahr 1465 allmählich immer mehr geltend, Drachenborch führt in seiner Ausgabe des Titus Livius VII, XXVIII als Gewährsmänner für dasselbe folgende an: Hanckius, De scriptoribus Romanarum Rerum II, part. I, cap. XI; Henr. Warton, Append. ad G. Cave de scriptor. Eccles. p. 99; J. A. Fabricius, Annot. ad Trithemium de Scriptor. Eccles. DCCL.

f. Der, welcher zuerst die vorliegende Frage gründlicher untersucht hat, ist Apostolo Zeno*). Er sah, daß Fabricius und Schrader, und zwar letzterer nach Autopsie, das Todesjahr 1465 einstimmig annahmen. Da nun überdies mehrere, wie Svueerzio, Aicher, Mandosio, dem gleichfalls zustimmten, so trug Zeno kein Bedenken, jene Angabe als die allein richtige anzusehen und andere geschichtliche Daten durch sie zu begründen. Indessen ward er später darauf aufmerksam, daß in Pontanos Werken (Venedig 1508 und Basel 1556), Bd. III, ein Brief dieses Zeitgenossen und Freundes des Laur. Valla an P. Salvator Valla und Giovanni Ferrari abgedruckt war, dessen Datum lautete: Januar 1460. Hier erzählt er: Laur. Valla habe den Herodot für König

*) Apostolo Zeno ist den 11. Dezember 1668 in Venedig geboren und den 11. November 1750 dort gestorben. Er war ein angesehener Dichter, legte sich aber auch auf Geschichte, namentlich Litteraturgeschichte, Bibliographie und Numismatik. Außer dem oben angeführten Werke schrieb er: Annotazioni alla bibliotheca dei Fontanini, und mehrere Abhandlungen in dem Giornale de' Letterati d'Italia.

Alfons übersetzt; und da jener vor vollendeter Übersetzung starb, so habe der König die Übersetzung, wie sie war, nach Neapel bringen lassen und sie in seiner Bibliothek aufbewahrt. Da nun König Alfons im Jahre 1458 starb, als des Laur. Valla Sterbemonat aber unbestritten der Monat August gilt, so müsse dieser spätestens im August 1457 gestorben sein. Daß er auch nicht früher gestorben sei, dafür zeugen folgende Data. Als Facius starb, machte man folgendes Distichon:

Ne vel in Elisiis sine vindice Valla susurret,
Facius haud multos post obit ipse dies.

Nun berichtet Summonte in der Geschichte Neapels *), daß Facio im November 1457 gestorben sei. Hieraus ergebe sich, daß Valla im selben Jahre starb. Hierzu komme, daß P. Jovius in seiner Lobrede auf Valla ausdrücklich sage: dieser sei 1457 gestorben **). — Alles hier Angeführte ist ein Auszug aus: „Dissertazioni Vossiane di Apostolo Zeno. Tomo Primo. Venezia MDCCLII. p. 70—74. Das Richtige trug Zeno schon 1712 in Tomo XI des Giornale de' letterati d'Italia vor. Demselben Zeno verdanken wir auch andere wertvolle Notizen hinsichtlich Vallas, namentlich wann seine verschiedenen Werke herausgegeben worden (s. Dissertazioni, p. 152—157).

g. Ein Zeitgenosse des Apostels Zeno ist mittels desselben Schlusses zu demselben Resultate gekommen; er führt aber ebenso wenig Zeno an, wie Zeno ihn. Adrien Baillet (Jugements des Savans sur les principaux ouvrages des auteurs, revûs, corrigez et augmentez par Mr. de la Monnoye. Nouvelle Edition. Tome second, première partie (Amsterdam MDCCXXV), p. 349, not. 6) schreibt: „Non obstant la date de 1465 marquée dans l'Epitaphe, qu'on rapporte de Laur. Valla, il est sûr que ce fut en 1457 qu'il mourut. En voici, outre le temoignage de Paul Jove, une preuve certaine, c'est que par une lettre de Jovien Pontan, imprimée à la suite de ses livres ‚De rebus coelestibus' et adressée à Pierre Salvateur Valla, il paraît que Laurent Valle mourut avant Alfonse Roi de Naples, mort le 28 Juin 1458 d'où il est aisé de tirer la consé-

*) Summonte sagt in „Dell' Istoria della città e regno di Napoli", Tomo terzo (Napoli MDCLXXV), p. 224: „Ed essendo morto Bartolomeo Facio nel mese di Novembre dell' anno passato." — Im Vorhergehenden ist berichtet, daß König Alfons im Jahre 1458 gestorben sei.

**) Siehe P. Jovius, S. 252.

quence." Diese Mitteilung macht auch auf mich den Eindruck einer aus zweiter Hand stammenden; auch ist sie 13 Jahre jünger, als die Schrift Zenos. — Mit Recht sagt Drakenborch a. a. O.: die Frage nach dem Todesjahr Vallas sei durch Pontanos Brief entschieden, meint aber, das Verdienst dieser Feststellung gebühre de la Monnoye. Er erwähnt Zeno gar nicht. — J. A. Fabricius dagegen, welcher 1457 als das Todesjahr anführt, beruft sich auf Zenos Abhandlung in „Diarium eruditorum Italiae", T. XI, p. 324 (s. Fabricius, Bibliotheca latina mediae et infimae aetatis [Patavii MDCCLIV]) II, 138. Auch Tiraboschi (Ist. della Letter. Ital. VI, part. 2, p. 340) stützt sich auf Zeno gegen die unrichtige Jahreszahl der Grabinschrift. Es ist auffallend, daß neuere Schriftsteller, z. B. Zumpt, auf Drakenborch als den hinweisen, welcher diese Frage aufgehellt habe.

h. Da Laur. Valla nach der Grabschrift 50 Jahre alt geworden ist, so dient sein Todesjahr zugleich zur Bestimmung seines Geburtsjahres. Mehrere andere Data sind später hervorgehoben, um die gewonnenen Zeitbestimmungen zu bestätigen. Nur bei einer kleinen Anzahl derselben will ich hier verweilen. Die, welche dennoch das Jahr 1465 festgehalten haben als Vallas Todesjahr, beriefen sich darauf, daß seine Übersetzung des Herodot Pius II. dediziert ist; und da dieser von 1458—1464 regierte, so könne Valla nicht 1457 gestorben sein. Man hat hiergegen erinnert, daß die Zueignung füglich von einem späteren Autor herrühren könne. Und daß dem wirklich so ist, läßt sich nachweisen. Die Worte, auf die es hierbei ankommt, verraten deutlich, daß durch dieselben ein Abschreiber sich bei dem Papste insinuieren wollte. Ich stütze mich im Folgenden auf Dominikus Georgius' Vita Nicolai quinti (Romae 1742), p. 185 sq. Von Vallas Übersetzung des Herodot finde sich in der Vaticana ein Exemplar in zwei Bänden. Der eine, Cod. 1796, beginne so: „Herodoti liber primus, qui inscribitur Thaliae, Divo Aeneae Pio II. Pont. Max. Optimoque per Laurentium Vallam Romanum Oratorem perfectum e Graeco in latinum versus." Und am Schluß sei hinzugefügt: „Finit Herodotus Divo Aeneae Pio secundo Senensi Pont. Max. Optimoque e Graeco in Latinum per Laur. Vallam translatus: quem nemo Pontificum neque rebus gestis tam bello quam pace, neque gloria, justitia, prudentia, eloquentia et consilio supergressus est, ut suae et aliorum scripturae testantur plurimae. Deo laus. Lege feliciter." In dem Angeführten ist zwar ein Anlauf zu einer Dedikation, aber keine wirkliche. Laur. Valla wußte wohl eine solche abzufassen, jedenfalls ein besseres Latein zu schreiben, als

das vorstehende. Er würde sich selbst auch niemals als oratorem perfectum an solchem Orte gepriesen haben. Übrigens heißt er in den späteren Schriften nicht mehr orator et rhetor, sondern Patricius Romanus, etwa mit dem Zusatze: de lingua latina bene meritus (cf. Opera, p. 3. 253. 274. 300. 325). — Der zweite Band, Cod. 1797, beginnt so: „Laurenti Vallensis conversio e Graeco Herodoti Halicarnassei. Clio incipit.“ Am Schlusse steht eine kurze Lebensbeschreibung Vallas von Joh. Andr. Vigerinus, wo ausdrücklich hervorgehoben wird, daß er unter Kalixt III. (Papst von 1455—1458) gestorben sei, ferner, daß er gegen Nikolaus V. eine solche Verehrung gefühlt habe, daß er nach dem Tode dieses Papstes wünschte, seine Übersetzung des Herodot ihm zugeeignet zu haben.

i. Drakenborch bemerkt, daß Laur. Valla selbst erzählt (Opera, p. 352): er sei 24 Jahre alt gewesen, als er sich bemühte, Sekretär bei Martin V. zu werden. Nachdem er mit dem Papste eine Unterredung gehabt, habe er sich über Venedig nach Placentia begeben, um einige Familienangelegenheiten zu ordnen. Darauf fügt Valla hinzu: „Cum ob eam rem diutius Placentiae manerem, Martinus decessit, Eugeniusque electus est. Mox ortis Romae bellis reverti supersedi, contulique me tunc primum Papiam, non ut adolescentulus discerem etc.“ — Hier haben wir Gelegenheit, zu sehen, wie unzuverlässig Valla ist, sobald er von seinen eigenen Lebensumständen redet. Martin V. starb den 23. Februar 1431, Eugen IV. wurde den 3. März 1431 zum Papst erwählt und den 12. März gekrönt (vgl. Alfr. v. Reumont, Geschichte der Stadt Rom [Berlin 1868], Bd. III, Abteil. 1, S. 71—75). Die von Valla erwähnte Unterredung mit Papst Martin V. muß, allen Umständen nach, in der zweiten Hälfte des Jahres 1430 stattgefunden haben. Aber damals war Valla nicht 24, sondern 23 Jahre alt. Es war ihm darum zu thun, nachzuweisen, er sei zu jener Zeit, als er das Sekretariat nachsuchte, kein unreifer adolescentulus gewesen. Ferner sagt Valla: er sei in Placentia gewesen, als Eugen Papst ward und Unruhen in Rom ausbrachen. Dagegen schreibt er selber in seinem Briefe an Scarampus (s. Epistolae principum, rerumpublicarum ac sapientium virorum [Venetiis MDLXXIII], p. 347): „Vellem creationi (Eugenii) affuissem, sed eo tempore Papiae eram.“ Hier sagt er also, im Widerspruche mit der obigen Angabe, daß er während der Krönung des Eugenius in Pavia gewesen sei. Vermutlich beabsichtigt er hier lediglich, seine Abwesenheit dadurch zu entschuldigen, daß er in Pavia gebunden gewesen sei.

k. Hat die Inschrift auf dem Grabmonumente das Todesjahr unrichtig angegeben? oder ist der Irrtum durch eine unrichtige Kopie derselben entstanden? — Dr. J. Clausen stimmt für die letztere Lösung des Rätsels: denn Paul Jovius (Elogia viror. illustr. [Basil. 1577], p. 18) „als Augenzeuge“ schreibe: „Sepulchrum caelato etc.“ (s. oben). Aber Jovius sagt keineswegs, daß er das Monument selbst gesehen, noch weniger, daß er die Inschrift selbst gelesen habe; und da Schrader, welcher versichert, die Inschrift gelesen zu haben, die nämliche Jahreszahl angiebt, wie Fabricius, so ist die Frage hiermit nicht entschieden. Die Sache ist zwar von keiner historischen Bedeutung, sofern Vallas Todesjahr feststeht; aber es hat doch ein gewisses litterarhistorisches Interesse, in einer Sache, die Jahrhunderte hindurch das Nachdenken gelehrter Männer beschäftigt hat, Klarheit zu gewinnen. Und etwas Irritierendes liegt doch darin, daß man nicht einmal der Aussage eines Denkmals, das die eigene Mutter ihrem Sohne gesetzt hat, trauen darf. Das Denkmal selbst ist zugrunde gegangen; aber in Joh. Georg Schalhorns Ergötzlichkeiten aus der Kirchenhistorie und Litteratur (zweiter Band, Ulm und Leipzig 1763) las ich: eine Abbildung finde sich als Nr. 25 in: „Monumenta illustrium per Italiam, Galliam etc. virorum“, herausgegeben von Siegefr. Rybisch und Tob. Fendt. Nachdem dieses Werk in Paris, sowohl auf der Bibliothek als im Louvre, vergebens gesucht war (obgleich es gewiß dort vorhanden ist), fand es sich in Kopenhagen sowohl in der königlichen Kupferstichsammlung als auch in der Bibliothek des Königs. Gegenwärtiges Buch trägt (in seiner dänischen Originalausgabe) an seiner Spitze eine nach der dortigen Abbildung aufgenommene Photographie. Jene Fendtsche Monumentensammlung ist aufgenommen in Andresens deutschem Peintre-Graveur [Leipzig 1865], Bd. II, S. 32—49. Früher sind Ausgaben des Werkes erschienen in Breslau (zuerst von 1574 an), Frankfurt, Amsterdam und Utrecht. Der als Mitherausgeber genannte Rybisch war (nach Iselins Historischem Lexikon, Basel 1744, Fol., Supplem.) ein schlesischer Edelmann, in Breslau im 16. Jahrhundert geboren. Unter drei Kaisern war er Rat und Beisitzer im königlichen Kammergericht in Schlesien, ein besonderer Liebhaber und Beförderer der Gelehrsamkeit, welcher auf seine Kosten jene „Monumenta“ erscheinen ließ. In der Widmungsepistel der Frankfurter Ausgabe (1585) wird Tobias Fendt als civis et pictor Vratislaviensis bezeichnet. — Fabricius und Schrader haben die Jahreszahl 1465 auf dem Grabmonumente ganz richtig gelesen, aber übersehen, welche Worte unter der eigentlichen Inschrift stehen und hier von dem

Steinhauer, wahrscheinlich aus Raummangel, nachgetragen sind, und haben vor die Zahl 1465 ein ob. (obiit) eingeschoben, in der Meinung, daß dieselbe natürlich das Todesjahr bezeichnen müsse. Wird zur Verdeutlichung eine Parenthese (welche nicht zur Lapidarschrift paßt) angebracht, so verschwindet jede Schwierigkeit. Die Inschrift lautet folgendermaßen: „Laurentio Vallae harum aedium sacrarum canonico Alfonsi regis et pont. maximi secretario apostolicoque scriptori qui sua aetate omnes eloquentia superavit Caterina mater filio pientissimo posuit (vixit annos quinquaginta) anno domini MCCCCLXV cal. Augusti Romae in templo G. Johannis Lateranensis." Die Mutter hat ihrem Sohne also das Denkmal am 1. August 1465 gesetzt. Vermutlich war gerade dieser Tag für sie von Bedeutung, vielleicht ihr Hochzeitstag, vielleicht Vallas Geburtstag, vielleicht sein Todestag. Letzteres würde mit der Angabe des Jovius stimmen. — Haben die von Schrader angeführten Verse auf dem Monumente gestanden, so standen sie auf seiner Rückseite. Sie sind, nach Jovius, von Franchinus Cosentinus verfaßt.

B. Wo ist Valla geboren? — Dr. J. Clausen führt Vallae Opera, p. 329 an, wo er den Poggius also anredet: „Du niedriggesinnter Mensch nennest Rom, wo ich geboren bin, die Heimat der Väter." Hierzu lassen sich nach Apostolo Zeno noch einige Stellen hinzufügen. Opera, p. 345 nennt er den Boetius, welcher in Rom geboren ist, seinen Landsmann (concivis). Und Opera, p. 347 sagt er: „In dieser Stadt, in welcher ich geboren und erzogen bin, bis ich ein Mann ward." Aus dem Tone dieser Stellen erkennt man, daß Valla jedenfalls gern für einen Römer gelten wollte. Ob er's aber wirklich war, darüber erhalten wir keine Gewißheit. Valla liebte ungemein die lateinische Sprache und die Geschichte des alten Rom. „Laß mich nicht auf diese Untersuchung näher eingehen" — sagt er Opera, p. 791 —, „damit ich nicht gezwungen werde, gegen meine Römer etwas zu sagen." Wenn nun Valla es wünscht, als Römer zu erscheinen, und wenn er daneben — wie wir sahen und noch weiter sehen werden — häufig unwahr ist und sich bald so, bald anders äußert, wo die Begebenheiten seines eigenen Lebens in Betracht kommen, und zwar immer nach seinen augenblicklichen Interessen: kann man sich da auf seine Angaben verlassen? Daß er sehr jung nach Rom gekommen ist, darüber ist kein Zweifel; es fragt sich aber, ob er da geboren ist. — In der schon erwähnten Vita Laur. Vallae von dem sehr zuverlässigen Joh. Andr. Vigorinus heißt es: „Laur. Valla, Placentia oriundus, Romae habitavit et civitatem accepit" (vgl. Apostolo Zeno,

p. 152). Das „oriundus“ schließt die Möglichkeit nicht aus, daß er in Rom geboren war, ebenso wenig das „accepit civitatem“. Drakenborch bemerkt (l. c., p. II): „[Laur. Vallam] virum sanguinis Romani appellat Coccius Sabell.“ Hiermit wird indes nur seine römische Herkunft (Abstammung) bezeugt. Reumont (Geschichte der Stadt Rom, Bd. III, Abteil. 1, S. 323) bemerkt: er stamme aus einer römischen Familie, sei aber in Placentia (Piacenza) geboren; jedoch beweist er diese Behauptung nicht.

Im Anbeginn seiner Laufbahn wollte er lieber nicht für einen Römer gelten, sondern für einen Piacenzier. In der Bulle über die Professoren zu Pavia, den 16. Oktober 1432, heißt es: „ad lecturam Rhetoricae M. Laurentius de Placentia, qui legit anno praeterito, Florenos quinquaginta“ (vgl. Poggioli, Memorie intorno alla vita et egli scritti di L. Valla, p. 24 sq.). Wahrscheinlich schloß seine (im Jahre 1431 nach Aufhören der Pest begonnene) Wirksamkeit an der dortigen Universität schon Ende November 1432. Da wir jedoch von ihm ein Rechtsdokument besitzen, datiert Pavia den 4. März 1433, so kann er Pavia nicht vor dem Anfang des Jahres 1433 verlassen haben. — Poggiali bemerkt (S. 7), daß Ripalta in einer Rede, die er 1471 gehalten (Rerum italicarum scriptores, T. XX), ihn nenne: „Lorenzo Valla fra Piacentini per letteratura illustri“, ferner, daß die kurze Chronik über Piacenza (p. 9 a tergo) die zwei Vallas erwähnt, Lorenzo und Georgio, als berühmte Gelehrte aus dieser Stadt, endlich daß Graf Federigo Scotti (Respons., T. I, lib. 2, resp. 1, num. 10) erwähne: Valla stamme aus Vigoleno, „terra non ignobile del Piacentino distretto“. — Nach diesen Daten kann es als ausgemacht gelten, daß Vallas Eltern im Piacentinischen domiziliert waren, und selbst, sollte er in Rom geboren sein, er doch kein geborener Römer war: in diesem Falle hätte die Niederkunft der Mutter zufällig in Rom stattgefunden, so daß sie dem Sohne kein römisches Bürgerrecht gewährte.

C. Vallas Verhältnis zu Aurispa. Dr. Joh. Clausen sagt S. 47 f. seiner Biographie: „Valla teilte also das damals allgemeine Verlangen, und Johannes Aurispa, einer der tüchtigsten Hellenisten jener Zeit, ward sein Lehrer in diesem Fache. Dieser Mann war in Italien von Stadt zu Stadt umhergezogen, lebte eine Zeit lang auch am Hofe Eugenius' IV. und Nikolaus' V., kehrte aber bald darauf zurück in sein Asyl zu Ferrara. Daher ist es schwer, genauer den Ort zu bestimmen, wo, und den Zeitpunkt, wann Aurispa Valla unterrichtet hat: wir wissen nur, daß er in ein näheres Verhältnis zu diesem getreten, ja, gewisser-

maßen sein Privatlehrer geworden ist; ‚denn‘, sagt Valla, ‚er las ganz allein mit mir‘.“ — Tiraboschi nimmt an, Aurispa sei im Jahre 1440 zum erstenmale nach Rom gekommen; in diesem Falle kann aber nicht davon die Rede sein, daß Valla in ein Schülerverhältnis zu ihm getreten sei: denn damals hatte Valla schon längst Rom verlassen und sich einen berühmten Autornamen erworben. Entweder mag er also in einem früheren Stadium seines Lebens mit Aurispa außerhalb Roms zusammengetroffen sein, vielleicht auf seiner Reise nach Piacenza, oder, was wahrscheinlicher, Aurispa mag früher einmal während seines Wanderlebens die Hauptstadt der Welt besucht haben. — Hierzu bemerken wir: es steht selbst einem weltberühmten Autor wohl an, zu jemanden, der in irgendeinem Fache ihm überlegen ist, in das Verhältnis eines Schülers zu seinem Meister zu treten, ja lebenslänglich diesen so zu betrachten. Möglich, daß Valla das Griechische von Aurispa gelernt hat, während er Sekretär des König Alfons war; denn wir finden, daß Aurispa gleichfalls bei dem Könige gewesen ist. Dieses geht nämlich hervor aus Antonii Panormitae De dictis et factis Alfonsi regis Aragonum libri quatuor (lib. 1, § 10). Hier wird erzählt, daß König Alfons das Fieber hatte; als er aber hörte, daß Aurispa der Ältere, ein gelehrter Mann, dort sei, so ließ er ungeachtet des Fiebers ihn kommen und verhandelte mit ihm wissenschaftliche Materien, namentlich über die Ketzereien des Hieronymus. — In seinem Briefe an Kardinal Scarampus sagt Valla: „Ego Eugenium ante Papatum dilexi, atque amavi adhuc adolescentulus, cum eidem praeceptori Graecarum literarum uterque operam daret.“ Aus Vallas Opera, p. 898 sieht man, daß dieser Lehrer nicht Aurispa, sondern Rinukius gewesen ist. Dem ersteren, seinem „Meister“, mag er also später weitere und tiefergehende Förderung verdankt haben.

2) Damit ich nicht mein Urteil als das einzige und maßgebende hinzustellen scheine, will ich eine Reihe von Urteilen gelehrter Männer über Valla anführen. Man findet sie gesammelt in: „Jugemens des Savans sur les principaux ouvrages des Auteurs, par Adrien Baillet, revûs, corrigez et augmentez par Mr. de la Monnoye.“ Nouvelle édition. Tome second. Première partie (Amsterdam 1725), p. 348 sqq.: „*Budé* (Guil. Budaeus, de Asse lib. 5) le comparoit à cet Hercule de la Fable, qu'on fait passer pour le Libérateur du genre humain, parcequ'il n'y a point eu de Préjugé ni d'Adversaire capable de l'épouvanter, et de l'empêcher de terrasser les monstres qui ravagaient le pays Latin depuis tant de tems.

Le même Auteur (G. Budaeus in Annot. in Pandect. prior.) dit dans un autre endroit qu'il savoit parfaitement le prix des Ouvrages Latins, parce qu'il étoit très habile en cette Langue, qu'il étoit un excellent Critique qui jugeoit des Ouvrages des autres avec beaucoup d'équité et sans ambition. Ce qui ne laissa pas de lui attirer l'envie de la plûpart des Gens de Lettres et de le faire recuser presque d'un commun consentement par les ignorans et les demi-savans comme un Juge inique et passioné contre eux. — *Sabinus* (Fr. Fl. Sabini Analogia advers. calumnias L. L., et ex eo *Voss*, Hist. Lat., lib. 3, cap. 7, p. 580) dit qu'il ne connoissoit personne qu'on pût raisonnablement lui préférer en ce point, et que personne n'avoit fait paroître plus de courage et plus d'industrie pour détruire la Barbarie qui s'étoit emparée de la Latinité. Il ajoute que sil s'est trouvé quelqu'un qui l'ait surpassé dans l'élegance du style, personne d'ailleurs n'est arrivé à la gloire qu'il a acquise en rendant des services si considérables de la Langue Latine, dont il est appelé le Restaurateur par les uns, et le Défenseur par les autres. C'est ce qui a fait dire à Vossius (De natura Rhetoricae, cap. 5, p. 48) que la République des Lettres ne lui avoit pas moins d'obligation que celle des Romains en avoit à Camille. — *Érasme* (Epistol., lib. VII, p. 3, anno 1490) écrit que Valla avec tous ses défauts ne laissoit pas d'être fort louable et fort aimable même, pour avoir essuyé tant de travaux et de sueurs à découvrir et à réfuter les folies et les impertinences des Ecrivains Barbares, pour avoir déterré et purifié les Lettres ensevelies dans l'ordure, pour avoir rendu à l'Italie l'ancien éclat de l'Eloquence Latine, et enfin pour avoir obligé les Savans mêmes à parler et à écrire plus correctemant et avec plus de circonspection qu'ils ne faisaient auparavant." Derselbe (in Ciceronis Dialog., p. 219. 157) giebt ihm in allem den Vorzug vor dem Humanisten Leon. Aretino, obgleich er dem Cicero weniger nahe kommen mochte: „Et il dit ailleurs qui'l tenoit plus de la composition et de la subtilité de Quintilien que de la facilité et de l'air naturel de Cicéron. Que c'est pour cette raison que son style est plus étudié, plus poli et plus pure même que ni celui d'Arétin et de celui de Poge (Poggio)." — Den angeführten rühmenden Zeugnissen fügen wir nur ein paar, auch neuere bei. Drakenborch (Tit. Livius, T. VII, p. II) sagt: „Laur. Valla unus illorum Heroum, qui seculo quintodecimo felicissime floruerunt et ad horridam proxi-

morum temporum barbariem Herculeo ausu depellendam, eumque Latini sermonis nitorem et elegantiam, quam in optimis ejus linguae scriptoribus omnis aetas mirata est, inducendam utilissimam operam contulerunt." — Das auch von Baillet angeführte Urteil des Paul. Jovius geben wir mit seinen eigenen Worten (Elogia etc., p. 36): „Laur. Valla Romanus a Gothicis temporibus usque ad patrum nostrorum memoriam praealto sepultos somno cives suos ad nobilium literarum studium excitavit. Indignatus enim tam diu corrumpi seculum legulejorum et sophistarum immani conspiratione, optimasque artes inculta sermonis barbarie defoedari, Elegantiarum libros edidit, traditis Romanae elocutionis praeceptis ex accurata veterum scriptorum observatione, quibus juventus aemulandi studio ad detergendas corruptarum literarum sordes accenderetur. — Fuit Valla ingenio maxime libero, ob idque mordaci contentiosoque, utpote qui aliena satyrico dente facile perstringeret et lites in literis, quasi id opus esset, adversus ignorantes acerrimas sereret." — Schließlich noch folgender Ausspruch in Marci Zuerii Boxhornii Historia universalis (Lugd. Batav. 1653), p. 953: „Fuit hoc tempore magnus egregiorum ingeniorum proventus. Inter quae illud Vallae Laurentii imprimis eluxit, qui praeter humaniorum literarum elegantiam prope exstinctam et ignotam velut postliminio revocatam, quod elegantissimi ejus de elegantia sermonis Romani libri testantur, theologiae et juris quoque studio se dedit. Utramque enim disciplinam neglectim et illotis impurisque manibus sua aetate tractari observabat." — Boxhorn bezeichnet deutlich, was Laur. Valla bei den Protestanten so hoch gestellt hat: „Interim ex iis, quae jam prodidimus, liquet abunde, jam proxime etiam ante Lutheri tempora non defuisse praeclara ingenia, quibus Romanae ecclesiae doctorum deliria, ineptiae ac sordes displicerent" (p. 957). — Interessant ist es zu sehen, wie ein Katholik gewissermaßen dieses protestantische Urteil bekräftigt. Agatopisto Cromaziano (d. i. Abt Don Appiano Buonafide) sagt in: Della Restaurazione d'ogni filosofia (Tom. I, cap. 2): „Consarcinò tutte le frasette Ciceroniane per mettere nel latino più ricercato i preludi della nuovaeresia di Lutero" (Poggiali, p. 99).

3) Drakenborch (l. c., p. IX) giebt richtig das Jahr 1440 an als das Jahr, in welchem die Schrift über die Schenkung Konstantins abgefaßt ist. Er stützt sich dafür auf zwei Gründe. Valla sagt (Opera, p. 793): die Römer empörten sich „sexto abhinc anno" gegen Eugen;

und Felix V. wird als Papst angeführt. Wir suchen den Zeitpunkt etwas näher zu bestimmen. Felix V., welcher freilich den 5. November 1439 in Basel erwählt war, nahm jedoch diese Wahl, und zugleich den päpstlichen Namen, erst den 5. Januar 1440 an. Demnächst müssen wir darauf hinweisen, daß eine andere merkwürdige Begebenheit, der Tod Vitelleschis, gleichfalls erwähnt wird (Opera, p. 791); Vitelleschi starb aber erst den 2. April 1440 (s. Reumont, Geschichte d. St. Rom, Bd. III, Abteil. 1, S. 97). Da diese Nachricht doch jedenfalls nicht sofort nach Neapel kam, so wird Vallas Schrift, welche sie berücksichtigt, kaum vor dem 1. Mai 1440 abgefaßt sein. Hierzu paßt ungefähr jener Ausdruck: „sexto abhinc anno“. Denn das Kapitol wurde den 30. Mai 1434 gestürmt, und am 4. Juni desselben Jahres flüchtete Eugen, worauf sich Valla gerade bezieht. Alle Umstände, zusammengenommen, machen es wahrscheinlich, daß seine Schrift unter dem ersten Eindrucke, den Vitelleschis Ermordung auf ihn machte, abgefaßt worden. — Übrigens sind die Zweifel über die Echtheit jenes Schenkungsbriefes keineswegs zuerst im 15. Jahrhundert aufgekommen. Wir begegnen solchen Zweifeln schon, oder vielleicht richtiger gesagt, noch im Anfange des 12. Jahrhunderts. Als in einem Prozesse (1104 oder 1105) die eine Partei sich auf jene Urkunde berufen hatte, so erklärte der Advokat der Gegenpartei den Schenkungsbrief für eine Erdichtung und machte zum Beweise seiner Behauptung den schlagenden Grund geltend, daß nach Konstantins Zeit der Kaiser völlig unbeschränkt in Rom und Italien regiert habe *). In seinen etwas wüsten chronologischen Bestimmungen kommt Poggiali auf das Resultat, daß Valla sein Buch vor 1433 geschrieben habe, und zwar aus Verdruß darüber, daß er nicht Sekretär des Papstes geworden war. Eine ebenso haltlose Annahme als jene Behauptung seiner Feinde: er habe es abgefaßt, nachdem er Sekretär geworden bei Nikolaus V., nämlich durch mißbräuchliche Verwertung des päpstlichen Archives. Zu dem Zwecke, diese Beschuldigung aufrecht halten zu können, läßt Reumont dieselbe wenigstens von einer vermeintlich zweiten und geänderten Ausgabe des Buches gelten.

4) Dieser Mann ward Vitelleschis Nachfolger in der Statthalterschaft über Rom, während der Abwesenheit Eugens. Er stammte von einer niedrigen Familie zu Padua, begann seine Laufbahn als Arzt,

---

*) Chronic. Farfens. Rerum Italic., T. II, P. 2, p. 637. Das Citat ist angeführt nach Poggiali, Memorie intorno alla vita et agli scritti di Lorenzo Valla.

diente darauf unter Vitelleschi als Krieger. Und er fuhr fort, Kriegsdienste zu thun, nachdem er zum Patriarchen von Aquileja und zum Erzbischof von Florenz ernannt war, und hatte großen Anteil an dem Siege bei Anghiari. Er übernahm die Verwaltung der Finanzen und behielt eine außerordentlich einflußreiche Stellung, seitdem der Papst, nach einer fast neunjährigen Abwesenheit, den 7. März 1443 wieder seine Residenz in Rom aufgeschlagen hatte.

5) Vallas Freunde hatten ihm geraten, Empfehlungsbriefe sich vom König Alfons an den Papst und mehrere Kardinäle zu verschaffen. Diesen Rat befolgte er nicht, sondern zog es vor, ohne dergleichen sich direkt an den Kardinal zu wenden. „Cupienti mihi post annos quatuordecim reverti in patriam et matrem sororemque ac caeteros propinquos revisere, suadebant amici, ut literas commendatitias ab rege Alfonso, cujus octavum jam annum secretarius sum, impetrarem, cum ad alios complures Romanae curiae senatores, tum vero ad ipsum principem senatus, summum Pontificem. Quarum literarum praesidio istuc venire et istic agere tuto possem. Mihi autem alia ratio ineunda visa est, voluique non per alium, sed per me, non ad alios, sed ad te de rebus meis scribi.“ (Epistolae Principum, p. 346.)

6) Wenn ich den Brief an Aurispa in dieses Jahr setze, obgleich er keine Jahreszahl führt, so stütze ich mich besonders darauf, daß Valla darin erzählt: er werde drei seiner Werke mit nach Rom bringen. Das sind dieselben, die er in einem Briefe an Kardinal Gerardus vom Januar (Epistolae Princ., p. 354) nach Rom bringen zu wollen schreibt. „Si istuc veniam, feram XVI libros Homeri prosa translatos. Itemque octo libros super Novum Testamentum. Praeterea elegantias meas cum compendiariis glosis ipso opere paene utilioribus.“ — In dem Briefe an Aurispa sagt er (ibid., p. 359): „Feram et elegantias meas tum titulis et in marginibus compendio comprehensas omnes quae in opere ipso disputantur, signans rem propemodum non minus utilem quam ipsum opus, licet nihil aliud sit quam opus ipsum.“ — Weiter schreibt er an Aurispa p. 360: „Feram ad te praeterea sedecim Iliados libros, a me prosa oratione traductos. Praeterea libros octo de collatione novi testamenti inter Graecum fontem Latinumque rivum.“ — Das Verhältnis zwischen den, in diesen zwei Briefen erwähnten Arbeiten, die „Elegantiae“ betreffend, und der späteren, in Rom erschienenen Ausgabe derselben „Elegantiae“ verdient von einem Fachkundigen näher untersucht zu werden. Es scheint,

als seien nicht allein sechs Bücher der römischen Ausgabe, sondern auch die hier erwähnte und sehr hervorgehobene Arbeit verloren gegangen, oder auch gar nicht herausgegeben worden. Indes mögen die sechs letzten Bücher der römischen Ausgabe mit der brieflich erwähnten Arbeit zusammenfallen und also, bloß in verkürzter Form, denselben Inhalt bringen. Hierzu dürften folgende Ausdrücke in der Zueignung (Opera, p. 1) stimmen: „Nam quum sex essent libri, quos tibi (cui omnia debeo) repromiseram, nunc totidem ad illos accedunt, ejusdem germanaeque materiae, et *quasi semissi semis additus explet assem lucri.*" Es scheint, daß die hier hervorgehobenen Ausdrücke andeuten, daß zwei und zwei Bücher zusammengehörten. Zwar wird es hierdurch verständlicher, wie etwa jedes zweite Buch ausfallen konnte. Auf der anderen Seite aber scheint es doch kaum denkbar, daß Valla aus „Marginalnoten", welche den Inhalt der sechs alten Bücher in zusammengedrängter Form (compendio) wiedergaben, sechs neue Bücher gemacht haben soll. Hierzu kommt, daß er schon in dem Briefe an Aurispa (Epistolae Princ., p. 360) äußert: er werde vielleicht ein siebentes Buch schreiben.

7) Welcher Haß zwischen den Armeniern und den übrigen orientalischen Christen herrschte, ist aus dem ersichtlich, was Hottinger in seiner Kirchengeschichte V, 41 aus mehreren Quellen anführt. Die Griechen wollten nicht mit den Armeniern speisen noch trinken. Die Georgier sagten: „Gehst du an einer armenischen Kirche vorüber und hast einen Dorn in deinen Fuß bekommen, so ziehe ihn nicht heraus, damit du nicht durch dein Niederbücken den Anschein habest, der armenischen Kirche Ehrfurcht zu erweisen, welche von allen Christen verachtet werden muß." Papst Eugen war allezeit beflissen, die Armenier mit der katholischen Kirche zu vereinigen. In Florenz, wohin sie Vertreter geschickt hatten, wurde ungefähr vier Monate hindurch mit ihnen verhandelt, nachdem die Griechen fortgezogen waren; und am 22. November 1439 wurde eine sogen. Reformationsbulle ausgestellt. Thomas a Jesu bemerkt lib. VII, cap. 19 (s. Hottinger, S. 91), daß diese Union nicht die mindeste Spur zurückgelassen habe.

8) Stephani Baluzii Miscellaneorum liber septimus, p. 547: „Vix pontificem invenies, sub quo plura et adversa et secunda contigerint. Is Concilium congregavit dissolvitque. Is bella quamplurima gessit, vicit atque succubuit. Sententiam depositionis sub nomine Concilii adversus se perpessus est. Ipse deponentes deposuit. Adversarium et competitorem in pontificatu

habuit. Neutralitas eo Pontifice res nova et inusitata coepit. Perdidit Alemanniam et recuperavit. Graecos ad unionem redegit. Jacobitis evangelium ignorantibus legem dedit. Adversus Turcas classem misit, Legatoque Juliano in Hussitas potestatem praebuit. Sigismundo Caesari prius bellum intulit, post diadema concessit. Archiepiscopos Episcoposque dignitate privavit. Nec cardinales nec Electores imperii reliquit intactos. Sanctum Nicolaum de Tolentino canonizavit. Romae captus est, fugit, rediit. Marchiam perdidit recuperavitque. Braccium Montinum in agris jacentem excommunicavit, mortuum absolvit, Johannem Vitellescum sublimem fecit, post cepit, qui mortem in carcere obiit. Bononiam recuperavit, post amisit. Regi Aragonum infestus fuit, post illi regnum confirmavit. Venetorum prius amicus, deinde suspectus haberi coepit. Alti cordis fuit. Sed nullum in eo majus vitium fuit, nisi quia sine mesura fuit, et non quod potuit, sed quod voluit, aggressus est.“

9) Sismondi (Histoire des républ. ital. VIII, 418) bemerkt, daß Kaiser Sigismund 500 mit Büchsen bewaffnete Soldaten bei sich hatte, und daß diese Bewaffnung damals etwas so Neues war, daß sie das Erstaunen der Italiener erweckte. Reumont (Geschichte der Stadt Rom, Bd. III, Abteil. 1, S. 85) sagt: 500 Reiter und 800 Mann Fußvolk seien Sigismund gefolgt, als er den 23. Mai 1433 nach Rom gekommen sei. Nach J. M. Schröckh, Christl. Kirchengeschichte XXXII, 28 berichtet Windeck, daß Sigismund den größten Teil des Jahres 1432 bis Pfingsten 1433 in Siena gewesen sei, wo er auf Kosten der Einwohner lebte, daß diese ihn, sowie sein Kriegsvolk verfluchten, welches sie ebenfalls unterhalten mußten; „er kam nach Rom mit großer Armut und wenig Hilfe der Leute“. Mit letzterem Berichte stimmt L. Valla am besten überein.

10) Giovanni di Vitelleschi war mehr Soldat als Geistlicher. Der Papst bediente sich seiner im Kriege gegen Alfons; und da er im Kriege sich sehr grausam zeigte, so ist es nicht zu verwundern, daß sein Name in Vallas Umgebungen verhaßt war. Er war Bischof von Recanati, wurde zum Patriarchen von Alexandrien und zum Erzbischof von Florenz ernannt. Als die Empörung in Rom im Oktober 1434 sich erschöpft hatte, ernannte der Papst ihn zum Legaten in der Stadt Rom und im Patrimonium Petri („sublimem fecit“). Am 28. Oktober 1434 zog er an der Spitze seiner Truppen in Rom ein. Er hatte die unbeschränkteste Macht und gebrauchte diese Macht mit der größten Strenge

und Grausamkeit. Am 9. August 1437 wurde er zum Kardinal ernannt. Nach und nach bekam er indes immer mächtigere Feinde unter den Freunden des Papstes, sowohl in Florenz als in Venedig; auch Fr. Sforza war sein Feind. Man beschuldigte ihn, mit dem Herzog von Mailand und Nicolo Picinino in geheimer Verbindung zu stehen. Man behauptete, einige seiner Briefe, und zwar in Chiffren geschriebene, aufgefangen zu haben. „Niemand weiß“, sagt Reumont, „ob die Anklage begründet, oder eine Intrigue war.“ Der Papst beschloß, ihn zu stürzen. Im März 1440 wurde er ins Gefängnis abgeführt, und bei dieser Gelegenheit an Knie, Händen und Schläfe verwundet. Am 2. April starb er. Er selber soll an Vergiftung geglaubt und dies an Madonna Girolamo Orsini gesagt haben (vgl. Reumont III, 1. S. 93ff.). H. Leo (Gesch. d. italienischen Staaten III, 582) berichtet, er sei den 18. März 1440 gefangen gesetzt worden und wenige Tage nachher an Gift gestorben. Derselbe sagt in einer Anmerkung: „Schriftsteller, die sich in päpstlichem Interesse über die Ereignisse äußern, stellen Vitelleschis Tod als Folge der Wunden dar, die er bei seiner Gefangennehmung empfing.“ Aber aus den angeführten Worten Vallas erhellt ja, daß die Feinde des Papstes kurz nach dem Tode Vitelleschis annahmen, derselbe sei durchs Schwert herbeigeführt worden, nicht durch Gift. Einer seiner Zeitgenossen, Paolo Petrone, schreibt von ihm: „Er war grausam, hitzig, eitel, sinnlicher Lust ergeben; aber er schaffte uns Frieden und Überfluß. Daher beklagten die meisten im Volke seinen Tod. Ob der Papst seinen Tod angeordnet, ob der Mann ihn verdient hat, ist mir nicht bekannt. Große Dinge erfordern große Meister. Er hat aber für den Papst und seinen Staat viel gearbeitet.“ (Vgl. Reumont III, 1. S. 98.) Daß am Hofe König Alfons' ganz anders über Vitelleschi geurteilt wurde, können wir daraus sehen, daß Antonius Panormita (a. a. O. I, 3. § 50) ihn „illum omnium bipedum nequissimum“ nennt.

11) Bonifazius IX. hatte sich in Perugia niedergelassen, mußte aber die Stadt verlassen, weil blutige Parteistreitigkeiten seinen Aufenthalt dort unsicher machten. Die Römer begehrten lebhaft seine Rückkehr, und der Papst schloß von Assisi aus mit ihnen einen Friedensvertrag, nach welchem sie eine halb republikanische Verfassung behielten. Später hat er die Römer mit Hilfe der Engelsburg und des von ihm befestigten Kapitols im Zaume gehalten.

12) Wenige Fürsten haben ein so unruhiges Leben geführt, wie der Venetianer Gabrieli Condolmieri, welcher, im Anfang des Jahres 1431 zum Papst erwählt, den Namen Eugen IV. annahm. In seiner Jugend

hatte er die Stille des Mönchslebens kennen gelernt. Geboren in Venedig 1383, war er 47 Jahre alt, als er die Regierung antrat. Alsbald kam er mit den Colonnas in blutige Streitigkeiten, welche unter seinem Vorgänger sich auf Kosten des Staates bereichert hatten. Diese Unruhen suchte der Herzog von Mailand zu benutzen, um sich Eingang in den Kirchenstaat zu verschaffen. Er hatte Fr. Sforza in seine Dienste genommen, verlobte ihn mit seiner noch unerwachsenen Tochter Bianca Maria und hatte ihm ein bedeutendes Amt im Bereiche von Alessandria übertragen. Da der Papst die Florentiner in ihrem Kriege gegen ihn, den Mailänder, unterstützt hatten, so bediente er sich eines seiner öfter angewandten Kunstgriffe. Er ließ Sforza aus seinem Dienste treten. Als dieser nun seine Truppen fürs Winterquartier in die ihm zugehörigen apulischen Städte Manfredonia und Benevent legen will, bittet er den Papst um Erlaubnis, durch die Markgrafschaft Ancona ziehen zu dürfen. Es wird ihm erlaubt; und elf Tage nach seinem Einrücken ist er Gebieter über die ganze Markgrafschaft Ancona. Erdichtete Briefe wurden in der ganzen Provinz verbreitet; nach Inhalt des einen hatte das Baseler Konzil den Herzog von Mailand zum Vikar der römischen Kirche in Italien ernannt, zugleich mit dem Befehl, den Kirchenstaat zu besetzen, und in einem anderen wurde Sforza zum Oberbefehlsherrn gegen den Papst eingesetzt. Sforza drang sogar bis nach Umbrien hinein. Um dieselbe Zeit rückt Fortebraccio auf Rom zu, gleichfalls auf des Herzogs Veranlassung und ebenso unter dem Vorgeben, er handle nach der Weisung des Baseler Konzils. Er besetzt Tivoli und vereint sich mit den Colonnas. Da vergleicht sich aber der Papst mit Sforza und überträgt ihm für Lebenszeit die Markgrafschaft Ancona. Der Herzog von Mailand läßt Nicolo Piccinino aus seinem Dienste treten, welcher sich nun mit Nicolo Fortebraccio in Verbindung setzt. Gleichzeitig brachen in Rom aufrührerische Bewegungen aus. Auf den Straßen erscholl am 29. Mai 1434 der Ruf: „Freiheit! Capitolium!“ Die Aufrührer bemächtigten sich der Stadt, setzten eine Regierung ein unter dem Namen: „die sieben Lenker der Freiheit“ und verlangten von dem Papste, welchen sie eingeschlossen hielten, die Übergabe der Engelsburg und Ostias, sowie die Anerkennung der kommunalen Autonomie. Am 30. Mai wurde das Kapitol von dem Volke erstürmt. Nur wenige Prälaten befanden sich bei dem Papste, und diese rieten ihm zur Flucht. Es glückte ihm, heimlich ein Fischerboot zu besteigen, als Mönch verkleidet. Er hatte nur einen einzigen Begleiter. Er war noch nicht weit gelangt, als er unterwegs erkannt wurde. Das Volk versammelte sich am Ufer der Tiber, stieß

Drohungen und wütende Schimpfworte aus, versprach den Bootsleuten reiche Belohnung, wenn sie ihn ausliefern würden, ja, schossen nach ihm mit Pfeilen und schleuderten Steine. Dennoch gelang es ihm, ungeschädigt nach Ostia zu kommen, und von hier, den 23. Juni, nach Florenz. Nur ein einziger Kardinal war in Florenz bei ihm; die anderen waren in alle Winde zerstreut. Nicolo Piccinino und Fortebraccio bemächtigten sich Roms. Sforza hatte sein Quartier in der Nachbarschaft. Der Herzog von Mailand vermittelt, und Nicolo Piccinino zieht sich in die Romagna zurück. Da aber jetzt Ima und Bologna gegen den Papst sich erhoben und von mailändischen Truppen besetzt worden, und es mit dem Papste dahin gekommen war, daß er nur noch fünf Städte hatte, so verbünden sich gegen den Herzog von Mailand, Filippo Maria, die Florentiner und Venetianer und wählen Sforza zu ihrem Anführer. Der Herzog stellt diesem gegenüber seinen Feldherrn Nicolo Piccinino. Im Jahre 1435 wurde Friede geschlossen. In Rom selbst war man inzwischen des Pöbelregiments bald überdrüssig geworden. „Das Volk überzeugte sich", sagt ein Zeitgenosse, „daß sie von ihren eigenen Männern noch schlechter regiert wurden, als vom Papste." Bald hörte man Stimmen wie diese: „Die Kirche und das Volk lebe!" und am 25. Oktober 1435 befand Rom sich wieder in den Händen des Papstes. (H. Leo, Gesch. d. ital. Staaten III, 136 ff. u. 372 ff.; Alfr. v. Reumont, Gesch. d. St. Rom III, 1. S. 90 ff.; Dr. G. Voigt, Enea Silvio Piccolomini als Papst Pius II. I, 68 ff.)

13) Während der Residenz der Päpste in Avignon und des darauf folgenden Schisma hatten Rom, Bologna und Perugia einen ziemlichen Grad republikanischer Freiheit erreicht. — Perugia, welches sich völlig vom Papste losgerissen hatte, wurde 1371 von Gregor XI. wieder unterjocht. Urban VI. wählte es 1336 zu seiner Residenz, sowie Bonifazius IX. 1392. Unter den langwierigen auswärtigen Kriegshändeln behauptete Bologna seine Unabhängigkeit vom Papste, unterwarf sich aber 1403. Im Mai 1411 empörte sich Bologna wieder gegen Johann XXIII., belagerte den päpstlichen Legaten und zwang ihn, zugleich mit den päpstlichen Soldaten fortzuziehen, verglich sich aber mit dem Papste nicht lange nachher. Im Jahre 1416 treffen wir Bologna von neuem als Republik; aber 1420 ergab es sich unter das Regiment Martins V. Im August 1428 sagte es ihm den Gehorsam auf und verjagte seinen Legaten. 1429 wurde zwar ein Vergleich geschlossen, aber im Jahre darauf wurde der Legat wieder fortgejagt, und erst mit Eugen IV. wurde der Friede geschlossen, den 22. April 1431. Der Herzog von Mailand

und Francesco Sforza bemächtigten sich 1434 des größten Teils des Kirchenstaates; 1435 zogen die mailändischen Truppen wieder fort, und Bologna kehrte zum Gehorsam gegen den Papst zurück. Am 21. Mai 1438 öffnete Bologna seine Thore wieder den mailändischen Truppen u. s. w. (Man sehe das Nähere bei Sismondi und Leo.)

14) Vallae Opera, p. 357 sqq. Die näheren Umstände dieser Geschichte sind auch in der kleinen Schrift mitgeteilt: „Calumnia theologica Laur. Vallensi olim Neapoli intentata, quod negasset symbolum membratim articulatimque per Apostolos esse compositum. Ipso Laurentio Valla authore.“ Argentorati Anno MDXXII.

15) Cf. Vallae Opera, p. 357: „Hic igitur, cum per eam Quadragesimam frequenter pueros, qui aderant, excitatos ac stantes juberet secum clamare, forte die quodam interveni, cum doceret illos symbolum, inquiens“ etc. — Opera, p. 803: „Siquidem hoc ille in praedicando, ut est promptissimus lingua vernacula, convocatis pueris et succlamantibus quotidie decuntabat, cum risu caeterorum.“ — Ungeachtet der sichtlich etwas gefärbten Schilderung finden wir hier das Bild einer ordentlichen kirchlichen Katechisation, und zwar eines Prädikanten, welcher in einem gewissen Ansehen stand.

16) Der Bericht bei Georgius Pfrantzes, p. 178 sqq. lautet folgendermaßen: „*Εἶπεν ὁ ἀοίδιμος βασιλεὺς κὺρ Μανουὴλ πρὸς τὸν υἱὸν αὐτοῦ, τὸν βασιλέα κὺρ Ἰωάννην, μόνος πρὸς μόνον, κἀμοῦ μόνου ἱστάμενου ἔμπροσθεν αὐτῶν, καὶ ἐκπέσοντος λόγου περὶ τῆς συνόδου ἔφη· υἱέ μου, βεβαίως καὶ ἀληθῶς ἐπιστάμεθα ἐκ μέσου τῆς καρδίας αὐτῶν δὴ τῶν ἀσεβῶν, ὅτι λίαν διστάζουσι φοβούμενοι μή πως συμφωνήσωμεν καὶ ἑνωθῶμεν τοῖς δυτικοῖς χριστιανοῖς· δοκεῖ γὰρ αὐτοῖς ὅτι εἰ τοῦτο γένηται, γενήσεταί τι κακὸν μέγα κατ' αὐτῶν παρὰ τῶν εἰρημένων δυτικῶν δι' ἡμᾶς. λοιπὸν τὸ περὶ τῆς συνόδου μελέτα μὲν αὐτὸ καὶ ζήτει, καὶ μάλιστα ὅταν χρείαν ἔχεις φοβῆσαι τοὺς ἀσεβεῖς, τὸ δὲ ποιῆσαι αὐτὴν μηκέτι ἐπιχειρσθῆς αὐτό, διότι ὡς βλέπω τοὺς ἡμετέρους, οὔκ εἰσιν ἁρμόδιοι πρὸς τὸ εὑρεῖν μέθοδον καὶ τρόπον ἑνώσεως συμφωνίας τε καὶ εἰρήνης καὶ ἀγάπης καὶ ὁμονοίας, εἰ μὴ φροντίζουσι πρὸς τὸ ἐπιστρέψαι αὐτούς, λέγω τοὺς δυτικούς, ὡς ἦμεν ἀρχῆθεν. τοῦτο δὲ ἀδύνατον ὄντως· σχεδὸν γὰρ φυβοῦμαι μὴ καὶ χεῖρον σχίσμα γένηται· καὶ ἰδοὺ ἀπεκαλύφθημεν τοῖς ἀσεβέσι. τοῦ δὲ βασιλέως (ὡς?) ἔδωξε μὴ δεξαμένου τὸν λόγον τοῦ πατρὸς αὐτοῦ, μηδὲν εἰπὼν ἀναστὰς ἀπῆλθε.*“

17) Derselbe Gesandte sagte u. a.: „Sed felices reges et imperatores Christianos esse dicimus, si juste imperant, si deum timent, si deum colunt, si deum diligunt, si potestatem eis a Deo datam ad dilatandum cultum dei divinae majestati servire faciunt. Felicem vero non immerito dixerim animam genitoris vestri piae et recolendae memoriae, qui pro fide catholica et pace ecclesiae diebus suis plurimum laboravit, Italiam, Franciam, Angliam et plurima alia Christianitatis regna pro sancta unione ecclesiae occidentalis et orientalis laboriosissime peragravit. Et licet diebus suis illam videre non potuit, tamen desideriorum suorum meritum, laborum praemium suorum, non perdidit apud deum.“ (Mansi, Sacrorum conciliorum collectio XXIX, 446).

18) Zhismanns (S. 23) Vermutung: die Antwort sei darauf hinausgegangen, daß das Konzil in Konstantinopel stattfinden könne, scheint nicht mit der Erzählung des Syropulus (II, 19) übereinzustimmen: „*ἔφερον δὲ καὶ οὗτοι γράμματα τοῦ Εὐγενίου διοριζόμενα γενέσθαι ἐκεῖσε τὴν σύνοδον.*“ Nur in dem Falle, daß das Unionskonzil in Italien stattfinden sollte, konnte es einen Vorwand abgeben für die Verlegung des Baseler Konzils.

19) Zhismann, S. 71: „Bis zum letzten byzantinischen Hafen.“ Aber im Dekrete steht: „ad portum nostrum ultimum“. Nach dem ganzen Zusammenhange ist es auch einleuchtend, daß unterschieden wird zwischen den Ausgaben zu Lande und zur See. Aus mehreren Gründen ist anzunehmen, daß die Schiffahrtskosten nicht von den 15,000 Dukaten bestritten werden sollten, sondern daß diese zunächst als Ausgaben für die Equipierung zu betrachten waren.

20) Zhismann übersetzt: „Im nächsten November verpflichtete sich die Synode, zwei größere und zwei kleinere Schiffe mit 300 Bogenschützen zum Schutze Konstantinopels zu schicken.“ Im lateinischen Texte steht: „Item quod *infra decem menses* incipiendos a mense Novembris proxime sequenti, teneatur sacrum concilium.“ Daß die großen Schiffe in Konstantinopel nicht bleiben sollten, geht aus folgenden Äußerungen hervor: „Item ordinabunt praedicti Ambassiatores et expensas duarum galearum subtilium et trecentorum balistariorum pro custodia civitatis Constantinopolitanae.“ Wenn Zhismann demnächst sagt: „für den Fall jedoch, daß der Kaiser mit Basel nicht zufrieden sein sollte, wird sich das Konzil einen Monat nach der Ankunft der Griechen im letzten byzantinischen Hafen u. s. w.“, so

wiederholt sich hier die oben angedeutete Verwechselung eines byzantinischen und eines lateinischen Hafens. — Des Raumes wegen begnüge ich mich, nur in diesem Punkte die Abweichungen meiner Darstellung von derjenigen Zhismanns zu rechtfertigen.

21) Es ist ein vollständiges Mißverständnis, wenn Mansi (XXXI, 34) die bei Syropulus (II, 22) berührten Verhandlungen in das Jahr 1433 versetzt, also auf die erste Sendung Garatonis bezieht. Sie fanden nämlich statt, nachdem die an den Papst gesandten griechischen Abgeordneten nach Konstantinopel zurückgekehrt waren. Diese Gesandten kamen an, nachdem die Gesandtschaft nach Basel abgegangen war, und diese Abreise fand jedenfalls erst den 1. Januar 1434 statt.

22) Die hier gegebene Darstellung beruht auf Syropulus. Die einleitenden Worte des Dekretes, welche so großen Verdruß bei den Griechen erregten, lauteten so: „Sicut pia mater pro filiorum salute semper anxia est, nec unquam quiescit, donec, si qua inter ipsos dissensio sit, sopita fuerit: sic et multo amplius sancta mater ecclesia, quae filios ad perpetuam vitam regenerat, omni conatu laborare consuevit, ut omnes, qui Christiano nomine censentur, sublato omni dissidio eandem fidei unitatem, sine qua salus esse non potest, fraterna caritate custodiant. Quamobrem hujus sanctae Synodi ab initio suae congregationis praecipua cura fuit, illud recens Bohemorum antiquumque Graecorum dissidium prorsus extinguere et eos nobiscum in eodem fidei et caritatis vinculo perpetuo copulare. Bohemos igitur viciniores primo, deinde Graecos per nostras litteras et oratores pro sancta unione facienda, cum omni caritate ad hoc sacrum concilium vocavimus. Et quamquam Bohemorum negotium multi ab initio non solum difficile, sed paene impossibile aestimarent, nostrosque tamquam supervacuos et inutiles judicarent labores, attamen Dominus noster Jesus Christus, cui nihil impossibile est, sic salubriter rem ipsam usque ad hanc diem direxit, ut multo amplius haec ipsa Bohemorum vocatio ecclesiae sanctae profuerit, quam multi potentissimi exercitus, qui saepe Bohemiam armata manu ingressi sunt. Quae res eo ampliorem spem nobis praebet, ut hanc Graecorum unionem cum omni fiducia et constantia prosequamur. Quod quidem eo libentius aggredimur, quo ipsos ad hanc unionem plurimum affectos conspicimus.“ (Mansi, Conc. coll. XXIX, 92.) — Der Vergleichung halber fügen wir den Bericht des Baseler Gesandten über diesen Streit hinzu: „Quoad primum interrogavimus articulum

primo: cur vellent illud prooemium tolli, aut in quibus illud corrigi? Responderunt: quia vanum et ecclesiae nostrae injuriosum. Diximus: in qua vel in quibus? Responderunt: in tribus praecipue, primo in eo quod Synodus vestra videtur se appellare majorem (matrem?) omnium Christi fidelium, et per consequens, qui non est ejus filius per obedientiam et acceptationem suorum dogmatum, non est Christi Fidelis. Secundo ideo, [quod] eodem contextu sermonis fit mentio de nobis et Bohemis. Tertio, quia conjungit nos cum Bohemia in ratione dissidii. Circa praedicta multa diximus, per quae clare ostendimus nullam injuriam in praedictis contineri. Verumtamen ipsis in sua opinione persistentibus et omnino ad rupturam omnium tractatuum, nisi ut petebant, faceremus, tendentibus, ad ultimum fecimus et promisimus: prout haec Synodus postmodum approbavit.“ (Mansi XXXI, 251.) Die neue Einleitung, welche auf Wunsch der Griechen dem Dekrete gegeben wurde, lautete folgendermaßen: „Cum inter cetera toti populo Christiano necessaria opera, propter quae hoc praesens sanctum Concilium exstitit congregatum, unio occidentalis et orientalis ecclesiarum Christi praecipuum et maximum sit, merito pro hac perficienda ab initio suae congregationis omni conatu laboravit.“

23) „Quoad civitatem vero Basileensem obtinendam, licet plus quam in omnibus aliis insudaverimus, nihilominus in fine nihil obtinere potuimus. Quid autem eos ab hac civitate retrahat, nunqam ad liquidum scire potui, nisi forte conjecturas aliquas, quas approbare non audeo, nec referre, ne forte ab aliquibus, non coniecturae, sed ut verae causae accipiantur, dum forte non essent.“ (Relatio Joannis de Ragusio, Mansi XXXI, 251.)

24) Auch hier bin ich Syropulus gefolgt, mit welchem Joh. de Ragusio in allen Punkten übereinstimmt. Dieser sagt (Mansi XXXI, 259): „Quae procuratoria cum vidissem, judicavi ea esse insufficientia et injuriosa ecclesiae nostrae et maxime Sedi Apostolicae. Insufficientia quidem, quia non dabant procuratoribus plenam et liberam potestatem concurrendi cum oecumenico concilio, et acceptandi ea, quae in eo concluderentur; sed referunt se ad divinas scripturas, ad oecumenicas praecedentes synodos et ad traditiones apostolorum et suorum sanctorum patrum. Quod ideo fecerunt, quia divinis scripturis non reperitur verbum praecessionis verbaliter attribui spiritui sancto respectu filii. Nec in praecedentibus conciliis putant articulatim et conclusionaliter

declaratum, spiritum sanctum a filio procedere; sanctos etiam apostolos non tradidisse clarum existimant. Quod autem se referunt ad declarationem suorum sanctorum patrum, hoc faciunt ad excludendum Augustinum et alios sanctos doctores et patres Latinos, et ut inhaereant verbis, non sententiae Johannis Damasceni, qui apud eos magnae auctoritatis habetur et sanctitatis. Unde referre procuratores ipsorum ad praedicta juxta ipsorum intentionem, nihil aliud est dicere, quam quod stent in ea opinione qua sunt. Injuriosa quidem reputavi, quia asserunt *ecclesiam Romanam fecisse additionem in symbolo*, et sic recessisse ab ecclesia et fecisse divisionem, ipsis in professione sincerae et illaesae fidei remanentibus."

25) „Si quid tamen in materia Boemorum post translationem praedictam per dictos Basileae congregatos utiliter actum fuisse cognoverit, id etiam cum suppletione defectuum approbare intendit" (cf. H. Justinianus, Acta concilii Florentini, p. 51).

26) „Et nihilominus si ipse etiam et sui de domo sua hactenus aliqua fecissent, quae non bene facta, modo aliquo judicarentur; ex tunc, ipse scilicet et sui praedicti, se emendare intendunt" (cf. Justinianus l. c., p. 54).

27) Während die griechischen Quellen übereinstimmen in ihren Berichten über die Art und Weise, in welcher der Papst den Patriarchen empfing, so trägt dagegen ein lateinischer Zeitgenosse kein Bedenken, zu sagen: „Papa vero recepit eum (patriarcham) in camera paramenti. Qui fecit reverentiam debitam Papae et deinde osculatus est manum." (Stephani Baluzii Miscellaneorum lib. septim., p. 509.)

28) Bei der Bearbeitung der Geschichte des florentinischen Konzils, habe ich hauptsächlich drei Quellen benutzt. 1) Ein Grieche, welcher dem Konzile beiwohnte, hat eine Beschreibung desselben gegeben. Das Manuskript derselben wurde mit einer lateinischen Übersetzung des Bartholomeus Abramus 1526 in Rom gedruckt; und später ist sie mit einer lateinischen Übersetzung von Joh. Matth. Caryophilus in Pauls V. und andere Konziliensammlungen aufgenommen worden. Ich habe die Kollektion Mansis XXXI benutzt. Nach meinem Dafürhalten hat Leo Allatius in seinem Werke gegen Creygthon (Exercitatio V, 66—74) bewiesen, der Verfasser sei Theodorus Xantopulus gewesen; da aber Popoff (The history of the council of de Florence, p. 6) bemerkt:

„But Bertram in his ‚Abhandlung vom Dorotheo von Mitylene‘, einem ungenannten Geschichtschreiber, Halle 1752 4°, has proved its author to be Dorotheus of Mitylene“; und da das angeführte Werk mir nicht bekannt ist, so muß ich die Frage auf sich beruhen lassen. 2) Andreas de S. Cruce, römischer Patrizier und Advokat bei dem apostolischen Konsistorium, war gleichfalls auf dem Konzil zugegen und hat die Verhandlungen desselben uns mitgeteilt. Dieses Werk ist aufgenommen in Acta sacra oecumenici concilii Florentini ab Horatio Justiniano Bibliothecae Vaticanae custode primario collecta, disposita, illustrata (Romae MDCXXXVIII), und ist von mir citiert nach dem Herausgeber Justinianus. Der erste Teil seiner Arbeit enthält verschiedene Aktenstücke betreffs des Konzils; der dritte aber handelt von der Union der Armenier und Jakobiten mit der römisch-katholischen Kirche. Der Papst verlegte nämlich das Konzil von Florenz nach Rom. Hier trafen Gesandte vom Könige der Äthiopier (Abessinier) ein; auch wurde verhandelt mit Syrern, Chaldäern und Maroniten (s. Justiniani Praefatio, p. V). 3) Vera historia unionis non verae inter Graecos et Latinos, sive concilii Florentini exactissima narratio, Graece scripta per Sylvestrum Syropulum, magnum Ecclesiarcham atque unum e quinque crucigeris et intimis consiliariis patriarchae Constantinopolitani, qui concilio interfuit. Transtulit in sermonem latinum, notasque ad calcem libri adjecit Serenissimi, Sacratissimi Invictissimique Caroli secundi, Magnae Britanniae, Franciae et Hiberniae regis, defensoris fidei etc. Sacellanus domesticus seu ordinarius Robertus Creyghton S. Th. doctor et S. Burianae decanus. Liber e manuscripto codice nunc primum in lucem prodiens, multum expetitus multumque utilis istorum temporum artificia scire desiderantibus et veritatem amantium e manibus nunquam deponendus. Hagae Comitis MDCLX. Da der Verfasser in seiner Unterschrift unter das Unionsdekret vom 6. Juli 1439 sich selbst Syropulus geschrieben hat, so ist kein Grund vorhanden, mit Creyghton den Namen in Sguropylus zu verändern. Syropulus selbst bezeichnet die Art seines Amtes in Τμῆμα δ. κεφάλ. λ. Der Patriarch hatte nämlich fünf „Kreuzträger“ bei sich, sogen. von einem Kreuze, das in ihre Tracht eingenäht war. Sie galten als die fünf Sinne des Patriarchen und standen zu ihm ungefähr in dem Verhältnis, wie Minister zu einem Könige. — Creyghtons Werk ist Gegenstand eines leidenschaftlichen Angriffes von Leo Allatius geworden (Exercitationum pars prima in Rob. Creyghtoni apparatum, versionem et notas ad

historiam concilii Florentini, descriptam a Silv. Syropulo [Romae MDCLXV]). Dieser erste Teil besteht aus 736 Quartseiten (mehr ist nicht erschienen). Er weist in Creyghtons Arbeit, namentlich seiner Einleitung, viele Unrichtigkeiten nach. Des Syropulus Schrift verrät allerdings eine feindselige Gesinnung gegen die Union, trägt aber doch das Gepräge großer Zuverlässigkeit hinsichtlich des vom Verfasser selbst Miterlebten und stimmt wesentlich mit den anderen Quellen überein. Wo er von diesen abweicht, läßt er sich zuweilen durch leere Gerüchte bestimmen. Betreffs derjenigen Verhandlungen, denen er nicht selber folgen konnte, faßt er sich kurz. Auch sein Buch ist, wie die anderen Quellen, nur mit Kritik zu benutzen. Aber ohne sein Werk würde man kein wahres Bild von dem Konzile gewinnen. — Philippus Labbaeus fällt über ihn ein sehr hartes Urteil: „Qui enim ille sit vere Sylvester ac barbarus Syropulus, si temporum testem historiam, si coaetaneos posterioresque scriptores interroges, homo nihili, ignotus, ignobilis, qui unus sibi testimonium dixit, illudque mendacissimum, neglectus hactenus ab eruditis, schismaticus, haereticus, ac nationis suae, quae catholicam fidem cum imperatore, patriarcha, episcopis ac principibus, doctissimisque viris susceperat, hostis infensissimus illico deprehendetur.“ Conf. Phil. Labbaeus et Gabr. Cossartius: Sacrosancta Concilia (curante Nic. Coleti [Venetiis MDCCXXXII], T. XVIII, p. 1298). Diesem Urteile können nur katholische Fanatiker Beifall geben. — Auf der anderen Seite aber gewahrt man auch, daß Popoff infolge theologischer Sympathie für die Mängel bei Syropulus blind ist, wenn er (The history of the Council of Florence [London MDCCCLXI], p. 5) weiter nichts sagt als: „With rare honesty he refuses witnessing to subjects more or less unknown to him, but narrates what himself he had heard. Specking of the principal authors of the union he is far from concealing their good qualities, remarking that it is unjust to pass them over in silence; neither is he silent upon many injudicious acts of the defenders of Orthodoxy; he then relates, with great frankness and sincerity, how he was obliged to sign his name to the Council decree, and tries to exculpate himself, by saying, that it was not done for money. Lastly we must say that the memoirs of Syropulus correspond in the principal points with other Greek and Latin narratives of the Council.“

Was die Autorschaft des ersten der von uns angeführten Quellenwerke betrifft, so müssen wir noch hinzufügen, daß J. B. Christophe

in seiner „Histoire de la papauté pendant le XVe siècle“, T. I, p. 277 in einer Anmerkung sagt: „Mais nous avons trouvé dans la bibliothèque Magliabecchi de Florence 2 vol. in 4°, imprimés par Étienne Poulin, sans date ni nom de lieu, renfermant les actes édités par Labbé, avec le nom d'un Joseph Graeco, evêque de Methone, dans la préface.“

29) Zu den im Vorhergehenden gegebenen zeitgeschichtlichen Notizen fügen wir folgende noch hinzu. Damals standen in Italien drei Heere: das des Sforza, des Caldora und des Braccio. Der Letztgenannte hatte zwei Chefs, Fortebraccio und N. Piccinino, welcher seinen Kollegen bald verdunkelte. Nicolao Piccinino stand zuerst in Diensten von Florenz, ging aber 1425 zu dem Herzog von Mailand über. In demselben Jahre verließ Fr. Sforza, welcher den Grafentitel erhalten hatte, Neapel mit 500 Reitern und trat ebenfalls in die Dienste des Herzogs von Mailand. N. Piccinino spielte in den mancherlei Kriegen dieses Fürsten eine hervorragende Rolle. So schlug er z. B. 1430 die florentinische Armee, welche Lucca belagerte. Im Jahre 1431 eroberte er 60 Schlösser in den Ligurischen Alpen; alle Schlösser im Gebiete von Volterra öffneten ihm ihre Thore. In Verbindung mit Fr. Sforza half er den mailändischen Schiffen zu dem glänzenden Siege über die venetianischen auf dem Po, indem beide mit ihren Kürassieren heimlich die ersteren bestiegen. Im Jahre 1438 spielte er wieder eine einflußreiche Rolle während der Kämpfe zwischen Mailand und dem Papste. Später trat er in die Dienste des Papstes. Als König Alfons 1443 sich aus der Markgrafschaft Ancona wieder zurückziehen mußte, war er es, welcher den Kampf gegen Sforza fortsetzte; er wurde aber besiegt und starb aus Kummer darüber 1444.

30) Hier bin ich Mansi XXXI, 494 gefolgt. Syropulus wirft die erste, zweite und dritte Session zusammen, läßt zuerst Andreas von Rhodus das Wort nehmen und giebt als Datum den 6. Oktober an (VI, 17). Auch Justinian macht aus den drei Sessionen nur eine, indem er sie die zweite nennt, und die Eröffnungssession als die erste aufführt; jene soll am 9. Oktober stattgefunden haben.

31) Diese Verhandlungen fanden sowohl nach Syropulus VI, 18 als nach Justinian, S. 93, am 13. Oktober statt, dem ersteren zufolge in der zweiten, nach dem anderen aber in der dritten Sitzung.

32) Nach Syropulus d. 16. Oktober in der dritten Sitzung (VI, 18); nach Justinianus, S. 95 denselben Tag in der vierten Sitzung.

33) Bei Justinian, S. 49 wird die Begebenheit folgendermaßen berichtet: „Sed cum septimae synodi legeretur symbolum, Cardinalis librum Latinum exhibuit antiquissimum, ubi in Symbolo illius Concilii erat: Filioque, et adjunxit, quod ex Chronica Martiniana habetur, in illo Concilio dogma illud fuisse explicatum; et lectis subscriptionibus inventum est: Petrus Romanae sedis presbyter, locum tenens Hadriani Papae Romae, et Petrus Abbas S. S. Andreae et Sabae, Tharasius Patriarcha Constantinop." Und in einer Anmerkung fügt der Herausgeber hinzu: „Act. 7 septimae Synodi legitur in Symbolo additum ‚Filioque', tum in Graeco, tum in versione Anastasii, quod Julianus Cardinalis hic comprobat ex Chronico Martini Poloni in Hadriano Papa, dum agit de Constantino et Irene Imperatoribus, ubi dicit dogma ‚Filioque' fuisse in ea Synodo definitum. Vide etiam Baronii T. IX, anno 787, num. 38 id ipsum comprobantem" etc. — Übrigens sei noch bemerkt, daß Justinian das vorgelegte Manuskript ein lateinisches, Syropulus dagegen ein griechisches nennt.

34) Diese Zeitbestimmung findet sich auch bei H. Justinian (S. 98), welcher die fünfte und die sechste Session auf den 20. und 25. Oktober setzt. Bei Syropulus VI, 20 ist der Bericht verworren; nach ihm müßte man annehmen, daß die Rede des Andreas ganze drei Sessionen ausgefüllt habe.

35) Auch hier stimmt Mansis Angabe mit der von Justinian (S. 98—109), welcher die siebente und die achte Sitzung auf den 1. und 4. November setzt.

36) Nach Justinian die neunte.

37) Nach Justinian, S. 120, die zehnte Session.

38) Diese Sitzung, bei Justinian die elfte, ist ohne Zweifel nur durch einen Druckfehler auf den 11. November, also denselben Tag, wie die vorgehende, gesetzt.

39) Nach der Darstellung des Syropulus, welche doch vielleicht etwas gefärbt ist. Nach dem lateinischen Bericht sagte der burgundische Gesandte: „Illustrissimus princeps dux Burgundiae toto desiderio inflammatus ad unionem Graecorum, has litteras tuae serenitati mittit cum salute; et quia continent credentiam, nos sumus parati eas vobis explicare in palatio serenitatis vestrae." Nach Syropulus fand an diesem Tage keine weitere Verhandlung statt. Nach dem lateinischen Berichte waren die sechs griechischen Delegierten beim

Anfang der Sitzung nicht auf ihren Plätzen und fanden sich erst ein, nachdem der burgundische Gesandte dem Kaiser die Briefe überreicht hatte, worauf die Verhandlung ihren Anfang nahm *).

40) Da Justinian diese Sitzung, in welcher die burgundischen Gesandten sich dem Papste vorstellten, nicht mitzählt, so ist die 14. Session von ihm als die 12. aufgeführt.

41) „Quod autem in baptizando sit opportunum dicere symbolum commune, dico, quod non est de substantia, sed sufficit, quod baptizetur in nomine patris, filii et spiritus sancti, nec symbolum est necessarium." **)

42) Diese Sitzung wird bei Justinian die 13.

43) Diese die 14.

44) Folgendes sind die Worte der Proklamation, auf welcher unsere Darstellung beruht: „Et quamquam, cum pestis autumno proximo hanc urbem affligeret, a plerisque instantia fieret, ut synodus ad locum transferretur non infectum: quia tamen, sicut assolet, adveniente hyeme, illa prorsus sperabatur cessare, usque ad hunc diem dilatum extitit: cum vero illa in dies perseveret, timeaturque verisimiliter proximo vere atque aestate vehementius invalescere, omnes judicant consuluntque, non modo utile, sed necessarium fore, ut ad alium hoc morbo liberum confestim migrandum sit locum. Quocirca ex hac et *nonnullis aliis rationabilibus causis* etc." Die päpstliche Kanzlei pflegte die Jahre mit dem 25. März anzufangen. Wenn daher die Proklamation das Datum trägt: „Anno incarnationis Dominicae 1438 quarto idus Januarii", so wird hiermit das Jahr 1439 gemeint. (Vgl. Justinian, S. 188, die Note S. 45.)

45) Die dritte dieser Sitzungen ist nach Justinian am 8. März gehalten.

46) Es ist auffallend, daß Syropulus dieser sechs Sitzungen gar nicht erwähnt, über welche doch sowohl die zweite griechische Quelle (bei Mansi) als auch die lateinische (bei Justinian) ausführlich berichtet. Er bringt nur eine Rede, von Markus, welche er der Sitzung vom 26. Februar beilegt und darauf bemerkt: es seien zwei andere Sitzungen ge-

---

*) H. Justinianus, Acta Conc. Flor. (Romae MDCXXXVIII), p. 140. 141. 148.

**) Ibid., p. 156.

halten worden, auf welchen die Lateiner ihre Ansicht durch Citate aus lateinischen Kirchenvätern zu beweisen suchten (VIII, 1). Daß er aus Parteiinteresse sie übergangen haben sollte, ist eine durchaus unbegründete Annahme, zumal ja die Griechen bei diesen Verhandlungen nichts weniger als den kürzeren zogen. Auch die in Florenz stattgehabten Sitzungen behandelt er sehr obenhin. Sämtliche Verhandlungen des Konzils waren ihm im ganzen sehr zuwider; er war vermutlich nicht in der Lage, den ausgelassenen beizuwohnen, und fertigte sie daher möglichst kurz ab. Hier haben wir also einen Beweis, daß man seinem Berichte nicht unbedingtes Vertrauen schenken darf.

47) Hier folge ich Syropulus. Augenscheinlich hat hier die zweite griechische Quelle etwas verschwiegen. Dieselbe führt hier an: zehn Bischöfe und zwei andere Mitglieder stimmten dafür, giebt aber nicht die Anzahl der dagegen Stimmenden an. Alsdann fügt sie hinzu, daß später drei Bischöfe dem Votum zugunsten der Union beistimmten, sagt aber nicht, bei welcher Gelegenheit. Am 3. Juni hat sie eine neue Abstimmung. Sie führt das Votum des Patriarchen an, und daß alle übrigen ihm beitraten, nimmt aber kurz nachher den Bischof von Ephesus aus. Hier findet offenbar eine Verschleierung statt. Dagegen ist es wahrscheinlich, daß die entscheidende Sitzung so, wie hier angegeben ist, den 3. Juni, stattfand, und nicht, wie bei Syropulus steht, den 2. Juni.

48) Diese Stelle hat Robertus Creyghton so übersetzt: „Sed symbolum Apostolorum dixit Romae in Archivis ut monumentum primarium recondi." Diese sehr ungenaue Übersetzung haben mehrere Autoren sich angeeignet, welche über den Ursprung des apostolischen Symbols geschrieben haben (z. B. Ittigius, Historiae ecclesiae primi a Christo nato seculi selecta capita, p. 89); sie hat sie veranlaßt, im Spotte zu fragen: „Warum nahmen die Lateiner denn nicht das Dokument aus dem römischen Archiv und zeigten es den Griechen vor?

49) Der lateinische Text lautet so: „Deinde Beatus Caelestinus non arguit Nicaenum Concilium, quia removerit: ‚Descendit ad inferos', et certa alia verba; ergo non sumitur additio vel detractio, nisi cum ex eis sequitur veritatis detractio.

Ephes. Hic liber hoc non habet.

Card. Habetis symbolum Apostolorum?

Ephes. Non, et si fuisset, fuisset factum verbum de eo.

Card. Non sequitur, quia in Constantinopolitano nunquam

fit verbum. — — Et quia negatis, quod non est Apostolorum symbolum, volo vobis ostendere. Beat. Leo Papa, scribens ad Pulcheriam Augustam, in epistola: ‚ipsa brevis confessio fidei Apostolorum, totidem est signata sententiis, tamquam instructa sit munitione caelesti, ut omnis haereticorum opinio solo ipsius posset gladio detruncari, cujus symboli plenitudinem, si Eutyches puro et simplici corde recipere voluisset, in nullo a Concilii dogmate deviasset, et sic dicit a duodecim Apostolis compositum‘.“

50) Auf die von Syropulus gegebene Belehrung wurde unsere Aufmerksamkeit besonders hingelenkt, da ich aufs neue Th. Ittigii Historia eccl. primi a Chr. n. seculi [Lips. 1700], p. 82. 89 durchlas, sowie die Abhandlung des Joh. Tichentin (praes. W. E. Tenzelio) de symbolo apostolico etc. [Wittenberg 1683], § XIX.

51) „Ex Stridone oppido, quod olim fuisse aut (ait) confinium Dalmatiae ac Pannoniae.“ So lautet die Stelle in Opera, p. 357.

52) Summonte sagt T. III, p. 115 sq., Michel Riccio berichte in seinem Buche de regibus wie folgt: „In senium jam vergebat Alphonsus, cum Lucretiam de Allanio praestanti forma nec obscuro genere puellam deperire coepit adeoque impotenter ardere, ut aetatis ejusque fastidii oblitus propemodum videretur; nam ut omittam, quantopere caeteris in rebus ei semper indulsit, illud certe incredibile videri potest, quod ab ea legatos ad Pontificem *mitti* sustinuit, ut ejus nomine peterent, Alphonso liceret ejus uxorem Mariam demittere per causam sterilitatis, ut quae nihil unquam liberorum peperat, et ipsam Lucretiam matrimonio sibi jungere. Nam quod ejus necessarios et sanguine conjunctos ad summas opes evexerit, ingensque auri pondus intempestivus hic amor absumpserit, in tanta notitia referre supervacuum foret.“ — Summonte fährt fort: „L'autore de' commentarii di Pio II. di questa Lucretia cosi ragiona al primo libro, notando la sua legatione ad Alfonso in nome de Senesi: ‚Hanc rex perdite amavit, adeo ut in conspectu ejus constitutus extra se fieret, neque videret quicquam, neque audiret quemquam nisi Lucretiam; oculos in eam semper habebat intentos, laudabat verba ejus, sapientiam admirabatur, probabat gestus, excellentiam formae raram esse judicabat, et cum multa ei donasset et quasi reginam honorari jussisset, ad extremum sese illi permisit; neque enim exaudiri quicquam ea

nolente potuit. Mira vis amoris: rex magnus Hispaniarum nobilissimae partis dominus, cui Bulchares (? Baleares) insulae, cui Corsica Sardiniaque et ipsa Trinacria parebat, qui plurimas Italiae provincias sibi subjecerat, viceratque potentissimos in armis duces, ad extremum victus amore quasi captivus mulierculae serviebat. Nec eam cognovit (si vera est fama), solitamque eam dicere ferunt: virginitatem nolenti mihi nunquam rex auferet; quodsi vim inferre tentaverit, non imitabor Lucretiam Collatini conjugem, quae admisso scelere mortem sibi conscivit: ego morte scelus praeveniam.'"

53) Nikolaus Antonius sagt in der Bibliotheca Hispana vetus, p. 178: „Alphonsus erat magnanimus, justus, fortis, literarum et literatorum amans omniumque heroicarum regiarumque virtutum exemplar. — Quod autem magis aliis admirandum est, quinquagenarium literas didicisse, nec, cum tam ingentibus laboriosissimae vitae curis intentus viveret, dedignatum aut impeditum, quin pueri patientia ac velut nihil aliud agentis intentione animi prima latinae grammaticae rudimenta doceri se permiserit, cujus eam cognitionem et linguae Romanae usum adeptus fuit, quam laudata paulo ante monumenta Christianae totius ac moralis Sapientiae plena tantoque viro prorsus digna prae se ferunt." Unter diesen „monumentis" werden einige vorher erwähnte Briefe und Reden des König Alfons verstanden. — Nach vielen anderen Zeugnissen kann es gar nicht zweifelhaft sein, daß König Alfons schon weit früher lateinisch gelesen hat; indes mag er immerhin erst im späteren Alter angefangen haben, es zum Zweck des Schreibens grammatisch zu studieren.

Summonte sagt Tom. III, p. 223: „Nelle virtù, che appartengono i Rè, e le stà così bene com'il regnare, per essere alla misura degli animi grandi e generosi, in tutte fù illustre Principe, e più excellente ch' hebba Italia fin dal tempo dell' Imperadore Carlo Magno, perchè fù molto valoroso, giusto, severo, grave e magnanimo, e con questo molto clemente, largo, benefico e liberale, de le grandezze del quale restano infinite memorie non solo in Italia, ma in tutte le parte della christianità. — Leggeva ordinariamente gl'Autori il più excellenti, che scrissero le memorie del principio e augmento de la Republica Romana; ed era il suo palaggio trà l'altre grandezze, che se rappresentano in quello, uno scolà di il più segnalati Oratori che fussero in suo tempo."

Paolo Cortese sagt (s. Poggiali, S. 42) in einem Tagebuch über die berühmten Männer seiner Zeit (gedruckt in Florenz 1734) von König Alfons: „Ad summas incredibilesque ejus virtutes adjecerat etiam hanc laudem, ut non solum hominibns familiarissime uteretur, sed etiam haberet in convivio."

54) In Böhmers Ausgabe des Corpus Juris Canonici, p. 27 lautet die Stelle so: „Ipse (Constantinus) enim dedit facultatem christianis libere congregari. Sub hoc etiam sancti patres in Concilio Nicaeno de omni orbe terrarum convenientes juxta fidem evangelicam et apostolicam secundum post Apostolos symbolum tradiderunt." Hier las Valla „secundo" anstatt secundum und wollte es mit „concilio" verbinden, — eine gewiß höchst gezwungene, unhaltbare Konstruktion.

55) „Hoc illi non ferentes, tum inimici mei, tum cupidi in [C. Th. hat das in nicht] mea damnatione plus sibi honorum comparare, adhibito Laurentio episcopo Puteolano, qui diu recuperare suum Episcopatum, quod adversarum partium fuisset, non poterat, clam adversum me comminisci incipiunt, dicentes: non esse tolerandum homines credere, non esse ab Apostolis conditum Symbolum: quanquam aliud clandestinum coquebant consilium, duce illo potentiore episcopo, juris consultorum sua solius sententia principe. Is enim fremere, cum alia quaedam adversus me proferens, tum locum quendam Decretorum, expostulareque cum Episcopo Urgellensi, qui meus esset protector causamque meam tutaretur. ‚Quid enim ais, inquiens, contra haec verba Decretorum? Ipse enim Constantinus dedit facultatem Christianis libere congregari: sub hoc itaque sancti patres *in Concilio Niceno* de omni orbe terrarum convenientes, juxta fidem evangelicam et apostolicam, *secundum post Apostolos symbolum* condiderunt.' Urgellensis respondere: non esse [C. Th.: est] Decretorum libros per sese approbatos, quo minus refutare [C. Th.: refutari] liceat. Ille [C. Th.: illi] non Gratiani dicere verba, sed Isidori. Ne Isidori quidem verbis, iste respondere, tali in re esse standum, nisi ei superiores doctores majoresque consentiant. Cum esset aliquamdiu altercatum, narrat mihi rem omnem pro sua in me benevolentia Urgellensis, ostenditque in Decretis locum. Eo lecto, ‚peream', inquam, nisi legendum est ‚secundo', hoc est, in concilio Niceno post Apostolos secundo, non symbolum secundum. Nam concilium Apostolorum fuit illud Hierosolymitanum, cujus

meminit Lucas, cum illuc Paulus et Barnabas quaestionem de circumcisione ex Antiochia attulissent; statimque Antonellum Cauianensem imprimis eruditum virum adeo, quem sciebam habere vetustae sane literae Isidorum. Comperio ita scriptum, ut devinaveram, exclamo prae gaudio: ‚o vulgus doctorum indoctorum!‘ Affero codicem ad Episcopum Urgellensem; admiratus ille celeritatem ingenii et mihi gratulatus, jubet me ostendere locum Archiepiscopo Panhormitano, qui proxime Basilea redierat, principe [C. Th.: principi] ea tempestate omnium in jure pontificio doctorum. Ille (opinor, quod semper de secundo symbolo senserat, ut erat acutus et solers) dicere illud secundo esse adverbium, hoc est secunda vice. Ego respondere, cur potius adverbium, quam nomen esset? cum praesertim videantur ii sancti patres bis condidisse symbolum, si secundo foret adverbium. Non dixi secundo symbolum conditum a sanctis patribus post Apostolos, quasi prius illud Apostoli condidissent, sed secundo illos condidisse, quasi prius aliquod aliud condidissent. Praeterea locum istum Isidori, qui foret controversus et dubius, nullam in alterutram partem facere fidem. Non enim de intellectu ejus controversiam esse, sed de rei veritate, utrum ab Apostolis, an a trecentis ac decem et octo sanctis patribus primum sit symbolum conditum, quorum duorum, prout hoc aut illud probatum fuerit, ita verbi [C. Th.: verba] Isidori aut in hunc aut in illum sensum accipienda esse. Quid igitur ipse haberet a superioribus ecclesiae doctoribus de hac re traditum? Ille nihil recordari. Ego, ut jam inde, inquam, a Luca incipiamus, quomodo fieri posset, ut tantam rem ille Apostolorum Actibus non mandarit, qua nescio an ulla dignior, quae literis mandaretur, cujus nec locum, nec tempus, nec modum, nec ordinem tradunt [C. Th.: tradant], qui ab Apostolis factum esse affirmant. Quodsi ab Apostolis symbolum factum esset, non dicam, qua ratione Arius errasset, sed quid controversiae, quid negotii fuisset? quid opus Niceno concilio ad eum condemnandum? imo quid opus alio symbolo? Si enim constabat de symbolo Apostolico, quid attinebat novum condere? Si non constabat, quis audeat dicere, singulos ejus articulos singulorum fuisse Apostolorum [C. Th. hat alles, was zwischen ‚si enim constabat‘ und ‚quis audeat‘ steht, ausgelassen]. Adde, quod Nicena synodus symbolum condidit ad illum usque locum: cujus regni non erit finis. Ergo illud Apostolicum, in quo de spiritu quoque

sancto commemorabatur, decantaverunt. At postea adjecerunt in Constantinopolitana synodo; certe ideo (C. Th. hat: non, vor ideo] adjecerunt, quia antea in nullo fuerat symbolo, quia in spiritu sancto Macedonius delinquebat, qui profecto non errasset, ut reor, si Apostoli perfectum symbolum reliquissent, ausim dicere, pene majoris quam Evangelia autoritatis futurum, quod Evangelia singulorum esset, symbolum vero totius Apostolici senatus. Adeone inter Latinos Graecosque unquam de spiritu sancto schisma extitisset? nec symbolum Nicenum tantopere, sed apostolicum nominatum fuisset? Infinita alia dici possent, sed a me, quae dicta apud Archiepiscopum fuere, repetuntur. Ille probabiles sibi videri rationes meas respondit, sed velle se considerare diligentius."

Wir wollen nunmehr zuerst anführen, wie Valla diese Streitfrage in der Apologie darstellt (s. Opera, p. 803). Bei Gratian wurde gelesen: „In concilio Niceno post apostolos secundum symbolum tradiderunt." Hiernach sei es nicht zweifelhaft, daß die Apostel als Verfasser des ersten, des apostolischen Symbols angesehen würden. Aber Gratian stütze sich auf Isidor; und falls dieser anders berichte, so müsse man die Lesart bei Gratian für verderbt halten. Valla sagt: „Apud Hesiodorum igitur legimus: ‚In concilio Niceno post apostolos secundo' — hoc est, quod fuit secundum ab illo vero apostolico concilio, in quo Petrus et Jacobus decreti formulam acceperunt — ‚trecenti decem et octo patres symbolum tradiderunt'." Hält man die LA. „secundo" fest, alsdann ist offenbar der Sinn dieser, daß die 318 Väter das Symbol auf dem Konzil zu Nicäa abgefaßt haben, welches Konzil das zweite überhaupt gehaltene war. Aber Valla hat sich in der Citation Isidors ziemliche Freiheit gestattet. In der Schrift gegen Poggius (s. Opera, p. 359) führt er die Stelle weit vollständiger an und stimmt hier mit Böhmers Ausgabe überein.

Die Deutung, die der Erzbischof von Palermo der ihm vorgelegten LA. „secundo" gab (s. oben) — „die Apostel faßten zum erstenmal und das Konzil zu Nicäa zum zweitenmal ein Symbol ab" —, war unleugbar die einfachste und natürlichste. Aber es war noch eine andere möglich, nämlich: „das nicänische Konzil, nach der Zeit der Apostel, habe zweimal ein Symbol abgefaßt". Welche Auffassung der Erzbischof eigentlich geltend machte, bleibt zunächst unklar. Valla meinte: das „secundo" komme häufiger als Nomen vor, denn als Adverbium. Hiernach kommt die schwierige Stelle: „Non dixi secundo Symbolum conditum a sanctis patribus post apostolos, quasi prius illud Apostoli condi-

dissent, sed secundo illos condidisse, quasi prius aliquod aliud condidissent.“ Dieser Satz hat im Munde Vallas, und von seinem Gesichtspunkte aus, gar keinen Sinn. Ich schlage daher vor, nicht „dixi“ zu lesen, sondern „dixit“, wodurch die Worte, im Zusammenhang mit dem Vorigen, erörtern, wie der Erzbischof die Stelle auffaßte, wenn er seinerseits auch „secundo“ als Adverbium verstand: nämlich daß ein Symbol zuerst von den Aposteln abgefaßt war, und solches zum zweitenmal in Nicäa geschah. Hierauf antwortet dann Valla, daß seine Einwendung dem Erzbischof gegenüber dennoch ihre Geltung behalte: dieser hatte ja selbst die zuletzt angeführte Auffassung nicht geltend gemacht. Indessen sah Valla ein, daß die letztere dennoch ihre Bedeutung behielt. Er sah sich also nach neuen Waffen um. Er gab zu, daß selbst die neue Lesart nicht zur Entscheidung der Sache hinreiche; es war jedenfalls zweifelhaft, ob die Stelle bei Isidor so oder anders verstanden werden müsse. Er mußte die Sache selbst ins Auge fassen. Waren die Apostel, oder waren die heiligen Väter zu Nicäa die ersten, die ein Symbol abfaßten? — darnach war schließlich die Stelle bei Isidor zu erklären. Daher fragte Valla den Erzbischof: was die älteren Kirchenväter über diese Frage hätten? Der Gefragte konnte sich auf keine einschlagenden dicta besinnen. Er kam also in dieselbe Verlegenheit wie der Kardinal Julian, als Markus Eugenikus auf der Synode zu Ferrara die Sache zuerst aufs Tapet brachte. Die für uns sehr auffallende Unwissenheit in diesem Punkte schien sich also nicht auf die Mönche zu beschränken, sondern der ganzen höheren Geistlichkeit gemeinsam zu sein. Diese herrschende Unwissenheit machte den Zweifel desto dreister und ungestümer. So brachte denn Valla nunmehr, in einem gewissen Gefühle der Sicherheit, seine im Vorhergehenden mitgeteilten Schlußfolgerungen vor. Hierbei kommen ein paar Sätze vor, die nähere Prüfung erfordern. „Nimm hinzu“, sagt er, „daß das Konzil zu Nicäa das Symbol abfaßte bis zu der Stelle: dessen Reiches kein Ende sein soll.“ Diese Worte kommen indessen in dem nicänischen Symbol gar nicht vor*), weder in dem griechischen Texte noch in der lateinischen Übersetzung des Hilarius. Man kann auch nicht wohl annehmen, daß sie früher in die Symbole hineingekommen seien, als erst etliche Jahre später. Bekanntlich schließt das nicänische Symbol (abgesehen von den Verwerfungsworten) mit dem: „und an den heiligen

*) Walch, Bibliotheca symbolica, p. 76; Hahn, Bibliothek der Symbole und Glaubensregeln, S. 167.

Geist". Desungeachtet geht Valla kühnlich gerade von der Voraussetzung aus, daß diese Worte sich daselbst nicht finden.

Weiter liegt etwas Unklares in den nachfolgenden Sätzen: „Also verkürzten sie jenes apostolische Symbol, in welchem auch von dem heiligen Geiste die Rede ist. Aber später machten sie auf dem Konzil zu Konstantinopel einen Zusatz. Gewiß machte sie diesen, weil er vorher in keinem anderen Symbol gestanden hatte, und weil Macedonius inbetreff des heiligen Geistes irreging, welcher gewiß, wie ich glaube, nicht irre gegangen wäre, wenn die Apostel ein vollkommenes Symbol hinterlassen hätten u. s. w." — Der Herausgeber der „Calumnia theologica", oder sein Gewährsmann hat an dem Widerspruche Anstoß genommen, den auf den ersten Blick diese Stelle enthält, und er hat sich klüglich aus der Verlegenheit geholfen, indem er ein „non" zwischen „certe" und „adjecerunt" einschob. („Sicherlich machten sie den Zusatz nicht.") Wenn sie aber den Zusatz machten: nicht, weil er in keinem früheren Symbole sich fand; nicht, weil Macedonius inbetreff des heiligen Geistes irreging — warum denn aber? Darüber herrscht Schweigen. Unmöglich kann Valla gemeint haben, das nicänische Symbol sei durch eine Verkürzung des apostolischen entstanden, da er ja eben behauptet, daß vor dem nicänischen gar kein Symbol verfaßt worden sei. Ich sehe keinen anderen Ausweg, als anzunehmen, der erste Satz sei ironisch zu nehmen, wenngleich er sprachrichtig dann etwas anders lauten sollte. Also wäre der Sinn ungefähr dieser: „Ja, das ist eine schöne Erklärung! Die heiligen Väter sollten in Nicäa das apostolische Symbol verkürzt haben, durch Weglassung der Worte vom heiligen Geiste; und dann sollte man wieder auf dem Konzil zu Konstantinopel aufgenommen haben, was in Nicäa ausgelassen war. Welcher Widerspruch! Man machte in Konstantinopel den Zusatz von dem heiligen Geiste, weil dieser vorhin in keinem anderen Symbole erwähnt war."

Schließlich betont es Valla, daß, worum es sich handle, nicht das richtige Verständnis jener angeblich zweifelhaften Stelle Isidors sei. „Praeterea locum istum Isidori, qui foret controversus et dubius, nullam in alteram partem facere fidem. Non de intellectu ejus controversia est, sed de *rei veritate*, utrum ab Apostolis an a trecentis ac decem et octo sanctis patribus primum sit symbolum conditum."

Übrigens wird aus allem Mitgeteilten einleuchten, daß wir den übrigen Beweisgründen Vallas gegen den apostolischen Ursprung des ältesten Symbols — abgesehen etwa von dem argumento a silentio

in Actis Apostolorum — durchaus kein größeres Gewicht beilegen können, als jenem äußerst leichtwiegenden philologischen oder textkritischen Beweise.

56) „Scripsi epistolam ad collegium jurisconsultorum Neapolitanorum (non potui fateor continere impetum, quin imperitiae inimicorum insultarem), ut locum illum Decretalium emendarent et hanc occuparent laudem emendandi mendosam in Decretis scripturam: constituere enim me de ea re ad doctorum Italiae collegia scribere; jussi*) reddi literas nobilissimo et nulli illic secundo in ea facultate mihique amicissimo Antonio Maramaldo."

57) Diese Ansicht, welche ich jedoch nicht für unumstößlich ausgeben möchte, stütze ich auf folgende Data. Valla sagt Opera, p. 356, daß der Feind, dessen Namen er nicht nennen will, zu seinem Begleiter gehabt habe: Episcopum nunc *Majoriscensem*, tunc Alesanum. Dieser Bischof hieß Johannes; denn Valla sagt Opera, p. 361: „statimque me insecutus est Johannes episcopus Alesanus". Nun aber sagt Summonte III, 221, wo von König Alfons' Testamente die Rede ist: „Assisterono per testimonij al testamento F. Giovanni Garsi Vescovo di Majorica suo Confessore."

58) Die Worte Vallas: „Ich habe hiervon dieselbe Meinung, wie die Kirche", dürfen wir nicht als in der Verlegenheit hingeworfene, ausweichende Worte verstehen (wie Poggiali l. c., p. 51, auch der dänische Biograph); vielmehr enthalten sie eine feierliche, dazu wiederholte Erklärung, durch welche er sich der Autorität der Kirche unterwarf.

59) „Ad hoc cum caeteri murmurassent, indecens esse de Dialectices dogmatibus velut de articulis fidei quaeri." Da der Redende ein Mitglied des Gerichts ist, so sind unter „caeteri" die anderen Beisitzer desselben zu verstehen. Den „Zuhörern", an welche man wohl gedacht hat, würde der Bischof Stillschweigen geboten, nicht aber sich in eine Verhandlung mit ihnen eingelassen haben.

60) Der Text lautet: „Quidni, inquit *Anna*, ad fidem ista pertineant? an ignoratis illo dialecticorum dogmate — quod iste in suis disputandis quaestionibus proposuerat — de sensu diviso et composito maximas in theologia res explicari ac resolvi so-

*) So ist offenbar in der betr. Stelle der Opera zu lesen, nicht jussit. Die richtige Lesart findet sich auch in der Calumnia theologica.

lere?" — Der Zwischensatz rührt natürlich von dem Erzähler, d. i. Valla her.

61) Diese Beweisführung mag heutiges Tages auffallend klingen, war aber jener Zeit geläufig. Im Corpus juris canonici (Ausg. von Böhmer MDCCXLVII, Causa II, qu. I, cap. XX, p. 376) lesen wir: „Deus omnipotens, ut nos a praecipitatae sententiae prolatione compesceret, cum omnia nuda et aperta sint oculis ejus, mala tamen Sodomae noluit audito judicare, priusquam manifeste agnosceret, quae dicebantur. Unde ipse ait: Descendam et videbo, utrum clamorem, qui venit ad me, opere compleverint, an non est ita, ut sciam. Deus omnipotens, cui nihil est absconditum, sed omnia ei manifesta sunt, etiam antequam fiant, non ob aliud haec et multa alia (quae hic prolixitatem vitantes non inseruimus) per se inquirere dignatus est, nisi ut nobis exemplum daret, ne praecipites in discutiendis et judicandis negotiis essemus etc."

62) Aug. v. Vahlen, welcher interessante und tiefgehende Studien über Laur. Vallas Werke gemacht hat, äußert in „Lorenzo Valla; ein Vortrag", S. 32. 33. 48 die Ansicht, die Schrift über die Schenkung Konstantins sei durch den Einfluß des Königs Alfons geheimgehalten und erst alsdann veröffentlicht worden, nachdem der König mit den, im Texte angeführten, Äußerungen gleichsam die Erlaubnis hierzu gegeben hatte. Wir halten es für wenig wahrscheinlich, daß Alfons, während er mit dem Papste im Streite lag, jene Schrift unterdrückt und als sein Verbündeter ihre Veröffentlichung gestattet haben sollte, ebenso wenig, daß Valla seinerseits zu der Zeit, als er sich mit der Hoffnung trug, die weltliche Macht des Papstes für immer erlöschen zu sehen, seine Streitschrift zurückgehalten, dagegen sie ans Tageslicht gefördert haben sollte, als eben das Verlangen, in die Dienste des Papstes zu treten, sich in ihm zu regen anfing.

63) Valla hatte zwei Feinde, welche er als die Urheber seiner Mißgeschicke betrachtet. Den einen nennt er: es war Johannes, zuerst Bischof von Alesa, später von Majorka und königlicher Beichtvater. Den anderen Feind nennt er nicht, und es ist schwierig, ihn ausfindig zu machen. Nachdem Poggius in seiner zweiten Invektive gegen Valla erzählt hat, was diesem in Neapel begegnet war, so fährt er fort*): „Adest unus ex majoribus natu et dignitate, cujus nomen honoris causa reticeo,

*) Poggii Opera [Basil. MDXXXVIII], p. 233.

qui se affuisse affirmat, cum de te sententia ferretur, et se causam fuisse praecipuam dicit, ut Regis pietas ad te eximendum deterrimo cruciatu moveretur, qui cum postmodum tuam pervicacitatem et insaniam noverit, se ut olim salutis, sic aliquando damnationis meritae causam fore asseverat." — Es war also ein mächtiger Mann, von hoher Geburt und Stellung. Es mußte ihm unbequem sein, seinen Namen in die wissenschaftlichen Händel der Gelehrten verflochten zu sehen. Laur. Valla weiß recht wohl, wer gemeint ist; aber auch er wagt nicht, ihn bei seinem Namen zu nennen. Dabei trägt er doch kein Bedenken, einen leidenschaftlichen Angriff gegen ihn zu richten und ihn etwas näher zu bezeichnen. Im Buch IV seines Antidotum gegen Poggius (Opera, p. 355) sagt er: „Iste tuus clandestinus mihi minatur, de me optime ne dicam pessime meritus: agnosce, quam verus sit, quam bonus, quam doctus. Jam primum de sua, hoc est, de juris cum civilis tum pontificii scientia sic sensit aut certe sic loquitur, ut eam non modo summam omnium, verum etiam solam velit esse, nihil artes liberales, nihil philosophiam, nihil postremo esse theologiam. Quaeris, cur ita velit? Quia nihil illarum degustavit, ut verum scias esse, quod dicitur: scientia nullum habet hostem, nisi illius imperitum. In hanc autem totum se ingurgitavit, demersit, ut nunquam illi nequeat [? illinc queat] emergere et se plane omnium, qui fuerunt, qui sunt, qui esse possunt, longe principem asseveret. Sed hoc inter suos loquitur atque indoctos. Nam sine hoste nullus audacior, adversus hostem nullus ignavior." Nachdem er hierauf erzählt hat, wie derselbe, während ihres Zusammenseins in Gaeta, Vallas juristische Kenntnisse auf die Probe gestellt habe, aber dabei zu kurz gekommen sei, fährt er fort: „Ita confudi hominem, ut se vix me salutato in cubiculum abdiderit, semperque me postea odio habuerit et ulcisci cuperet: vir omni muliere vindictae cupidior, praesertim quod audisset paulo post, quandam me rem de jure componere, cujus, si tutum esset, nunc facerem mentionem. Sed non sunt omnia in praesentiarum patefacienda." (Opera, p. 356.) Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das etwas mystisch angedeutete Werk kein anderes war als die Schrift über die Schenkung Konstantins. Diese Schrift ist es, wodurch Valla sich jenen mächtigen Mann erst recht zum Feinde gemacht hat. Der König kannte den Grund der Feindschaft; und unter den Vorwürfen, mit denen er den Bischof Johannes während seines allzu harten Auftretens gegen Valla überschüttet, war auch dieser, daß eine Schrift — an deren Herausgabe er

selbst, wie wir früher nachgewiesen, so großen Anteil hatte — die eigentliche Ursache der harten Behandlung sei. „Se scire ajebat, quid illos ad hanc rem induxisset; dixit palam de alio operem eo. Ita illud, quod antea pauci norant, divulgatum est, ut ad aures etiam mulierum manarit, multique, ut transcriberetur, tanquam jussi ab Rege operam dederunt; usque adeo, quod extinctum volebant tanquam incendium, sua stultitia, ut per universam Italiam diffunderetur, effecerunt.“ (Opera, p. 361 sq.) — Hier erhalten wir ein näheres Signalement jenes Unbekannten. Er war ein Rechtsgelehrter, hielt sich 1440 in Gaeta am Hofe des Königs Alfons auf und gehörte zu den entschiedenen Widersachern der vielerwähnten Schrift Vallas. Wenn daher dieser auf seine Erfahrungen in Neapel zu reden kommt, deutet er jedesmal auf die zwei Männer, die hauptsächlich wider ihn agitiert haben, Bischof Johannes und jenen N. N. Sucht er aber den Grund ihrer Feindschaft in persönlichen Konflikten oder in Mißgunst, nicht aber in dem Unmute über die Geistesrichtung, die in seiner Schrift über Konstantins Schenkung zutage getreten war, so befolgt er hierin eine, zwar gewöhnliche, darum aber keineswegs zu rühmende Methode. Nach dem Berichte über seine ersten Konflikte mit Antonius Betontinus sagt er: „Eadem nocte, ut quidam ajunt, sive sua sponte, sive alicujus admonitu, sive vocatu illius primi concertatoris mei, ad eum se contulit cumque illo et altero meo hoste diu locutus etiam est“ (Opera, p. 358). Unstreitig ist hier von dem Bewußten und dem Bischof Johannes die Rede, und von keinem anderen. Nachdem er geschildert hat, wie er mittels der angeschlagenen Spottverse über seine Feinde triumphierte, so fährt er fort: „Hoc illi non ferentes, tum inimici mei, tum cupidi in mea damnatione plus sibi honorum comparare, adhibito Laurentio Episcopo Puteolano, qui diu recuperare suum Episcopatum, quod adversarum partium fuisset, non poterat, clam adversum me comminisci incipiunt, dicentes: non esse tolerandum homines credere, non esse ab Apostolis conditum symbolum, quanquam aliud clandestinum coquebant consilium, duce illo potentiore Episcopo, jurisconsultorum sua solius sententia principe“ (Opera, p. 359). Vergleicht man hiermit das zuerst angeführte Citat inbetreff des N. N., so ist es gar nicht zweifelhaft, von wem die Rede ist. Hier bekommen wir die bestimmte Auskunft, daß er Bischof war. Nun bringt Joh. Antonius Carrafa den Brief Vallas an „illum principem jurisconsultorum“, das heißt an den N. N. Wenn Valla erzählt, daß, während er auf den Palast des Erz-

bischofs zuging: „ille Caiphas, ut postea accepi, e fenestella quadam episcopi despectabat“ (Opera, p. 361), so kann kein anderer gemeint sein als derselbe N. N. Er bemerkt nämlich kurz vorher, daß Bischof Johannes in dem Gerichtssaale war, und gleich nachher giebt er diesem den Namen: „Hannas“. Er sagt auch weiterhin, daß er (nach der Sitzung) auf den Bischof, d. i. Johannes, gewartet und sowohl ihn, als auch den abwesenden Kaiphas, d. i. eben den N. N.. mit höhnenden Reden überfallen habe. Wenn nachher der König den Bischof, d. i. Johannes, zu sich beruft und ihm bittere Vorwürfe macht, so wird hinzugefügt: „At ille Caiphas tuus, Podi, tum metu Regis tum poenitentia facti, quod secus successerat atque opinatus fuerat, plus duobus mensibus domi se tenuit. Taceo, quid postea Romae contra me sub alio Pontifice (d. h. nicht Nikolaus V., sondern Eugen IV.) conatus sit.“ Auch hier wird unter Kaiphas selbstredend jener N. N. verstanden; und damit dem Leser nicht zweifelhaft sei, wen er meine, so fügt er hinzu „tuus“ und giebt zu erkennen, daß es der Mann gewesen sei, welchen Poggius bezeichne als den nachherigen Lebensretter Vallas, welcher aber, so wie damals (1443) in Neapel, ebenso später in Rom seine Bestrafung betrieben habe. Gewisse Daten stehen also hinsichtlich seiner Persönlichkeit fest. Wer es aber war, darüber sind die Gelehrten nicht einig.

A) Wenn Dr. J. Clausen in seiner Biographie Vallas, S. 162, sagt: „Da rief jener Kaiphas, Bischof Johannes Alesanus aus ...“, so versteht er also diesen unter dem Kaiphas, was entschieden unrichtig ist, da Valla denselben gerade als „Hannas“ bestimmt und wiederholt unterscheidet.

B) Poggiali l. c., p. 59, hält Laurentius, Bischof von Puteoli, für den „Kaiphas“. Aber dieser beteiligt sich zwar an der Verschwörung, spielt aber nicht die Hauptrolle. Er agitiert gegen Valla, um wieder in den Besitz seines Bistums zu gelangen, ist aber niemals sein Lebensretter gewesen. Von ihm heißt es ausdrücklich, daß er unter Anführung des „Fürsten der Juristen“ sich in die angebliche Intrigue gegen Valla eingelassen habe; er kann also nicht mit jenem identisch sein.

C) In der fünften Invektive des Poggius (Opera, p. 251) heißt es: „Scis te jam Neapoli ignis periculum tanquam haereticum adisse. Scis te opera doctissimi viri Fernandi Cordubensis, cui in hoc malas habeo gratias, ab eo discrimine liberatum. Aude hoc negare publicum opus, si potes. Ostende scapularum cicatrices,

tuae perfidei testes." Er sagt ausdrücklich, daß der, welcher ihn befreit habe, Ferdinand von Cordova war. Nach dem Zeugnis Apostolo Zenos (l. c., p. 154) hat der Genannte unter Sixtus IV. in Ansehen gestanden und zwei juristische Abhandlungen geschrieben, deren eine von der weltlichen Macht des Papstes handelte. Auf ihn würde es also etwa passen, daß er sich als den ersten Juristen gefühlt habe. Auch können wir es verstehen, daß er ein Feind Vallas werden mußte, welcher gerade gegen die weltliche Macht des Papstes einen Angriff gerichtet hatte. Indessen ist der Bericht Apostolo Zenos nicht ganz genau. Er beruft sich nämlich auf die Bibliotheca Hispana vetus. Liest man aber diese selbst nach (T. II, p. 208 sq.), so findet man hier die Behauptung, daß er über die weltliche Macht des Papstes geschrieben, durchaus nicht bestätigt. Er hatte im Sinn, es zu thun; ob er es aber gethan, weiß man nicht. Es ist auch gar nicht wahrscheinlich, daß der von Poggius erwähnte Ferdinand derselbe sei mit dem in der Bibliotheca, da dieser letztere weit später in Wirksamkeit stand, nämlich unter Sixtus IV. (1471 bis 1484). Auch scheint der Ferdinand der fünften Invektive des Poggius gar nicht derselbe zu sein mit dem Manne, der in der zweiten vorkommt. Der erstere heißt nur kurzweg „der Gelehrte", während der andere als ein Mann von hervorragender Abstammung und besonderer Würde erscheint. Valla bezeichnet nun den mächtigen N. N. auf eine solche Art, daß die Zeitgenossen kaum in Zweifel darüber sein konnten, wer gemeint war. Dieser Umstand macht Poggius bedenklich, und daher nennt er anstatt des hochangesehenen N. N. den gelehrten Ferdinand von Cordova. Jedenfalls erscheint es mir unzweifelhaft, daß der von Valla benannte Kaiphas nicht mit Ferdinand von Cordova zusammenfallen kann, welcher gar kein Bischof gewesen sein wird, da Poggius ihm diese Würde nicht beilegt.

Unter den von Tiraboschi in seiner Litteraturgeschichte angeführten Juristen habe ich keinen gefunden, welcher von Laur. Valla gemeint sein könnte. Nach allem bin ich bei der Vermutung stehen geblieben, daß unter dem Namen „Kaiphas" kein anderer verborgen sei, als Alfons Borgia, welcher als Kalixt III. der Nachfolger Nikolaus' V. ward. Dieser galt allerdings als tüchtiger Jurist. Gonzalo de Illescas, im zweiten Teil seiner Historia pontificale y catolica, p. 127, bemerkt von ihm, daß er den Doktorgrad sowohl im geistlichen wie im weltlichen Rechte empfangen und großes Ansehen als Jurist genossen habe. Gregorovius, Stadt Rom VII, 144 sagt: „Er galt als der erste Jurist seiner Zeit." Christophe, Histoire de la

papauté pendant le XVe siècle, T. I, p. 484 fällt über ihn folgendes Urteil: „Calixte III apportait aux affaires un esprit studieux, une rare sagacité, un jugement sûr, une connaissance profonde du droit et une longue expérience des hommes et des choses. Comme jurisconsulte, on savait à peine deux papes, qui pussent lui être comparés. Interrogé sur le droit il répondit un jour que les lois et les canons étaient aussi présents à sa mémoire que s'il eût quitté les classes la veille.“ — Ferner war er Bischof. Es wurde ihm das Bistum von Mallorca angeboten; er lehnte es aber ab, da er nur Bischof von Valencia zu werden wünschte. Diesen Wunsch gewährte ihm Martin V. infolge der bei Schlichtung des Schisma erworbenen Verdienste. König Alfons stellte ihn besonders hoch und machte sich seine administrative Tüchtigkeit sowohl in Spanien als auch in Neapel zunutze. Da aber der König ihn als seinen Botschafter nach Basel abordnen wollte, so weigerte er sich, dieser Aufforderung Folge zu leisten (s. Gonzalo de Illescas a. a. O.): denn er wollte nicht in Opposition wider den Papst treten. Das stete Ziel seiner Bestrebungen war, König Alfons mit Eugen IV. auszusöhnen. Bevor noch diese Aussöhnung stattfand, bot ihm der Papst die Kardinalswürde an; er wollte sie aber nicht annehmen, ehe er sein Ziel erreicht hätte *). So wurde er denn erst 1444 ernannt. — Daß dieser Mann in hohem Grade über ein Buch, wie das unseres Valla von der Schenkung Konstantins, ungehalten sein mußte, leuchtet von selbst ein; und ebenso natürlich ist es, daß er die Unruhen zu dämpfen wünschen mußte, welche durch die Angriffe desselben Mannes auf den Ursprung des apostolischen Glaubensbekenntnisses hervorgerufen waren.

Indessen mögen immerhin geschichtliche Einzelheiten, die mir unbekannt geblieben sind, dieser Vermutung widersprechen. Sie sei daher der Prüfung kundigerer Forscher anheimgegeben. — Daß in der Folgezeit Alfons Borgia als Papst demselben Valla großes Wohlwollen bewies, dient durchaus nicht zur Entkräftung der oben angeführten Gründe. Denn damals nahm Valla dem Papsttume gegenüber eine völlig veränderte Stellung ein.

64) Dr. G. Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini, Bd. I, S. 220: „Dichter will, nach dem Sprachgebrauch jener Zeit, soviel sagen wie

*) Vitae Romanorum pontificum, ex Platinae Historia in epitomen redactae (Leodii [Lüttich] MDXCVII), p. 426. Vgl. auch Gonzalo de Illescas.

Stilist in lateinischer Sprache. Poesie und Beredsamkeit waren gleichbedeutende Wörter."

65) Die Frage, um die es sich hier handelt, ist diese: ob die Äußerungen im Anfange der Apologie sich auf die Begebenheiten in Neapel beziehen, oder auf das in Rom Geschehene. Girolamo Tiraboschi, Storia della letteratura Italiana, T. VI, parte II, nimmt an, daß sie Vallas Aufenthalt in Rom betreffen; und zu dieser Ansicht ist er ohne Zweifel dadurch geführt worden, daß er Vallas Streit über das apostolische Glaubensbekenntnis und seine hierdurch veranlaßte Berührung mit der Inquisition in eine spätere Zeit versetzt, nämlich in seinen zweiten Aufenthalt in Neapel, welcher erst stattgefunden hat, nachdem er Rom besucht hatte. Er sagt S. 346: „Ma breve fù il soggiorno del Valla presso il rè Alfonso, e dopo il Concilio Florentino e dopo il ritorno di Eugenio IV a Roma, che avvenne nel 1443, egli si stabili in questa Città ed ivi ebbe quelle contrarie vicende." Nachdem er hierauf in dem nächsten Paragraphen seinen Aufenthalt in Rom geschildert hat, redet er in § 34 von seinem zweiten Aufenthalt in Neapel nach seiner Flucht aus Rom, und sagt alsdann S. 348: „Egli stesso lungamente racconte le contese, che convennegli sostenere, perché avea asserito, che non solo era supposta la lettera di Christo ad Abagaro, ma che non era mai stato un Abagaro al mondo: e perchè avea ripreso Fra Antonio da Betonto, celebre Predicatore di que' tempi, il quale avea affermato, che ciachedun articolo del Simbolo degli Apostoli era stato da un di essi separatamente composto; proposizioni che or non offendono alcuno, ma che allora sembravano a' meno dotti temerarie e poco meno che ereticali. Per la seconda opinione singolarmente fu il Valla costretto a comparire innanzi all' inquisizione, e forse non ne sarebbe uscito felicimente, se la protezione di Alfonso non l'avesse fatto sicuro." Wir wollen hier nicht auf das Ungenaue in dieser ganzen Darstellung hinweisen, sondern uns darauf beschränken, zu bemerken, daß die oben angedeutete chronologische Verwirrung natürlich leicht dazu führen konnte, die im Anfange der Apologie an Eugen gegebenen Notizen unrichtig aufzufassen. Sehen wir hiervon ab, so kommen die Mitteilungen, die Tiraboschi uns (nach Antonio Cortese) über die Ereignisse in Rom giebt, auf Folgendes hinaus. Da der Papst die Kardinäle über Vallas Schrift von der Schenkung Konstantins befragte, und da diese dazu rieten, daß die Sache untersucht und Valla, wenn er schuldig sei, bestraft werde, so flüchtete dieser heim-

lich zuerst nach Ostia, darauf nach Neapel, und von hier nach Barcelona. Hier ist also nur von einem Ansatz zur Sache die Rede; es wird nicht erzählt, daß eine Gerichtssitzung angesagt worden, noch daß Valla vor ihr erschienen sei, noch daß man ihn verurteilt habe, noch daß das Volk durch diese Angelegenheit in Aufruhr geraten sei. Wir wollen Tiraboschis Worte mitteilen: „Soggiugne poscia il Cortese, che Eugenio IV avuto avviso del libro, che si scriveva del Valla, ne consultò i Cardinali, i quali dissero, che conveniva far ricerca del fatto, e punire il Valla, se fosse reo; et che questo allora fuggito segretamente andossene ad Ostia, poscia a Napoli e finalmente a Barcellona." „An vero occulta est fuga illa tua? Tunc cum dissimulato habitu Ostiam primo, deinde Neapolim, postremo Barchionem aufugisti." (Die lateinischen Worte sind ein Citat aus Antonio Cortese.) Die weiteren, aber gefälschten Nachrichten giebt Tiraboschi im Anschluß an die Apologie: „Or tornando all' Apologia, in essa dice Lorenzo, ch'egli temendo una sollevazion popolare avea creduto necessario il porsi in salvo, che un oltimo Rè (cioè il Rè Alfonso) avealo amorevolmente accolto, e che questi chiamati a se coloro, da quali era stato accusato, aveagli sgridati severamente." Es ist indes Tiraboschi doch etwas aufgefallen, daß König Alfons wie ein deus ex machina in Rom aufgetaucht sei, um seinen Freund Valla zu retten. Er sucht sich aus der Verlegenheit auf folgende Weise zu retten: „Questa citazione di' nemici di Valla innanzi al Re Alfonso è assai difficile a spiegare, come potesse avvenire. Si può nondimeno congetturare, che essendo Alfonso circa il 1445 unito col Papa contro il Conte Francesco Sforza, con cui nelle terre medesime della Chiesa fu lunga guerra, venuto il Re in qualche occasione a Roma, e ne' contorni di questa Città, accadesse ivi ciò, che che il Valla racconta." Aber selbst dann, wenn die Anwesenheit des Königs in Rom sich auf diese Weise erklären läßt, so muß man doch bedenken, daß der Papst und die Kardinäle Vallas Feinde in Rom waren, und schwerlich der König diese vor sich berufen hat, um sie zurechtzusetzen. So bleibt also die Schwierigkeit ungelöst.

Zumpt, welcher in Schmids Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Bd. IV, S. 397 ff., eine Abhandlung geliefert hat: „Leben und Verdienste des Laur. Valla", behandelt zwar diese Sache sehr kurz; aber es ergiebt sich doch aus allem, daß auch er über Tiraboschis Irrtum nicht hinausgekommen ist. Er sagt S. 420: „Aber sein Aufenthalt in Rom war nicht von Dauer. Man fing an, gegen ihn zu inquirieren. Die-

selben Personen, die ihn in Neapel verfolgt hatten, schadeten ihm auch in Rom. Er mußte fürchten, vom Pöbel, den man gegen ihn aufwiegelte, umgebracht zu werden. Schon im zweiten Monat nach seiner Ankunft floh er wieder aus Rom über Ostia nach Neapel. Poggius schrieb, bis Barcellona." Auch Dr. J. Clausen hat sich von Tiraboschi irre führen lassen, während er als Beleg für diese Auffassung der Sache den Anfang der Apologie (Opera, p. 795—797) anführt. Der Schwierigkeit, welche des Königs plötzliches Erscheinen in Rom denen bereitet, die den Eingang der „Apologie" auf dort Vergangenes beziehen, sucht er auf andere Weise zu entgehen. „Im Antidoton in Poggium, l. IV, p. 362, geschrieben unter Nikolaus V., redet Valla über seine neapolitanischen Feinde, namentlich jenen „Kaiphas", und fährt nun also fort: „Taceo, quid postea Romae contra me sub alio pontifice (Eugenio IV) conatus sit." Hieraus erhellt, daß Valla den „Kaiphas" und die neapolitanischen Zeloten als die eigentlichen Anstifter auch der römischen „Verschwörung" ansieht, und Neapel als den eigentlichen Hauptherd der Agitation. Es liegt ja auch sehr nahe, an die neapolitanischen Widersacher zu denken; diese sind es, welche Alfons vor sich gefordert und ihnen eine scharfe Zurechtweisung erteilt hat." — Allein mit dieser Erklärung kommt man aus dem Regen in die Traufe, da ja die Einleitung der Apologie nur von einer einzigen Begebenheit erzählt, welche dem ganzen Zusammenhange nach sich nur an einem und demselben Orte zugetragen haben kann; und man verwickelt sich in unauflösliche Widersprüche, wenn man teils Rom (Aufhetzung des Pöbels), teils Neapel (das Eingreifen des Königs in die Sache) zum Schauplatz der Begebenheit macht.

Poggiali, welcher Aktenstücke mitgeteilt hat, die in chronologischer Hinsicht gewisse Abschnitte in Vallas Leben vortrefflich beleuchten, befindet sich desungeachtet selbst in Verwirrung, was die Zeitbestimmungen betrifft. In dem Briefe an Papst Eugen sagt Valla (Epistolae Principum, p. 410): „Itaque audita assumptione tua, nam tunc eram longe a patria absens, et tibi absenti velut praesenti (amor enim quodammodo praesentes nos facit) et mihi ipsi gratulatus sum; eoque, licet aliquot post annis, tamen, cumprimum potui, ad pedes Sanctitatis tuae me contuli, non recessurus ab umbra, nisi huc me venire cupiditas compulisset visendi fratris, quem novem annos non vidissem." Poggiali schließt aus dieser Stelle, daß Valla den Papst in Rom gesehen habe, also zugleich auch die eigene Familie. Da nun Valla im Anfange des Briefes an Ludov. Scarampus (Episto-

lae, p. 316) sagt: er wünsche jetzt, nach Verlauf von 14 Jahren, die Seinen wieder zu sehen, da ferner Eugen 1447 starb, da also das Schreiben an ihn spätestens in diesem Jahre verfaßt sei, so schließt Poggiali: Valla sei im Jahre 1433 in Rom gewesen und verlegt die Eingangs der Apologie erwähnte Verfolgung in den damaligen Aufenthalt in Rom. Er geht davon aus, daß diese Verfolgung durch Vallas Schrift de donatione Constantini veranlaßt worden; da aber nun der schlimme Umstand eintrifft, daß diese Schrift 1440 verfaßt ist, so hilft er sich mit der willkürlichen Annahme, daß Valla schon weit früher diese Arbeit angefangen habe, und zwar in seiner Verstimmung darüber, daß er nicht Sekretär des Papstes geworden sei. Da aber in dem angeführten Briefe an den Papst nicht ausdrücklich gesagt ist, daß er in Rom ihn gesehen habe, so stürzt hiermit das ganze Gebäude zusammen (s. Poggiali, S. 31 ff.). Auch aus anderen Gründen ist es höchst unwahrscheinlich, der römische Pöbel sollte dermaßen auf Valla erbost gewesen sein, daß dieser aus Furcht vor demselben Hals über Kopf davonlief.

Wie lange war denn Valla in Rom? Dr. J. Clausen nimmt zwei Monate an. Er beruft sich dafür (und ebenso auch Zumpt) auf eine Stelle in Vallas Schrift gegen Facius (Opera, p. 465), welche also lautet: „Veni altero a profectione mea mense.“ Der Sinn ist: „Ich kam nach Neapel zurück im zweiten Monat nach meiner Abreise.“ Es wird nicht gesagt, ob im Anfang, der Mitte oder am Schlusse des Monats. Nimmt man dazu die Reise hin und zurück, so folgt, daß er nicht zwei Monate, vielleicht nur einige Wochen in Rom selbst gewesen ist. In so kurzer Zeit bringt man schwerlich eine große Bevölkerung in Alarm, es sei denn, daß irgendeine unerwartete Begebenheit die Gemüter in Bewegung setzte. Und überdies, wo in aller Welt sollte Valla bessere Freunde finden, als gerade in Rom? — Diese Stadt hatte ja wenige Jahre vorher die Theorie Vallas in Scene gesetzt: sie hatte den Papst verjagt und hierdurch an den Tag gelegt, was ihre Überzeugung war, nämlich daß die Kirche der weltlichen Macht des Papstes nicht bedürfe. In Neapel dagegen stand es ganz anders. Neapel hatte dem König Alfons einen hartnäckigen Widerstand geleistet und sich seinen Feinden angeschlossen, zu welchen der Papst Eugen gehörte. Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß eine Zeit lang unter der Bevölkerung noch eine Gärung herrschte, nachdem Alfons mit Waffengewalt sich in Besitz der Stadt gesetzt hatte. Diese Gärung mochte eben der volksbeliebte Predigermönch Antonius benutzen, indem er gegen eine Ketzerei predigte, die bei einem der Sekretäre des Königs, und einem ihm besonders nahe-

stehenden, vorhanden war. Hier also waren alle Bedingungen vorhanden zu einem Volkszorne, der wohl aufgelegt sein konnte, den Laur. Valla in Stücke zu zerreißen. — Fr. Gregorovius läßt in seinem großen, interessanten Werke ganz richtig Valla nach Rom kommen und von hier nach einem Aufenthalt weniger Wochen flüchten (Geschichte der Stadt Rom VII, 553); wenn er aber außerdem erzählt, daß Valla auch 1440 in Rom gewesen und damals von hier nach Barcellona geflohen sei (a. a. O., S. 549), so fehlt dieser Erzählung jeder geschichtliche Beweisgrund.

Die dem Papste Eugen gewidmete „Apologie" beginnt folgendermaßen: „*Erat aequius, summe Pontifex, ac mihi quidem multo optatius, me vel in illo superiore judicio, si judicium dicendum est judicum conspiratio, objectis respondere, vel potius judice te causam dicere, quam absentem scribere defensionem:* quem etsi tua fide, quam dederas, tutum esse oportebat, tamen experta mihi inimicorum malignitas fecit, ut portu, in quo eram, nihil importunius esse censerem. Nunc autem, postquam vitae, qua periclitabar, consului, pudori meo, quod secundum est, sed non minoris faciendum, consulere debeo, ne criminibus a me non purgatis plus liceat mendacio quam veritati, calumniae quam innocentiae, invidiae quam virtuti, neve quod per justissimum ac sapientissimum regem accusatores non obtinuerunt, id per te, sanctissimum patrem, quod sit indignius, obtineant. *Satis est, quod semel incautum novo scelere circumvenerunt, quod summum in discrimen adduxerunt, populo in me incitato atque armato, quod extrema infamia conspergere conati sunt.* In qua, persancte, eos perquam pie fecisse confitear, nisi scelerate, nisi nefarie, nisi impie fecerunt. Nam per immortalem deum, quando unquam fando est cognitum, ut, qui judices fuerunt, iidem accusatores fuerint, qui accusatores, iidem testes, qui testes, iidem inimici? *qui me revellere objecta volentem vetuerunt, qui orantem vel audire aspernati sunt, qui lamentantem terruerunt: si loqui perseverassem, me non modo sensisse haeretice, sed esse pertinacem in haeresi continuo se pronunciaturos, ac per ipsum populum, qui aderat, lapidaturos, quum etiam jus in me inquirendi non haberent.* ‚Quod genus hoc hominum, quaeve hunc tam barbara morem permittit patria? Hospitio prohibemur arenae.' Licet enim mihi de immanitate hominum Virgilianis versibus queri. Facta fuit pro se dicendi potestas Milani homi-

cidae, facta Verri sacrilego, facta Catilinae parricidae. Quum primum plures, dicentibus testibus, qui caedi nobilissimi hominis interfuissent, arguerent, alterum Sicilia tota, tertium plerique Romanorum. Orestes quoque, quum sua manu matrem necavisset, tamen in defensione non facti, sed juris auditus est. Unde nunc haec novitas et perniciosum sane humanis rebus exemplum introducitur, judiciorum tollere alteram partem? Hoc si permittitur, judiciorum omnis ratio intercidit. Quid enim opus est judiciis, ubi absolutio esse non potest? Carnifex potius adhibendus est quam judex. Proinde, si fateri volumus, carnifices in me illi, quantum in ipsis fuit, omnes extiterunt. Danda est, danda etiam manifesti criminis reis defendendi facultas, vel ob hoc, ut graviori paena digni per ipsam obstinationem esse videantur. At ea, quae mihi objecta sunt, tantum abest, ut manifesta crimina putentur, ut etiam eximiam quandam vel praestantis eruditionis vel optime de Christiana religione sentientis speciem prae se ferant. Quanquam, o bone Jesu, videorne vobis errare? vos ipsos appello accusatores, indicate errorem, docete culpam et peccati mei aperite rationem. Nam quum confessionem a me extorquetis, non sententiam mutare (cur enim mutem, quum meliorem non videam?), sed mendacium loqui cogitis et secus ac sentio dicere: quo quid aliud declaratis, nisi vos hominem perditum malle quam servatum? *Et postea clamant me relapsum esse, quum ita me in lubrico posuerint, ut aut jacendum mihi semper, aut ad primum quemque gradum sit collabendum.* Etenim scripsi de grammatica, lingua Latina, logica, rhetorica, jure civili, philosophia aliisque nonnullis, examinans (? exsuperans) proxima secula et viventium plurimos. Isti quum neque disputando vincere me possent, nec adversus libros meos scribere auderent, per causam earum rerum, quae ad religionem pertinere videbantur, *etiam illa, quae ab religione longissime abhorrebant, condemnarunt*, ne quando contra eos hiscere auderem, imo ne verbum quidem ullum facere. Nam qui fieri potest, ut de studiis aut taceam semper aut aliter dicam, quam sentio? *Atque ut vesaniae eorum cumulus accederet, adactus sum jusjurandum interponere, quod illa ex animi mei sententia, quod fieri non poterat, confiterer.* Neque hac de me poena contenti, exitium meum, quod sibi futurum utique promiserant, avidi exspectabant. Magnus est, summe Pontifex, magnus invidiae stimulus, magna indignatio, superari cum a caeteris,

tum vero a junioribus, magnum odium in eos, qui singulari peritia freti, traditis aperte simpliciterque praeceptis bonis, imperitos necessario reprehendunt ac damnant; et quemadmodum ad magnorum generoso animo canum aliarumve nobilium ferarum transitum, caeterorum undique plebejorum canum progressus atque adlatratus fit, ita in me inimici mei, etsi magni potentesque viri sint, tamen velut catuli in ursum invaserunt. Mihi crede pro tua fide, summe Pontifex, non amore religionis, cujus hostes sunt, non virtutis reverentia, quam nunquam degustarunt, non decoris nomine, quem in aliis quoque everterunt, ad opprimendum me incubuerunt, sed invidia, sed dolore, sed malivolentia. Quid enim mihi tanquam male sentienti de fide possint objicere? quum ipse queam ex vitae meae actibus eam ostendere, illi nequeant ex sua, quorum non vita modo turpissima est, verum etiam fama, ut taceam quosdam eorum cerebrosos ac prorsus insanos. *Quaeras fortasse, quaenam me res ab impendenti jam infandae mortis periculo subtraxerit? Non mea fuga, non amicorum preces, non casus aliquis, sed deo hanc mentem inspirante rex optimus, qui ubi Judaicum in me judicium rescivit, adeo aegre tum injuriam meam, tum cru delitatem illorum, tum pessimum exemplum tulit, ut nunquam in omni vita, vir ingenio placidissimo, visus fuerit iratior.* Mentior, nisi haec per proceres domus regiae domesticos in tota civitate vulgatum est, vocatosque conjuratos non modo ut iniquos judices, sed etiam ut falsos accusatores et testes, vehementer increpuit. Non pudebit me referre in defensionem capitis et famae, quod de laude mea rex sapientissimus dixit. Nec est mendaciis locus, non modo multis aliis, qui audierunt et ad me detulerunt, testibus, sed ipsis quoque inimicis non negaturis: quanquam quid mirandum de hac laude? quum multo majorem mihi tribuerit in literis bulla aurea munitis, in quibus me tantus princeps omnibus paene scientiis atque poëtica vel fecit insignem, vel esse testatus est. Quid igitur dixit? ,Vos vero, pessimi mortalium, estis invidia atque odio, non fidei contemplatione aggressi hominem, non modo multo synceriorem vobis, verum etiam doctiorem et dociliorem vobis universis, cum quo pugnare veriti insidias ei intendistis. Nam si in quaestionibus, quas disputandas proposuerat, male sentiebat, eam convincere debuistis, non furtivo judicio circumvenire. *Itaque et judicium vestrum damno, eo quidem magis, quod in eum, qui vobis e domo incerta est, inqui-*

rendi potestas non fuit; et ipsarum quaestionum me judicem facio. Praesto mihi sitis igitur ad tertium diem.' — Is autem tertius dies, beatissime pater, ut nullus esset, ab illis, causae suae ut antea diffidentibus, cum precando tum causando effectum est, semperque postea ut a me victi vulgo conspecti sunt et prope dixerim triumphati. *Quod cum ita sit, quae tandem perversitas est, ne dicam rabies, nunc illorum quosdam abs te postulare, ut quem nocentem probare, sapientissimo rege exercere judicium volente, confisi non sunt, cum tu nocentem sine probationibus statuas? et cui sapientissimus princeps vel dedit vel supervaeuam duxit absolutionem, ei tu clementissimus pater inaudito irroges poenam? Hoc si tibi, ut est, indignum videtur, illud profecto plusquam dignissimum postulatum est, ut mihi nec illorum judicium, quod pharisaicum fuit, obsit, nec sapientissimi regis sive praejudicium sive judicium prosit, tuque sanctissimus judex hanc causam tanquam ab initio cognoscas.* Omissa itaque rei gestae narratione, quam tibi ut in istis tot tantarumque rerum occupationibus audire vacuum non est, ab re ipsa incipiam, quaestionum, ut quaeque posita est, ordinem sequens."

Liest man das Vorstehende aufmerksam durch, so erkennt man, daß mit den Worten: „*Satis est, quod semel*" Valla seinen Bericht über das ihm Widerfahrene anfängt, und daß alles Nachfolgende nur auf eine und dieselbe Begebenheit geht. Und daß diese nicht in Rom stattfindet, sondern in Neapel, unterliegt gar keinem Zweifel: denn der neapolitanische König tritt auf und macht seine ganze königliche Machtvollkommenheit gegenüber dem Gerichte geltend, kassiert das Urteil desselben und befiehlt demselben, vor ihm zu erscheinen. Alles dieses war in Rom unmöglich. Die Grundzüge der Erzählung sind ganz die nämlichen, wie in jenem Berichte, den Valla in seiner Schrift gegen Poggius erstattet. In der Apologie sagt er: das Gericht bestand aus Verschworenen, und es überraschte ihn, den keine Gefahr ahnenden (incautum). In dem Antidoto contra Poggium sagt er: er habe geglaubt, zu einer Disputation eingeladen zu sein, als er vor das Inquisitionsgericht vorgefordert wurde, weshalb er weder seine Freunde von dem ihm Bevorstehenden damals unterrichtete noch einen Advokaten mitnahm. An beiden Orten wird naiverweise die Verwunderung geäußert, daß ihm nicht gestattet wurde, mit den Beisitzern des Gerichtes über die Frage zu disputieren, ob seine Ansicht von dem Ursprunge des Apostolikums begründet sei, oder nicht. Das Disputieren ist ja sein

Element. An beiden Orten mengt sich der König in die Sache. An beiden Orten erscheint dieser sehr aufgebracht und äußert seinen Zorn gegen die Mitglieder des Gerichts. Die verschiedene Beleuchtung, welche derselben Begebenheit an beiden Orten hinsichtlich der Valla bedrohenden Gefahr gegeben wird, rührt daher, daß die Apologie kurze Zeit nachher verfaßt ist, die Schrift gegen Poggius dagegen erst viele Jahre nachher, als Valla das Interesse hatte, das, was mit ihm vorgegangen war, zu etwas Geringfügigem zu machen.

Aber wie sollen wir den ersten Satz in der Apologie verstehen, welcher unstreitig so zu übersetzen ist: „Es war billiger und mir jedenfalls weit erwünschter, daß ich entweder vor jenem früheren Gerichte (wenn eine Verschwörung von Richtern diesen Namen verdient) wegen des mir zur Last Gelegten mich verantwortete, oder auch nachher vor dir, wenn du zu Gericht saßest, als daß ich abwesend (d. h. aus der Ferne) eine Verteidigung schriftlich abfasse?" Was ist unter dem früheren Gerichte zu verstehen? — Wir geben zuvörderst unsere Ansicht, und führen danach erst die Beweisstellen auf, die sie als die richtige beglaubigen. Aus Vallas Briefen, welche er von Neapel sowohl an den Papst als an römische Staatsmänner gerichtet hatte (s. die gegenwärtige Schrift S. 14 f.), erfahren wir, daß er mit den Gefahren, die infolge seiner Schrift über Konstantins Schenkung ihn in Rom bedrohten, nicht unbekannt war; und er erklärte sich, falls der Papst es wünschen sollte, zum Widerruf seiner Äußerungen bereit. Aus den Mitteilungen Tiraboschis sehen wir, daß der Papst nach Beratung mit den Kardinälen beschlossen hatte, die Sache untersuchen zu lassen. Diese Sache war also zwischen dem Papste und Valla aufs reine gebracht und kann nicht — nach gewöhnlicher Meinung — seine Flucht veranlaßt haben. Einen entscheidenden Beweis dafür, daß diese Auffassung richtig ist, giebt das völlige Stillschweigen, das Valla über die Schenkung Konstantins in seiner Verteidigungsschrift an den Papst beobachtet. Wodurch wurde nun die Besorgnis bei ihm rege, daß man das zugesagte sichere Geleite nicht wirklich gewähren werde? mit anderen Worten: was bewog ihn, die Flucht zu ergreifen? — Es ist interessant, zu sehen, wie Valla an einer anderen Stelle selbst seine eilige Rückkehr nach Neapel erwähnt. Man erhält dadurch eine Idee von seiner Zuverlässigkeit. In seiner Schrift gegen Facius sagt er kein Wörtchen von einer Gefahr, der er in Rom ausgesetzt gewesen. „Durch seine Abreise von Neapel kamen seine litterarischen Widersacher in Bewegung und meinten: jetzt sei der Augenblick da, ihrem Zorne Luft zu machen. Unter der Hand verbreitete man Schmähschriften gegen ihn,

wovon seine neapolitanischen Freunde ihn unterrichteten und ihm schrieben: er solle eiligst zurückkehren, wo nicht aus anderen Gründen, so doch aus diesem." („Sed quid exspectarem, cum ipsi me propediem ire Romam cum summo Pontifice locuturum constituisse scirent et — ut est aviditas credula — non reversurum sperarent? Itaque, me vix profecto, libri invectivarum circumferuntur, passim ostentantur, publice recitantur. Sic necessarii mei ad me scribebant hortantes, ut primo quoque tempore remearem, et, si nihil aliud, hac certe ratione remearem. Veni altero a profectione mea mense.") *) — Also war Vallas Verlangen, in Rom zu bleiben und in die Dienste des Papstes zu treten, in Neapel allgemein bekannt geworden. Daran hatte Valla natürlich nie gedacht! Seine Feinde wünschten, daß er fortbleibe; und ein lebhafter Wunsch ist so leichtgläubig. Kurz vorher hatte derselbe Valla dem Papste geschrieben: „Ich habe beschlossen, jeden anderen Lebensplan aufzugeben und unter dir als meinem Feldherren zu dienen, beständig deiner Fahne zu folgen, entweder einem ehrenvollen Tode für deine Würde entgegenzugehen, oder nach gewonnenem Siege zurückzukehren" (vgl. gegenw. Schrift S. 24 f.). Aber während seine litterarischen Feinde seine Stellung in Neapel zu untergraben suchten, legten seine kirchlichen Feinde es darauf an, in Rom ihn zu vernichten oder jedenfalls zu verhindern, daß er nicht in die Dienste des Papstes übergehe („Taceo, quid Caiphas postea Romae contra me sub alio pontifice conatus sit") **). Wir brauchen indessen gar nicht anzunehmen, daß die, welche seine Carriere in Rom zu hintertreiben suchten, durch bloß persönliche Beweggründe geleitet wurden. Das Inquisitionsgericht hatte sein Urteil gefällt, dessen Ausführung König Alfons kraft seiner königlichen Autorität verhindert hatte. Hierdurch war die Würde des Inquisitionsgerichtes in hohem Grade gekränkt worden. Laur. Valla befand sich jetzt in Rom. Hiermit war das Hindernis der Vollziehung des Urteils weggefallen. Weshalb es nicht jetzt vollziehen? — Dieser Umstand machte Vallas Lage äußerst bedenklich. Wahrscheinlich war er in dem päpstlichen Geleitsbriefe nicht vorgesehen: denn in der Korrespondenz, welche seiner Reise nach Rom vorausging, ist allein von seiner, auf Konstantins Schenkung bezüglichen Schrift die Rede. Daher bietet denn Valla in seiner Apologie alles auf, um dem Papste die Überzeugung beizubringen: die Frage wegen seiner

*) Opera, p. 465.
**) Ibid., p. 362.

Ketzerei sei ein- für allemal durch des Königs Intercession in Neapel abgemacht; sollte etwas wieder ihn aufgebracht werden, so müßte es ein ganz neuer Prozeß sein. „Untersuche die Sache von neuem!" Dieses liegt Valla vornehmlich am Herzen. „Nihil te obsecro, nisi hoc unum, ut, si nihil peccavi, in pristinum statum me famamque restituas, id quod optimus Rex fecit pro sua felicitate (?); sin peccavi, primum errorem edoceas, deinde, quae tua clementia est, mitiorem quam pro culpa exigas poenam, quum praesertim satis jam dederim abundeque poenarum."*) — Auf die juristische Auffassung, die Valla hier der Sache giebt, lassen wir uns nicht näher ein, sondern machen nur darauf aufmerksam, daß er auch hierbei, wie so häufig, schlau und wohlberechnend verfährt. König Alfons war damals des Königs Verbündeter, oder war es gewesen, und hatte ihn unterstützt, um die päpstlichen Gebiete von Sforza zurückzuerobern. Gerade in diese Wochen mochte jenes glückwünschende Schreiben fallen, das Prinz Ferdinand an seinen Vater, den König Alfons richtete, daß durch seine Taktik und Tapferkeit die Markgrafschaft dem Papste wiedergewonnen sei, „ad quam recuperandam nec vis Ecclesiae, nec Papalis auctoritas, nec ulla alia potentia suppetebat" **). Daher hatte es für den Papst besondere politische Bedeutung, daß Valla sich mit dem Wohlwollen eines Königs zu decken vermochte, zu welchem er selbst in freundschaftlichem Verhältnis stand.

Valla wurde also von Rom fortgejagt durch die Besorgnis, es möchte dort dem in Neapel gefällten Urteil Exekutionskraft beigelegt werden. Hierzu kam, daß er allerdings Ursache hatte, zu fürchten, er möchte bei Wiederaufnahme der Sache nicht bloß als Ketzer, sondern als rückfälliger Ketzer behandelt werden. Erzählt er doch selber: seine Richter würden im Publikum als überwunden betrachtet, über welche er triumphiert habe. Ohne Zweifel hat er seine früheren Behauptungen festgehalten und dadurch seinen Richtern selbst die Befugnis gegeben, ihn als einen qualifizierten Ketzer zu betrachten. Und diesen Gesichtspunkt machte man nunmehr in Rom geltend, während man auf die Exekution drang. Valla sagt im Anfange seiner Apologie: „Danach schreien sie; ich sei rückfällig geworden, wiewohl sie mich auf einen so schlüpfrigen Boden gestellt haben, daß ich beständig liegen bleiben (d. h. gehorsam mich fügen und schweigen), oder bei dem ersten Schritte zu Falle kommen mußte."

---

*) Opera, p. 304.

**) Epistolae principum, p. 355.

Wenn also Valla in der Einleitung zur Apologie sagt: es sei ihm wünschenswerter gewesen, vor dem vorigen Gerichte zu erscheinen u. s. w., so ist hierunter das Inquisitionsgericht zu verstehen, welches ihn in Neapel verurteilt hatte, und welches jetzt in Rom zusammentreten wollte, um zu Recht zu entscheiden, ob das in Neapel gefällte Urteil exekutiert worden sei, und wo nicht, ob seit der Fällung desselben mildernde oder verschärfende Umstände eingetreten seien, welche dazu bewegen könnten, entweder die Exekution ganz fallen zu lassen, oder wo möglich, das Urteil noch zu verschärfen. Kein Wunder, daß Valla alle seine stolzen römischen Hoffnungen aufgab und aufs geschwindeste nach Neapel zurückkehrte.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

